



Sagen

aus den

Rheingegenden, dem Schwarzwalde

und den

Vogesen.

Gesammelt von

Dr. Aloys Schreiber.

Dritte Auflage.

Zwei Theile in Einem Bande.

Frankfurt am Main.
Jos. Engelmann'sche Verlagsbuchhandlung.
(Joseph Baer.)
1848.

Druck von Aug. Osterrieth
in Frankfurt a. M.

An Ludwig Tiek.

Es war eine schöne Sitte, die sich leider, wie so manches Löbliche, zu verlieren anfängt, daß die, welche an Heilquellen zusammentrafen, sich einander kleine Geschenke machten zum Andenken. Lassen Sie mich diese freundliche Sitte erneuern. Das schöne Thal von Baden ist Ihnen lieb geworden, und es bedarf wohl keines sichtbaren Zeichens, um Ihnen eine heitre Erinnerung davon zu bewahren. Ich möchte jedoch diese Erinnerung für mich in Anspruch nehmen. Die Gabe ist unbedeutend, wie ein Bade-

geschenk seyn soll, aber sie kommt aus dem besten Herzen, und ich freue mich im Voraus, Sie künftig wieder in der alten Aurelia, am Born der Najade, die in ewiger, frischer Jugend lebt, mit Deutschem Handschlage begrüßen zu können.

Baden, am 1. October 1828.

A. Schreiber.

Vorrede zum ersten Theil.

Ein Theil dieser Sagen steht bereits in meiner Rheinreise und in meiner Beschreibung Badens; der größre Theil erscheint hier zum erstenmale. Viele derselben sind Erinnerungen aus meinen Kinderjahren. Das Wunderbare lebt lange noch in den Bergen fort, wenn es in der Ebene längst untergegangen.

Bei ihrer beständigen Wanderung im Munde des Volkes muß sich die Sage fortwährend neu gestalten, und häufig ihre Oertlichkeit verändern. Daß Grund und Boden meist historisch sind, darf bei der Aufzeichnung nur wenig in Betracht kommen, denn eine Sichtung und Sonderung würde ihr Wesen aufheben, und sie zur Mumie machen. Die Geschichte ist ein Vergangenes und Unveränderliches, die Sage aber ein Gegenwärtiges und Fortlebendes, darum verändert sie sich unaufhörlich, wie alles Leben. Wo die Burgen unserer Väter standen in ihrer Stärke und Herrlichkeit, da sind noch die Trümmer zurückgeblieben, und wo tapfre Ritter und züchtige Frauen gewandelt, wohnen jetzt noch ihre Schattengestalten. Dadurch knüpft sich das Unsichtbare an ein Sichtbares, und die Einbildungskraft lüftet neugierig den dunkeln Schleier, der die Geisterwelt bedeckt.

Was von diesen Sagen früher gedruckt war, hat Herrn Carl Geib Stoff zu Balladen und Romanzen geliefert. Ich muß das darum anmerken, damit nicht mitunter ein Leser auf den irrigen Gedanken gerathe, ich hätte Herrn Geib nacherzählt.

Vorrede zum zweiten Theil.

Ich gebe hier eine Nachlese zu meiner früheren Sammlung von Sagen aus dem Rheinland, dem Schwarzwald und den Vogesen. Einige davon sind noch im Munde des Volkes, die meisten aber fangen allmählich an zu verschwinden mit unsern alten Liedern. Das deutsche Volk hat zu viel von der Zeit in sich aufgenommen, als daß es nicht darüber seinen einfachen, reinen Natursinn hätte einbüßen sollen; es schämt sich seiner alten Lieder und Sagen, wie seiner alten Kleidertracht und Sitten, singt Operngesänge, die auf allen Jahrmärkten feilgeboten werden, und liest schlechte Romane, die nachgerade den Weg auch in die Hütte des Landmannes finden. Es wäre zu wünschen, daß von unsern Volksliedern und Volkssagen wohlfeile Ausgaben für das Volk veranstaltet und unter demselben verbreitet würden. Nur auf diesem Wege würden jene Dichtungen den Weg wieder dahin zurückfinden, von wo sie ausgegangen.

Baden, im März 1839.

A. Schreiber.

Inhalt.

Erster Theil.

		Seite
1.	Kaiser Friedrich I. und Gela	1
2.	Falkenstein	4
3.	Burg Eppenstein	9
4.	Adolphseck	13
5.	Ritter Brömser von Rüdesheim	17
6.	Hatto's Thurm	20
7.	Die Teufelsleiter	22
8.	Das Wisperthal	28
9.	Rolandseck	34
10.	Die beiden Brüder	38
11.	Hildegard	41
12.	Die Kapelle auf dem Stromberg	44
13.	Der Drachenfels	46
14.	Treuenfels	48
15.	Die sieben Schwestern	53
16.	Die Jungfrau auf dem Lurlei	56
17.	Die Gräfin von Cleve	59
18.	Das Fräulein von Flörsheim	61
19.	Die Fischerhütte	65
20.	Die Versöhnung im Tode	72
21.	Das Himmelreich	75
22.	Burg Stolzeneck	80
23.	Die Mainau	85
24.	Das Horn	88
25.	Die heilige Notburga	89
26.	Der Waldgeist	93

Seite

27. Die Zerstörung von Hohenkrähen 95
28. Der Minneberg 104
29. Sage vom alten See 106
30. Der todte Zeuge 108
31. Die Edelfrau-Höhle 110
32. Die Kapelle 112
33. Die Falkenburg 114
34. Die Clemenskirch 125
35. Herzog Thassilo 126
36. Der Pfeil 128
37. Tiefenau 129
38. Kaiser Friedrich der Rothbart 130
39. Die Schlangenjungfrau 132
40. Der Ring 133
41. Die Wahrsagerin 135
42. Der Gast 136
43. Die Waldkapelle 137
44. Der Zweikampf 139
45. Die Burgfrau von Baden 140
46. Die todte Braut 143
47. Das Rockenweibchen 145
48. Der Mummelsee 148
49. Die Entstehung des Klosters Frauenalb 151
50. Die Belagerung von Eberstein 154
51. Peter von Staufenberg 156
52. Die Felsenhöhle 161
53. Die Odilienhöhle bei Freiburg 163
54. Der Jäger 165
55. Der Köhler 167
56. Der Klingel 169
57. Die silberne Glocke 170
58. Die Lindenkirche 171
59. Die Wallfahrt zu Tryberg 172
60. Das Burgfräulein von Windeck 173
61. Burg Schwarzach 175
62. Der Hennegraben 177
63. Die Teufelskanzel 182
64. Der Yberg 183
65. Der Nonnensee 186
66. Der Ahornbaum 188
67. Die Moorjungfrauen 191
68. Der Grafensprung 192

Seite

69. Das Gewitter 194
70. Zeitelmoos 195
71. Der Brunnen 196
72. Klopfer 197

Zweiter Theil.

1. Der Poppele von Hohenkrähen 201
2. Sanct Landolin's Bad 203
3. Tegelstein 204
4. Fürsten=Zell 205
5. Die Teufelskanzel 209
6. Das Bergweiblein 210
7. Der Bannacker 213
8. Die Wolfshöhle 216
9. Die Pfalz im Rheine 217
10. St. Goar 227
11. Die heilige Hildegard 229
12. Der Zweikampf bei Mainz 230
13. Der Wolfsbrunnen 232
14. Die Yburg 234
15. Das Brigittenschloß 235
16. Die Altenburg 238
17. Trifels 240
18. Der Teufelsstein 245
19. Der Kellermeister auf Arndburg 246
20. Die Dame von Schwanau 247
21. Der Burggeist auf Rodeck 249
22. Das Kloster bei Eberstein 251
23. König Pharamund 254
24. Lore Lay 257
25. Der Ritter von Boppard 259
26. Die drei Schwestern 261
27. Der Ritter von Angelach 264
28. Der Langenstein 270
29. Lauretta von Starkenburg 271
30. Der Minneberg 279
31. Der Herenthurm in Bühl 281

*

Seite

32. Der Raubritter 284
33. Der Bogenschütze 286
34. Keller's Bild und Kreuz 293
35. Tiefenau 296
36. Die Hütte bei Ebersteinburg 298
37. Der Klingel 299
38. Der Grafensprung 300
39. Die Teufelsmühle 302
40. Hilpertsloch 304
41. Das Brigittenschloß 305
42. Die drei Jungfrauen aus dem See 311
43. Baden und das Wildbad 313
44. Die Seeweiblein 314
45. Der Wildsee 316
46. Die Belagerung von Neueberstein 317
47. Wendelgard von Eberstein 322
48. Die Burg Calw 323
49. Der Ring 336
50. Gutenfels 339
51. Der närrische Fiedler 343
52. Das Windspiel 361

Anhang versifizirter Sagen.

1. Fridolin 382
2. Die Entstehung von Herrnalb 385
3. Der nächtliche Tanz 387
4. Hugo von Windeck 388
5. Der Mummelsee 390
6. Florens 392
7. Der wilde Jäger im Odenwalde 394
8. Garlinde 396
9. Die Jungfrau auf Burg Windeck 399
10. Das Grab auf der Haide 401
11. Das Burgfräulein (In allemanischer Mundart) . . . 402

Sagen

aus den Rheingegenden,

dem

Schwarzwalde und den Vogesen.

Erster Theil.

1.

Kaiser Friedrich I. und Gela.

Der edle, ritterliche Hohenstaufe, Friedrich Rothbart, lebte, noch bevor er Herzog von Schwaben geworden, auf einer väterlichen Burg in der anmuthigen Wetterau. Er war damals erst drei und zwanzig Jahr alt, und in ihm ruhte die ganze herrliche Kraft eines künftigen Heldenlebens.

Einer seiner Burgmänner hatte eine Tochter, Gela mit Namen. Die Schönheit und Anmuth der Jungfrau entzündeten in der Brust des Jünglings eine heftige Liebe, die bald sein ganzes Wesen erfüllte. Eines Tages begegnete er ihr im Bogengange, der von der Kapelle in den Burghof führte. Hingerissen vom unerwarteten Augenblick ergriff er ihre Hand, und sagte, mit fast zitternder Stimme: Schöne Gela, ich lieb' Euch, und kann es nicht länger verbergen.

Die Jungfrau stand da, hocherröthend und verwirrt, und schlug die Augen nieder. — Zürnt nicht, rief Friedrich, und drückte ihre Hand an seine Lippe und entfernte sich eilig.

Von dieser Stunde an schien Gela den jungen Herzog zu vermeiden. Er wurde darob trübsinnig und fast menschenscheu. Alle, die um ihn waren, bemerkten die Veränderung, welche mit ihm vorging, aber keiner mochte die Ursache errathen. Die schöne Gela allein wußte recht gut Bescheid, aber das Geheimniß lag wohlverwahrt in ihrem Busen.

Eines Abends begegneten sich beide in einem einsamen Gehölz an der Kinz. Gela suchte Kräuter zu einem Trank für ihre kranke Schwester. Friedrich grüßte sie ehrerbietig — doch als sie auf dem schmalen Pfad an ihm vorüber ging, und der Saum ihres Gewandes ihn berührte, da ward es Nacht vor seinen Blicken; mit einem dumpfen Ach taumelte er gegen einen Baum, und hatte Mühe, sich an dem Stamm desselben aufrecht zu erhalten.

Gela wurde ergriffen von seinem Zustande, und die Liebe war auch in ihrem Herzen. Sie ging huldreich auf ihn zu, reichte ihm die Hand, und sagte:

Morgen, eine Stunde vor Sonnenaufgang, findet Ihr mich in der Burgkapelle.

Friedrich fand sich bald nach Mitternacht an dem bestimmten Ort ein, denn der Schlaf floh seine Augen. Gela erschien mit dem ersten Hahnenschrei. Sie zog ihn sanft auf eine Bank vor dem Altar nieder, setzte sich neben ihn, und sagte:

Ihr liebt mich, und ich mag Euch nicht verbergen, daß ich Euch auch liebe, wenn ich schon nicht die Eurige werden kann, denn Ihr müßt Euch eine Hausfrau wählen aus den Töchtern der Grafen oder Herzoge —

Friedrich wollte sie unterbrechen, aber sie legte ihm sanft die Hand auf den Mund, und fuhr fort:

Ich mag nichts haben außer dieser meiner Liebe, Ihr dürft Euch damit nicht begnügen. Hört mich, die Stätte ist heilig, und wenn ich fehle, so ist mir die Mutter des Erbarmens nah. Ich will Euch, wenn Ihr's wünscht, jeden Tag, in eben dieser Stunde und an eben diesem Orte sehen — aber sonst nirgendwo ohne Zeugen. Unsere Liebe muß rein bleiben, denn ich möchte sie einst mit hinüber nehmen, wenn ich scheide.

Der Jüngling schaute sie an, wie ein höheres Wesen, und ihm war, als würde die Weihe eines neuen Lebens über ihn ausgegossen. Er hätte jetzt alle seine Ansprüche auf den Glanz der Erde für eine Hütte und ein Grabscheit hingegeben. Aber Gela ermannte ihn, daß er nicht untersank im Strom weicher Gefühle. Die Liebenden sahen sich täglich in der Kapelle; Friedrich ruhte, in stiller Seligkeit, an Gela's Wange, an Gela's Busen, doch stieg nie eine unreine Begierde auf in seinem Innern.

So verlebte er ein glückliches Jahr. Da zog Kaiser Konrad mit einem großen Heerhaufen ins gelobte Land, und das Fräulein erinnerte den Jüngling, daß es nun Zeit sey, der Ehre seine Schuld zu bezahlen. — Unsere Liebe ist ewig, rief der edle Hohenstaufe, und bot ihr die Hand zum Abschied. Ewig, sagte Gela, und sank an seine Brust.

Er ging nach Palästina, und kehrte, mit Ruhm bedeckt, an die Ufer der Kinz zurück. Sein Vater war inzwischen gestorben, und das Herzogthum Schwaben ihm zugefallen. Friedrich suchte seine Gela auf, aber sie hatte den Schleier

genommen, und er fand nur einen Brief von ihr, des Inhalts:

„Du bist Herzog, und mußt Dir eine Gattin wäh-
„len. Ich habe ein glückliches Jahr gelebt, und
„dies reicht aus für mein übriges Leben. Unsere
„Liebe ist ewig."

Friedrich erkannte den hohen Sinn in den Worten seiner Geliebten, und schwur, ihrer werth zu bleiben. Gela's Brief trug er beständig auf seiner Brust, und als er, nach einigen Jahren, sich verehlichte, da wählte er eine Gattin, von welcher er gewiß war, daß er sie nie lieben könne. An der Stelle, wo er seine Geliebte im Gehölz gefunden, legte er den Grundstein zu einer Stadt, und nannte sie Gela's-hausen, und in diesem Namen bewahrt sich noch das Andenken an die treue Liebe des edlen Hohenstaufen.

2.

Falkenstein.

Hinter dem obstreichen Kronenberg, nicht weit vom Altkönig, sieht man, auf einer Felsenspitze, die einsamen Mauern von Falkenstein. Stille Trauer schwebt über den Ruinen, welche jetzt die Steindrossel bewohnt. Die Burg war, in alter Zeit, fast unzugänglich, und nur ein einziger, jäher und schmaler Fußpfad führte an das äußerste Thor der-

selben. Damals wohnte hier ein Ritter von düsterm Sinn und rauher Gemüthsart. Er hatte eine einzige Tochter, die schön war und leutselig, und wenn man den Vater dem unwirthlichen Fels der Wüste vergleichen konnte, so erschien sie wie der Stern des Abends, der über dem öden Gestein schimmert. Wer die holde Irmengard gesehen hatte, dem ging das Herz auf in Vertrauen und Liebe. Dies widerfuhr auch dem jungen Ritter Kuno von Sayn, den einmal ein Geschäft auf die Burg Falkenstein führte. Ihr freundliches Auge und ihre freundlichen Worte steckten schnell sein Herz in Brand, und als er wieder aus dem Burgthor ging, sagte er zu sich selbst: Ich will um ihre Hand werben.

In dieser Absicht machte er, nach einigen Tagen, einen zweiten Besuch auf Falkenstein. Der Burgherr empfing ihn ziemlich kalt. Sie standen mit einander in einem Bogenfenster, und sahen hinaus in die weite, herrliche Gegend. — Keine Burg liegt so schön, wie die Eurige, sagte Kuno, aber der Weg herauf ist gar zu beschwerlich.

Es hat Euch doch Niemand gezwungen, ihn zu gehen, versetzte der alte Falkensteiner, etwas spitz.

Wohl hat mein Herz mich gezwungen, erwiederte Kuno. Eure Irmengard gefällt mir, und ich bin gekommen, ihre Hand von Euch zu begehren.

Der Alte lächelte, und das war an ihm ein schlimmes Zeichen. — Herr Kuno, sagte er nach einigem Stillschweigen, Ihr sollt meine Tochter haben, jedoch unter einer Bedingung.

Ich gehe sie im Voraus ein, rief der verliebte Jüngling.

Wohlan, sagte der Ritter von Falkenstein, so laßt einen bequemen Weg in diesen Felsen hauen, damit man künftig

zu Roß auf meine Burg kommen könne. Aber in einer Nacht muß dieser Felsenweg gemacht werden, hört Ihr's?

Kuno stutzte — der Alte schmunzelte, fast etwas tückisch; und sie schieden, eben nicht traulich, von einander.

Aber der Ritter von Sayn war verliebt, und darum schien es ihm nicht unmöglich, das Wagestück auszuführen.

Er ging alsbald in sein Bergwerk, und rief dort seinen alten, treuen Steiger, und trug diesem den Fall vor. Der aber schüttelte den Kopf und sagte: Ich kenne das verwünschte Felsennest; und wenn Ihr dreihundert Bergknappen hinstellt, so bringen sie das Werk nicht in sechs Nächten zu Stande, geschweige denn in einer.

Kuno setzte sich in traurigen Gedanken am Eingange des Schachtes nieder, und saß noch da, als schon der Abendnebel auf den Waldwiesen emporstieg. Indem er, zufällig, die Augen erhob, sah er ein kleines, altes Männchen vor sich stehen, mit weißem Haar und Bart.

Ritter von Sayn, sagte das Männchen, ich habe wohl gehört, was Du mit Deinem Steiger gesprochen. Das ist ein ehrlicher Mann, aber das Handwerk versteh' ich besser.

Wer bist Du?

Deinesgleichen nennen mich und meinesgleichen Kobolte und Berggeister, aber auf den Namen kommt's nicht an. Ein wenig luftiger und behender sind wir, als die Menschen, das kann nicht geleugnet werden, und es wäre uns ein Kinderspiel, den Felsenweg auf die Burg Falkenstein in einer Stunde zu machen.

Wenn Du das könntest und wolltest —

Ich kann und will es, fiel das graue Männchen ein; gegen eine Erkenntlichkeit, versteht sich. — Laß Deine

St. Margarethengrube hier abhüten, denn wenn Deine Leute weiter durchfahren, so kommen sie in mein Gebiet, und ich muß mit den Meinigen den Berg verlassen. Du sollst dabei nicht verkürzt werden; das Gebirg dort zur Linken ist reichhaltig; ich will Dir eine Ruthe geben, womit Du die Gänge finden magst. Sie streichen vom Abend in den Morgen, wir Berggeister aber wohnen überall in die Mitternacht hinein.

Kuno betheuerte, er würde alle Gold- und Silbergruben der Erde um die schöne Irmengard geben, und das graue Männchen versprach ihm die Erfüllung seines Wunsches auf den nächsten Morgen.

Der Ritter ging jetzt recht wohlgemuth nach Hause, aber auf der Burg Falkenstein saß die holde Irmengard gar traurig am Fenster, denn ihr Vater hatte ihr erzählt, wie der Ritter von Sayn um sie angehalten, und welche Bedingung er ihm gemacht. Es war schon spät in der Nacht, und noch wollte kein Schlaf in ihre Augen kommen. Die Glocke schlug eilf — da mit Einem glaubte sie das Geklirr und Geräusch von Brecheisen, Spaten und Hacken zu vernehmen — ein freudiges Zittern ergriff sie, allein sie hatte nicht den Muth, aus dem Fenster zu sehen.

Ihr Vater trat jetzt ins Gemach; das Getöse hatte ihn aus dem Schlafe geweckt. — Ich glaube der Herr Ritter von Sayn ist toll geworden, sagte er, und haut mir meinen Felsenpfad zu Schanden, daß wir künftig uns in Körben auf und ablassen müssen. — Mit diesen Worten öffnete er ein Fenster — da erhob sich draußen eine mächtige Windsbraut, alle Wipfel des Forsts schüttelten ihre Häupter; Thüren und Fenster flogen klirrend auf, und ein zischendes

Gelächter hallte durch die Luft. Irmengard schmiegte sich ängstlich an ihren Vater, der sich bekreuzte und einen Psalm zu beten anfing. Aber bald wurde es wieder stille, und kein Geräusch war mehr zu hören, kein Lüftchen regte sich im Gehölz um die Burg.

Jetzt athmete der alte Ritter wieder etwas freier, und suchte seine Tochter und sich selbst zu beruhigen. Er versicherte hoch und theuer, es sey der wilde Jäger gewesen, der da vorüber gezogen, und er habe ihn manchmal in seiner Jugend auf eben diese Weise gehört. Irmengard glaubte ihrem Vater, und hatte weiter keine Furcht mehr; dem Alten aber blieb es noch unheimlich zu Muthe, denn sein Gewissen war nicht so rein, wie das Gewissen seiner Tochter, und erst als die Vögel im Morgengrau zu zwitschern anfingen, schlummerte er in seinem Armsessel ein.

Die Sonne warf kaum die ersten Strahlen in den Burghof, als der Ritter von Sayn auf einem stolzen Rothschimmel über die Zugbrücke sprengte. Den alten Burgherrn weckte das Getrappel und Gewieher des Rosses; er fuhr bestürzt auf und eilte ans Fenster, und sein erster Gedanke war, der Reiter, den er in seinem Hof erblickte, müsse durch die Luft gekommen seyn. Kuno bot ihm einen guten Morgen, und setzte lachend hinzu: Jetzt reitet sich's recht bequem zu Euch herauf, Herr von Falkenstein! — Der Alte wußte noch immer nicht, ob er wache oder träume, denn er gewahrte jetzt auch, aus seinem Fenster, einen Theil des neuen breiten Wegs, der im Zickzack in den Felsen gehauen war. — Kuno ging zu ihm in den Burgsaal, wo sich eben auch die schöne Irmengard eingefunden hatte, und erzählte, wie alles zugegangen. —

Ich will Wort halten, sagte der Falkensteiner, dem es bei diesem Bericht etwas leichter ums Herz wurde, ich will Wort halten, und damit legte er die Hand seiner Tochter in die Hand des Ritters.

Noch jetzt führt der Weg, den die Berggeister gebaut, zu den Ruinen der Burg Falkenstein, und das umwohnende Volk nennt ihn den Teufelsweg.

3.

Burg Eppenstein.

Am Taunusgebirg sind vier liebliche Thäler, die der Frühling jedes Jahr mit den schönsten Blumen und Pflanzen beschenkt. Zwischen diesen Thälern liegt auf einem Berg das alte Schloß Eppenstein, in Oede und Trauer. Es wurde vor undenklicher Zeit von einem Ritter, Eppo mit Namen, erbaut. — Dieser verirrte sich einst auf der Jagd hierher — damals war aber die Gegend sehr wild und schauerlich. Eppo warf sich, ermüdet, am Fuße des Bergs, bei einem Felsenbrünnlein ins Grüne. Nachdem er eine Weile gerastet hatte, erhob er sich wieder, und wollte den Heimweg suchen, aber in diesem Augenblicke hörte er den Gesang einer weiblichen Stimme. Das Lied war traurig, und die Stimme schien aus dem Berge zu kommen. Der Ritter arbeitete sich durch das Gestrüpp, ob er vielleicht einen

Pfad auf den Berg entdecken möchte; da auf einmal stand er vor einer Felsenhöhle, und am Eingange derselben saß eine Jungfrau von wunderschöner Gestalt. Sie hatte das traurige Lied gesungen, und weinte jetzt bittere Thränen, und trocknete sich die blühende Wange mit den langen, braunen Locken, die um ihre Schultern hingen. Als sie den Ritter erblickte, streckte sie die Arme nach ihm aus, und bat, mit leiser, zitternder Stimme, sie zu retten.

Eppo fragte nach ihrer Herkunft, und wie sie in diese Wildniß gerathen sey.

Ich kann Euch mein Unglück nur mit wenigen Worten erzählen, antwortete die Jungfrau, denn bald ist die Stunde vorüber, während welcher ein tiefer Schlaf meinen Verfolger gebunden hält. — Ich heiße Bertha, und bin dort drüben auf der Burg Bremthal geboren. Der Riese, der auf diesem Berge haust, erschlug meinen Vater und meine Brüder, und führte mich als seine Gefangene hierher, und quält mich mit seiner Liebe. Oft hat er gegen mich Gewalt brauchen wollen, aber wenn ich dann laut zu beten anfange, so weicht sichtbar jede Kraft von ihm, und er ist außer Stand, mir ein Leids zu thun. Täglich, in der Mittagsstunde, bewältigt ihn ein Schlummer, aus welchem kein Mensch ihn zu wecken vermag. In diesem Augenblick ist er davon befallen, und liegt oben auf der Bergkuppe.

Ich will den Unhold in die Hölle senden, rief Eppo, und zog sein Schwert.

Ach, erwiederte die Jungfrau, den Riesen verletzt kein Eisen.

So will ich ihn den Berg hinabstürzen.

Auch das ist jetzt unmöglich. So lang er schläft, können tausend Hände ihn nicht von der Stelle bewegen.

Der Ritter that ihr den Vorschlag, mit ihm zu entfliehen.

Seht Ihr denn nicht, daß ich gefesselt bin, sagte Bertha, und zeigte auf die Kette an ihrem Fuß. So oft die Stunde seines Schlafs naht, und so oft er auf Menschenblut ausgeht, schließt er mich am Eingang dieser Höhle an.

Ich will, ich muß Euch befreien, schöne Jungfrau, rief der Ritter aus, und wenn es mein Leben kosten sollte.

Bertha sah ihn mit einem dankbaren Blick an, und sagte: Wenn Ihr das wollt, so geht hinüber auf die Burg meines Vaters, und laßt Euch vom alten Burgvogt das eiserne Netz geben, welches mein Vater, als ein Wahrzeichen, aus Palästina mitgebracht. Es ist mit wunderbarer Kunst verfertigt, und darin wollen wir den Unhold fangen.

Sie nahm noch weitere Abrede mit Eppo, der auch ohne Verzug auf die Burg Bremthal ging, und das Netz abholte, und sich damit am andern Morgen auf dem Platz einfand, den ihm Bertha angegeben hatte. Er mochte eine Stunde lang im Gebüsch gewartet haben, als sie ihm aus dem Gitter der Felsenhöhle zurief: Es ist ein günstiger Augenblick, den Gott sendet, sagte sie; der Riese sitzt an der Seite des Bergs, und schneidet sich eine Querpfeife. Gebt mir geschwinde das Netz, und harrt hier, bis ich Euch wieder rufe.

Der Ritter reichte ihr das Netz durch das Gitter, denn es war fügsam zu jeder Gestalt, und Bertha eilte damit auf die Höhe des Bergs, und breitete es aus auf der Stelle, wo der Riese zu schlafen pflegte, und bedeckte es

sorgfältig mit Moos, und streute über das Moos viele wilde Blumen, die da umher blühten.

Die Mittagsstunde kam heran — der Riese nahte sich, halb schlaftrunken, dem duftenden Bette, und freute sich ob der Sorgfalt, welche seine schöne Gefangene ihm bewiesen. Ueber der Freude vergaß er diesmal auch, sie anzuketten, und warf sich taumelnd auf das Lager. Kaum hatte der Schlaf ihn bewältigt, als Bertha das Netz über ihm zuzog, und den Ritter herbei rief. Eppo hatte Mühe, den Berg hinan zu kommen, denn der einzige gangbare Weg führte durch die verschlossene Höhle; alles ringsum war eine fast undurchdringliche Wildniß. Endlich gelang es ihm doch, sich auf die Höhe hinanzuarbeiten. Die Jungfrau trat ihm, züchtig erröthend, entgegen, und bat ihn, sie nun nach ihrer Burg zu geleiten.

Das will ich gern, antwortete Eppo, aber Ihr seyd dort nicht sicher vor dem Riesen, dem es am Ende doch gelingen wird, das Netz zu durchbrechen, und kein Mensch in der Gegend ist vor ihm sicher, darum muß er erst aus der Welt geschafft werden. Bertha seufzte, denn ihr war bange um den Ritter; aber dieser führte sie sorglich den Berg hinab, und hieß sie dort seiner warten, und kehrte dann auf den Gipfel zurück. Er versuchte es einigemale, den Riesen, der am Abhang eines Felsens lag, hinabzuwälzen, aber jede Anstrengung war umsonst, der Unhold blieb unbeweglich. Endlich schlug er die Augen auf, und fing, als er sich umstrickt sah, so entsetzlich zu brüllen an, daß es weit durch die Wüste hin tönte. Er machte einen Versuch, sich aufzurichten, da nahm Eppo der Gelegenheit wahr, und stieß ihn gegen den Rand des Felsens mit sol-

cher Kraft, daß das Ungethüm hinabkollerte. Aber die ungeheuern Gliedmaßen blieben, zerschmettert, am zackigen Gestein hängen, und das Leben wollte lange nicht weichen aus dem gewaltigen Körper des Riesen. Die Raubvögel kamen in Schwärmen herbei und letzten sich an seinem Blut, und in ihr Gekreisch mischte sich das schreckliche Gewinsel des Sterbenden.

Eppo aber eilte den Berg hinab, zur schönen Bertha, und führte sie auf ihre Burg, und nach einigen Wochen wurde sie seine Hausfrau. Auf dem Berg, wo er sie gefunden, baute er ein Schloß, und gab ihm den Namen Eppenstein. Dann ließ er die Gebeine des Riesen sammeln, und unter dem Thorgewölbe der neuen Burg zum Wahrzeichen in Ketten aufhängen.

4.

Adolphseck.

Der Deutsche König, Adolph von Nassau, war in einen Krieg mit dem Könige von Frankreich verwickelt, denn dieser wollte gern Unfrieden stiften im Deutschen Reiche, und bei solcher Gelegenheit seines Vortheils wahrnehmen. Adolph zog mit einem Heerhaufen in das Elsaß gegen den Bischof von Strasburg, der den Franzosen anhing, wurde aber in einem Scharmützel verwundet, und in ein Frauen-

kloster gebracht. Die Nonnen pflegten ihn treulich, besonders eine junge Novizin, welche oft die Nacht über bei ihm wachen mußte. Sie hieß **Imagina**, und stammte von einem edlen Geschlecht in den Vogesen ab. Die klösterliche Tracht gab den Reizen der schönen Novizin etwas Verführerisches, und als Adolphs Wunde bald geheilt war, da wurde er inne, daß er eine neue in seinem Herzen trage.

Eines Tages ergriff er die Hand seiner jungen Wärterin, und sagte: Ich weiß nicht, edle Jungfrau, ob ich Euch danken soll. Durch Eure Pflege bin ich genesen, aber Eure schönen Augen und Euer holdes Lächeln haben mich wieder krank gemacht. — Die Novizin erröthete und entfernte sich aus dem Gemach, ohne etwas zu erwiedern. — Der König erwartete, daß sie, wie gewöhnlich, gegen Abend wieder kommen würde, aber statt ihrer erschien eine andere Nonne, und von dieser vernahm er, die Schwester Imagina sey von einer Unpäßlichkeit befallen worden. Diese Nachricht fiel, wie ein kalter Reif, in den warmen Frühling seiner Liebe, und tödtete die Blüthen seiner Hoffnung schon in der Knospe. Er wurde traurig und verdrießlich, und seine neue Wärterin hörte selten ein freundliches Wort von ihm. Drei Tage gingen so hin. Am Abend des dritten Tags, um die zehnte Stunde, da schon alles im Kloster schlief, öffnete sich leise die Thüre seines Gemachs, und die schöne Imagina trat herein, mit einer brennenden Kerze in der Hand.

Gnädiger Herr, sagte sie, der Bischof von Strasburg stellt Euch nach, und will Euch diese Nacht, hier im Kloster, aufheben lassen. Ich komme, um Euch einen Weg zur Flucht zu zeigen. Das äußerste Pförtlein des Klostergartens führt in einen Wald, und durch den Wald geht ein

wenig bekannter Fußpfad bis zum Rhein, den Ihr in einer halben Stunde erreichen könnt. Am Ufer findet sich wohl ein Fischernachen zur Ueberfahrt, und den Schlüssel zur Gartenthüre hab' ich mir verschafft.

Der König säumte nicht lange. Er hatte nur einen einzigen Knecht bei sich; diesen schickte er, auf der Stelle, mit mündlichen Aufträgen an die Edlen von Pfirt und Bergheim, welche seine Völker befehligten, und er selbst, von einem treuen Windspiel begleitet, folgte seiner Führerin durch den Garten in den Wald. Hier wollte sich Imagina von ihm trennen und in das Kloster zurückkehren, aber der König bat sie so inständig und rührend, ihn nicht zu verlassen, daß die Liebe zu Adolph, welche sie bis jetzt zu bekämpfen gewußt hatte, über ihre Frömmigkeit siegte. Sie warf ihren Schleier weg, hüllte sich in des Königs Mantel, und nun wandelten sie, Hand in Hand, dem Rheine zu. Am Ufer stand eine Fischerhütte — der Fischer setzte sie über, und Adolph langte mit seiner Retterin glücklich auf einem seiner Schlösser an. Im einsamen Felsenthal an der Orde, nicht weit von Schwalbach, ließ er für sie eine Burg aufbauen, und gab der Burg den Namen Adolphseck. In der unbesuchten Wildniß belohnte nun die Glücklichen ein Paradies der Liebe. An der Seite der holden Imagina vergaß Adolph der Mühen und Irrsalen, an welchen sein Leben so reich war. Doch sein Stern neigte sich früh zum Untergange. Albert von Oestreich strebte nach der Deutschen Krone, und die Absichten desselben beförderte der Erzbischof von Mainz, aus dem Geschlecht der Eppensteiner, Adolphs nächster Vetter, aber zugleich sein geschworner Feind. Der König zog seinem Widersacher über den Rhein entgegen,

mit einem starken, sieggewohnten Heer. Imagina konnte sich diesmal, beim Abschied, nicht von ihm trennen, und folgte ihm in ritterlicher Kleidung. Mit Mühe mochte Adolph sie bereden, im Kloster Rosenthal bei Worms zu verweilen, bis die Schlacht vorüber seyn würde. Nicht weit davon geriethen beide Heere an einander. Der tapfere Nassauer fiel durch seinen Ungestüm, und sein Tod zog den Verlust der Schlacht nach sich. Die arme Imagina lag, die ganze Zeit über in der Klosterkirche auf den Knieen, und weinte und betete. Schon war es Abend, und noch hatte sie keine Nachricht von dem Geliebten erhalten. Der Mond stieg herauf — es wurde stiller und stiller — da sprang das treue Windspiel, welches den König immer begleitete, und ihn auch während des Gefechts nicht verlassen hatte, winselnd zur Kirche herein und zerrte die Beterin am Gewande und lief dann gegen die Thüre und wieder zurück und fing von neuem zu winseln und zu zerren an. Imagina wurde von einer schrecklichen Ahnung ergriffen, und folgte dem Thiere, welches sie mitten auf das Schlachtfeld zur Leiche des Königs führte. Hier lag der tapfere Held, mit blutigen Locken und bleichem Antlitz, von einem nahen Wachtfeuer schauerlich beleuchtet. Imagina warf sich im unendlichen Jammer auf den entseelten Geliebten. Der Leichnam wurde des andern Tags im Kloster Rosenthal zur Erde bestattet. Die schöne Imagina nahm von nun an weder Speise noch Trank, und eines Morgens fand man sie todt ausgestreckt auf dem Grabe des Königs.

Albert, noch nicht versöhnt durch den Tod seines Gegners, zerstörte jetzt auch Adolphseck, an dessen Ruinen der Wanderer mit Rührung verweilt.

5.

Ritter Brömser von Rüdesheim.

Als der heilige Bernhard zu Speier das Kreuz predigte, ließ sich nebst vielen andern Edlen des Rheingaus auch Hans Brömser von Rüdesheim mit demselben bezeichnen, und zog nach Palästina. Dort verrichtete er große Thaten durch die Tapferkeit seines Arms, und sein Name war hochgeehrt unter den Franken und sehr gefürchtet unter den Sarazenen. In einem wilden, felsigen Thal hauste ein Drache, der sich dem christlichen Heer gar furchtbar machte, denn er erwürgte die Kriegsknechte, welche dahin geschickt wurden, Holz und Wasser zu holen, und zuletzt wollte sich Niemand mehr in die Nähe des Ungethüms wagen. Da setzte Brömser seinen Helm auf, nahm Schild und Schwert, und ging zum Lager des Drachen und tödtete ihn, als er eben aus seiner Höhle hervorkroch. Aber in diesem Augenblick fiel ein Haufe von Ungläubigen, der im Hinterhalt gelauert hatte, über ihn her, und schleppte ihn als Gefangenen fort. Lange schmachtete er gefesselt in einem Kerker, und fern war jede Hoffnung der Erlösung. Da gelobte er eines Tags, so er wieder heimkehren würde an den schönen Rhein, seine einzige Tochter Gisela dem Himmel zu weihen, und ihr den Schleier zu geben. Bald darauf wurde der Ort, wo Brömser gefangen saß, von seinen Landsleuten eingenommen, und nun vertauschte er freudig die Waffen mit dem Stab und der Kürbisflasche,

und pilgerte über Frankreich nach dem Deutschen Lande. Ohne irgend einen widrigen Zufall stieg er zu Rüdesheim ans Land. Thränen netzten seine Wangen, als er seine Burg betrat, und seine Tochter mit dem Gesinde jubelnd entgegen kam, und er konnte nur mit einem Blick zum Himmel ausdrücken, was in seiner Seele vorging. Die schöne Gisela war während seiner dreijährigen Abwesenheit zur blühenden Jungfrau herangewachsen, und die Freude über die Heimkehr ihres Vaters hatte ihr ganzes Wesen verklärt. Aber wie von der Hand des Todes berührt erstarrte das junge Leben in ihrer warmen Brust, da jetzt der alte Brömser seines Gelübdes erwähnte.

Gisela hatte ihr Herz seit einigen Monaten an einen jungen Ritter aus der Nachbarschaft verschenkt, der ihrer Liebe vollkommen werth war. Darum hatte sie auch gehofft, ihr Vater werde ihre Wahl billigen. Sie warf sich zu seinen Füßen, umklammerte seine Knie, und flehte mit Worten und Thränen. Ihrer Liebe wolle sie entsagen, nur möge er sie nicht verstoßen aus dem Hause, in welchem sie geboren worden. Treulich wollte sie sein Alter pflegen, und seine trüben Stunden zu erheitern suchen. — Sie erinnerte ihn an die Zeit, da er sie als Kind auf den Armen getragen, an ihre Mutter, deren Andenken ihm immer so theuer gewesen, abrr Thränen und Worte konnten seinen starren Sinn nicht biegen. Er drohte, ihr zu fluchen und der Asche ihrer Mutter, wenn sie nicht gehorchen würde; da brach ihr Herz, ihre Sinne verwirrten sich, sie sprang auf, öffnete die Thüre des Söllers, der über dem Rhein erbaut war; der Sturm heulte im Thal, furchtbar tosten die Wellen des Stromes, wie ein Gespenst rauschte hin-

ter ihr her der Fluch ihres Vaters; sie wollte entrinnen und stürzte sich in den Abgrund. Bei Hatto's Thurm fand man des andern Morgens ihre Leiche.

Oft sieht der Schiffer noch in der stillen Abendstunde ihren Schatten am alten Burggemäuer schweben, und hört ihren Klageton, der im Gesäusel des Windes zerfließt.

Der alte Brömser härmte sich über den Tod seiner Tochter, und gelobte zur Lösung ihrer Seele, eine Kirche zu bauen. Aber er vergaß dieses Gelübbdes wieder. Da weckte ihn einst um Mitternacht eine furchtbare Erscheinung; vor ihm stand der Drache, welchen er einst in Palästina getödtet, und sperrte den schrecklichen Rachen gegen ihn auf, und drohte ihn zu verschlingen. Aber plötzlich schwebte eine blasse, jugendliche Gestalt herab, die er für seine Gisela erkannte. Bei ihrem Anblicke entfernte sich das Ungethüm; die Gestalt sah ihn wehmüthig an, und verschwand. In diesem Augenblicke fielen die Sklavenketten, welche er in Palästina getragen und zum Wahrzeichen mitgebracht, laut rasselnd von der Wand herab, er erwachte darüber, zitternd vor Angst. — In der Frühe desselben Tags kam einer seiner Knechte mit einem Marienbilde vom Felde nach Hause. Ein Ochse hatte es hervorgescharrt, und das Bild hatte um Hülfe gerufen. Jetzt machte Brömser sogleich Anstalten zur Erfüllung seines Gelübbdes. Auf der Stelle, wo das Bild gefunden worden, ließ er eine Kirche erbauen und ein Kloster, und nannte es Noth Gottes. Noch zeigt man in der Kirche seine Sklavenketten und die Zunge des von ihm besiegten Drachen.

In der Burg, welche jetzt dem Grafen von Metternich gehört, erinnert noch manches an jene alte Zeit. Im

Rittersaale hängen die Ahnenbilder je Mann und Frau auf einer Tafel, dabei Namen, Jahrzahl, Wappen und Reime.

In der Kapelle sieht man die Hörner des Ochsen, welcher das Wunderbild aus der Furche gescharrt.

Das Schlafgemach ist mit allerlei Figuren bemalt, und das geräumige Ehebett mit Schnitzwerk verziert und mit Vorstellungen aus dem alten Testament, die auf eheliche Liebe und Treue deuten. Neben dem Bett ist ein uraltes Schränkchen, und hin und wieder erblickt man verschiedenes Geräthe, Stühle, Fußschemel und dergleichen, alles roh und einfach, aber für die Dauer, wie damals auch die Menschen waren.

6.

Hatto's Thurm.

Unter **Bingen**, nahe dem linken Rheinufer, ragt ein grauer Thurm aus den Wellen, gewöhnlich der **Mäusethurm** genannt. Diesen Thurm erbaute **Hatto**, Abt zu Fulda, und später Erzbischof von Mainz, im zehnten Jahrhundert, wahrscheinlich zum Warnungszeichen für die Schiffenden, denn damals war die Fahrt durch den düstern Felsenschlund noch sehr gefährlich. Folgendes aber erzählt von diesem Thurm die alte Sage:

Hatto war ein harter, geiziger Mann, der lieber die Hand ausstreckte zum Segen als zum Almosen. Da geschah

es, daß eine große Hungersnoth am Rheinstrom entstand, und viele Menschen elendiglich umkamen. Viele Nothleidende sammelten sich um die Burg zu Mainz, wo Hatto Hof hielt, und schrien um Brot. Der hartherzige Bischof verweigerte es ihnen, obgleich seine Speicher gefüllt waren, und schalt sie, daß sie müßiges, schlechtes Volk wären, und nicht zu arbeiten verlangten. Die Armen wurden ungestümer, und Hatto schickte seine Schergen gegen sie, und ließ sie ergreifen, so viel ihrer waren, Männer und Weiber, Greise und Kinder, und in eine Scheuer sperren, und gab hierauf Befehl, die Scheuer anzuzünden. Das war ein schrecklicher Anblick, und die Steine hätten sich mögen darob erbarmen, nur der Bischof blieb unerweicht und spottete vielmehr, und sagte: Hört wie die Mäuslein pfeifen!

Da kam das Strafgericht des Himmels über Hatto. Ungeheure Schwärme von Mäusen erschienen in seinem Schlosse, und zuletzt wußte Niemand sich ihrer zu erwehren. Je mehr man ihrer tödtete, desto größer wurde ihre Anzahl. Sie wuchsen gleichsam aus dem Boden. Da entfloh Hatto nach Bingen, und ließ, am Fuße des Rupertsbergs, einen Thurm in den Rhein bauen, und rettete sich auf einem Nachen in den Thurm; doch die Mäuse verfolgten ihn allenthalben, sie schwammen über das Wasser, und kletterten in den Thurm, und fraßen ihn auf bei lebendigem Leibe. Sogar zernagten sie seinen Namen in den Tapeten.

Sein Geist soll noch manchmal wie eine Nebelgestalt am Thurm erscheinen.

7.

Die Teufelsleiter.

Bei Lorch, an der Grenze des Rheingaus, sieht man noch die wenigen Ueberreste einer alten Ritterburg. Hier wohnte vormals Sibo von Lorch, ein wackerer Degen, aber von unfreundlicher Gemüthsart. An seiner Pforte klopfte einst, in stürmischer Nacht, ein kleines, altes Männlein, und bat um Herberg. Der Ritter wies den seltsamen Fremdling ab mit unsanften Worten. Das will ich Dir gedenken, brummte das Männlein in seinen grauen Bart, und zog von dannen. Herr Sibo dachte des Vorgangs nicht weiter, als aber des andern Tags zu Tische geläutet wurde, da war seine Tochter, ein schön aufblühendes Mägdlein von zwölf Jahren, nirgend zu finden. Man schickte Boten aus nach ihr, und zuletzt ging der Vater selbst, sie aufzusuchen. Ein Hirtenknabe, bei welchem er Kunde einzog, erzählte: Er habe in der Frühe ein Mägdlein gesehen, welches drüben am Fuße des jähen, unzugänglichen Kedrichs, Blumen gebrochen. Da seien plötzlich einige kleine, graue Männlein auf sie zugekommen, hätten sie bei den Armen ergriffen, und wären mit ihr den steilen Berg so behend hinaufgesprungen, wie auf ebenem Boden. Ach, setzte der Knabe hinzu, und segnete sich, das sind gewiß von den schlimmen Berggeistern, die in dem Kedrich hausen, und gar leicht zum Zorn gebracht werden. — Der Ritter sah mit Schrecken nach der Bergspitze, und erblickte

jetzt wirklich seine Garlinde, die oben stand, und es kam ihm vor, als streckte sie ihre Hände nach ihm aus.

Er versammelte alsbald seine Leute, ob vielleicht einer darunter die Höhe erklimmen möchte, aber jeder Versuch mißlang. Jetzt befahl er ihnen, Werkzeuge herbei zu holen, und einen Weg in den Berg zu machen. Sie gehorchten mit größter Bereitwilligkeit; allein die Arbeiter hatten kaum ihr Werk begonnen, als von dem Gipfel ein Steinregen herab flog, der alles zur Flucht nöthigte. Zugleich rief eine Stimme, die aus dem Berg zu kommen schien: So vergelten wir die Gastfreundschaft auf Lorch.

Herr Sibo wendete alles an, um seine Tochter aus den Händen der Unholde zu befreien. Er that mancherlei Gelübde, und spendete reichliche Almosen den Klöstern und den Armen, doch nirgendwo zeigte sich Rath und Hilfe. — Tage, Wochen und Monate verstrichen, und des armen Vaters einziger Trost war die Gewißheit, daß seine Tochter noch lebe, denn sein erster Blick am Morgen und sein letzter am Abend war nach dem Kedrich gerichtet, und da sah er sie jedesmal auf der Kuppe stehen und herabschauen.

Wirklich ließen es auch die Gnomen dem Mägdlein an nichts fehlen; sie bauten ihr eine kleine, aber artige Wohnung, und verzierten die Wände mit Muscheln und Krystallen und farbigen Steinen. Die Bergweiblein verfertigten ihr Kleider, Halsbänder von Korallen, und andern Schmuck, suchten sie durch Gesang und die Erzählung wunderbarer Mähren aufzumuntern. Ihr Tisch war täglich mit Milch und schmackhaften Baumfrüchten besetzt. Zumal bewies ein altes Mütterchen sich gar hold gegen sie, und raunte ihr

oft ins Ohr: Getrost, Goldkind, ich sammle Dir einen Brautschatz, wie ihn keine Königstochter bekömmt.

Vier Jahre waren bereits verflossen, seit dem Tage, an welchem die arme Garlinde entführt worden, und ihr Vater gab fast alle Hoffnung auf, sie je wieder zu sehen. Da kam Ruthelm, ein junger, tapferer Rittersmann, aus dem Ungerlande zurück, wo er mit großem Ruhm gegen die Ungläubigen gefochten. Seine Burg war nur eine halbe Stunde von Lorch entfernt, und als er vernahm, welches Schicksal die Tochter seines Nachbarn getroffen, da entstand augenblicklich in seiner Seele der Gedanke, sie zu befreien. Er ging zu dem bekümmerten Vater, und meldete diesem sein Vorhaben.

Sibo drückte ihm die Hand und sagte: Ich bin reich und habe nur dieses einzige Kind. Wirst Du sie mir wieder bringen, so magst Du sie als Gattin heimführen.

Ruthelm ging alsbald an den Fuß des Kedrichs, um die Gelegenheit des Berges auszuspähen. Aber er sah keine Möglichkeit, die jähe Wände zu ersteigen. So stand er, in sich gekehrt und nachsinnend, bis die Dämmerung hereinbrach. Eben wollte er den Weg nach seiner Burg zurücknehmen, als ein kleines, altes Männlein auf ihn zukam, und ihn anredete:

„Nicht wahr, Herr Ritter, Ihr habt auch von der schönen Garlinde gehört, die da drüben auf dem Berge wohnt? Sie ist meine Pflegtochter, und wenn Ihr sie zur Braut haben wollt, so dürft Ihr sie nur abholen."

Ein Mann, ein Wort, entgegnete Ruthelm, und reichte dem Männlein die Hand. „Ich bin gegen Euch nur ein Zwerg," erwiederte dieser, „aber mein Wort ist ein Riese.

Die Jungfrau überlaß ich Euch, wohlgemerkt, wenn der Weg dahin Euch nicht zu sauer wird. Aber wahrlich, der Preis lohnt der Mühe, denn schwerlich mag sich im Rheingau ein Mägdlein dieser da vergleichen an Schönheit und Verstand und züchtigem Wesen."

Mit diesen Worten verlor sich der Alte lachend ins Gebüsch, und Ruthelm mochte wohl denken, daß er ihn zum Besten gehabt. Er betrachtete nochmals den Berg, und murmelte dann halblaut vor sich hin: Ja, wer nur Flügel hätte, die First zu erschweben!

„S' geht wohl auch ohne Flügel, sagte jetzt eine Stimme. Der Ritter sah sich betroffen um, und erblickte ein kleines, altes Mütterchen, welches ihm freundlich auf die Schulter klopfte.

„Ich habe mit angehört, was mein Bruder eben jetzt zu Euch gesprochen. Garlindens Vater hat ihn beleidigt, aber er büßt nun seit vier Jahren dafür, und das Mägdlein hat keinen Theil an der Härte ihres Vaters. Sie ist schön und fromm und mitleidig, und versagt gewiß keinem Müden ein Obdach. Ich habe sie liebgewonnen, wie eine Tochter, und mag ihr wohl gönnen, daß ein wackerer Rittersmann sie zur Hausgenossin erkiese. Mein Bruder hat Euch sein Wort gegeben, und ein Wort brechen wir nie. Nehmt dieses silberne Glöcklein, und geht damit hinüber ins Wisperthal. Dort findet Ihr einen abgebauten Schacht, an dessen Eingang eine Buche und eine Tanne stehen, die ineinander verwachsen sind. Tretet ohne Furcht in die Oeffnung, und läutet dreimal mit dem Glöcklein. In dem Schacht wohnt mein jüngster Bruder, und sobald er das Glöcklein hört, kommt er herauf. Auch dient es zum Wahr=

zeichen, daß ich Euch schicke. Bittet ihn, Euch eine Leiter zu verfertigen, so hoch als der Kedrich, und so mögt Ihr dann den Gipfel ohne Gefahr ersteigen."

Ruthelm that, wie ihm die Alte gesagt hatte. Er eilte auf der Stelle ins Wisperthal, und fand den verlassenen Schacht und gab das Zeichen mit dem Glöcklein. Kaum hatte er zum drittenmale geläutet, als ein graues Männlein, mit einem Grubenlicht in der Hand, aus der Tiefe kam, und nach seinem Begehr fragte. Der Ritter brachte seine Bitte vor, und der Alte hieß ihn gutes Muths seyn, und er möchte sich mit Tages-Anbruch am Fuße des Kedrichs einfinden. Zugleich nahm er ein Pfeiflein aus einer Quertasche, und pfiff dreimal, und im Nu wimmelte das Thal von Bergmännlein, die Beile und Sägen und Hämmer trugen. Der Ritter hörte noch auf seinem Heimwege das Geräusch der fallenden Bäume und die Schläge der Beile, und in sein Herz kamen Hoffnung und Freude. Schon beim ersten Hahnenschrei eilte er zum Kedrich und fand bereits die Leiter aufgestellt und wohl befestigt. Ein kleines Grauen wandelte ihn an, da er die ersten Sprossen bestieg, aber sein Muth wuchs mit jedem Schritt in die Höhe. Glücklich erreichte er den Gipfel, als eben die Morgenröthe über dem Hochgebirg flammte. Das erste, was sein Auge oben erblickte, war Garlinde. Auf einer Moosbank, zwischen wilden Rosen und würzigen Kräutern, lag sie hingegossen, im süßen Schlummer. Unbeweglich stand der Ritter vor ihr, und sein Auge sog sich ein in ihre Reize, wie die Waldbienen umher sich einsogen in die Kelche der Blumen. Aber als sie nun erwachte, und der Himmel ihrer blauen Augen sich vor ihm aufthat, da ver-

sank er im überströmenden Gefühl; er ließ sich vor der Jungfrau auf ein Knie nieder, und sagte, daß er gekommen sei, sie zu ihrem Vater zurückzubringen.

Garlinde wußte nicht, wie ihr geschah. Sie erröthete und fing zu weinen an, und lächelte dann unter den Thränen, wie die Sonne lächelt unter dem Mairegen.

Jetzt erschien das alte Männlein, welches die Jungfrau entführt hatte, und hinter ihm drein trippelte das graue Mütterchen. — Beim Anblick des Ritters runzelte das Männlein die Stirne ein wenig, als es aber die Leiter erblickte, und den Zusammenhang ahnete, lachte es laut auf und sagte: Das wurde gewiß im weichen Herzen der Alten da an- und abgesponnen. Aber Wort ist Wort und bleibt Wort. Nimm sie, die Du suchst, und sei, gastfreundlicher als ihr Vater. Doch allzuwohlfeil sollst Du die schöne Jungfrau auch nicht haben, darum gehst Du den Weg zurück, welchen Du gekommen bist; unserer Pflegtochter wollen wir's bequemer machen, wie billig.

Ruthelm ließ es sich gern gefallen, die Leiter wieder hinabzusteigen, Garlinde aber wurde von dem Männlein und seiner Schwester durch die Höhlung des Berges bis unten an den Fuß desselben geführt, wo ein verborgener Ausgang war. Beim Abschied reichte das Mütterchen der Jungfrau ein schönes Kästchen von versteintem Palmenholz, mit kostbaren Edelsteinen angefüllt, und sagte: Nimm, mein Kind! das ist der Mahlschatz, den ich für Dich gesammelt. Garlinde dankte mit Thränen im Auge.

Ruthelm geleitete nun die Jungfrau auf die Burg ihres Vaters. Die Freude des alten Sibo, als er sein Kind wieder sah, läßt sich nicht beschreiben. Er gab so-

gleich Befehl, jeden Wanderer, der auf Lorch kommen würde, freundlich aufzunehmen, und acht Tage lang zu bewirthen. Ruthelm aber erhielt zur Belohnung Garlindens Hand. Beide lebten glücklich bis ins hohe Alter, und so oft Garlinde eines Knäbleins oder Mägdleins genaß, kam das graue Mütterchen aus dem Kedrich und brachte ein Pathengeschenk.

Die Leiter stand noch viele Jahre hindurch am Berg, und die Umwohner hielten sie für das Werk eines bösen Geistes, und gaben darum dem Kedrich den Namen der Teufelsleiter.

8.

Das Wisperthal.

Hinter Lorch liegt ein wildes, einsames Thal, mit einigen armen Hütten. Lange war es unbewohnt, denn Viele, die es betreten hatten, wurden auf mancherlei Weise geneckt und geängstigt, und einige kamen auch gar nicht wieder zum Vorschein. Vor mehrern Jahrhunderten begab sich's, daß drei kecke junge Gesellen in der Rheingegend lustreisten. Es waren Söhne reicher Kaufherren aus Nürnberg. In der Herberge zu Lorch hörten sie von dem wunderlichen Thale, und faßten alsbald den Entschluß, dasselbe zu besuchen. Muthig arbeiteten sie sich durch die Wildniß, und gelangten nach einer halben Stunde zu einer ungeheuern

Felsenmasse, welche fast die Gestalt eines Schlosses hatte. Auch waren oben schmale, spitz zulaufende Fenster eingehauen, wie die Fenster eines Doms. Aus einem der Fenster schauten, neben und übereinander, drei wunderschöne weibliche Köpfe. Sie riefen den Jünglingen ein wiederholtes Bst zu, und diese sagten untereinander: Das sieht nicht so grausig aus, wie man uns gesagt hat. Die schönen Jungfrauen mögen wohl Langeweile haben, wir wollen hinauf, und ihnen die Zeit verkürzen. Der Fels hatte zur Seite eine schmale Thüre. Die drei Gesellen gingen hinein, und kamen durch einen langen, dunkeln Gang an eine Treppe. Diese führte in eine geräumige Vorhalle. Aber die Finsterniß war hier so groß, daß man die Hand vor den Augen nicht sehen konnte. Nach langem Herumtappen gerieth einer der Wanderer an eine Thüre, und öffnete sie. Ein Glanz von tausend Kerzen flimmerte ihnen entgegen und blendete ihr Gesicht. Sie befanden sich am Eingang einer weiten Halle, deren Wände von oben bis unten mit großen Spiegeln bedeckt waren. Zwischen den Spiegeln waren unzählige Leuchter mit brennenden Kerzen. Seid uns willkommen, riefen die drei Jungfrauen, und reichten ihnen die Hände entgegen, aber die Gesellen befanden sich in großer Verlegenheit, denn statt der drei sahen sie mehr als hundert schöne Mädchengestalten; aus jedem Spiegel schauten welche hervor, und boten den Fremden die Hände zum Gruß, und lachten ob ihrer Verdutztheit. Jetzt öffnete sich in einer Nische der Halle eine Spiegelthüre, und ein hochgestalteter Greis trat heraus, im schwarzen Gewand und mit kreideweißem Bart. Er ging auf die Jünglinge zu, und sagte: Ihr seid wohl gekommen,

meine Töchter zu freien. Ich will nicht knickern, denn ich bin kein Kaufherr, und einem jeden von Euch tausend Pfund Goldes zur Aussteuer geben.

Da lachten die Mädchen noch mehr, und die jungen Leute wußten nicht, was sie denken oder sagen sollten. — Nun so nehme ein jeder die Seinige, rief endlich der Alte mit donnernder Stimme. Zitternd ging jeder der Jünglinge auf eines der Mädchen zu, und indem er ihm die Hand zu geben meinte, berührte er einen Spiegel. Da fing auch der Greis zu lachen an, und sagte: Ich will's Euch bequemer machen. Er führte jetzt einem jeden eine der Jungfrauen zu, und wie unheimlich es auch den Gesellen um's Herz seyn mochte, so siegte doch der Zauber der Schönheit über die Furcht, und sie entbrannten alle drei in verderblicher Glut zu den Töchtern des Alten. — Ich erlaube Euch, Eure Bräute zu küssen, sagte dieser. Sie ließen sich das nicht zweimal sagen, aber die Küsse bethörten ihnen Herz und Sinne noch mehr. Jetzt müßt Ihr aber auch eine Probe Eurer Liebe geben, fing der Greis wieder an. Meine Töchter haben seit gestern Abend ihre drei Schoosthiere verloren; das eine ist ein Staar, das andere eine Rabe, das dritte eine Elster. Wahrscheinlich sitzen sie draußen im Walde. Ihr mögt sie daran kennen, daß der Staar ein Räthsel weiß, der Rabe ein Liedlein, die Elster aber die Geschichte ihrer Großmutter erzählt, sobald sie darum gefragt wird. — Geht nun, Ihr wackern Freier, und holt die lieben Thierchen, die fromm sind, und sich gern fangen lassen.

Die drei Gesellen thaten nach den Worten des Greises. Ohngefähr eine Viertelstunde von der Felsenburg fanden sie

die drei Vögel neben einander auf dem Aste einer abgestorbenen Eiche sitzen.

Staarmatz, sag' uns Dein Räthsel, rief einer der Gesellen.

Der Staar flog herab, ihm auf die Schulter, und sagte:

Sprich, was sitzt Dir im Gesicht,
Und Du siehst's im Spiegel nicht?

Rabe, Rabe, sing Dein Liedlein, rief der Zweite.

Der Rabe sang, mit etwas heiserm Ton:

Einst ins Schlaraffenland zogen
Drei Pfaffen auf einem Gaul;
Da kamen die Vögel geflogen
Gebraten jedem vor's Maul;
Doch keiner kam in ein Maul hinein,
Die Vögel waren groß, die Mäuler klein.

Gar hungrig kehren die Pfaffen
Wieder um ins Vaterland,
Und schwören: Bei den Schlaraffen
Sei doch kein Funke Verstand,
Sonst müßten die gebratenen Vögel klein,
Die Mäuler aber viel größer seyn.

Kaum hatte der Vogel sein Liedlein vollendet, als er gleichfalls vom Baum herab flatterte, und sich dem zweiten Gesellen auf den Kopf setzte.

Elster, Elster, erzähl' mir die Geschichte von Deiner Großmutter, rief jetzt der Dritte.

Die Elster warf sich in die Brust, und erzählte:

Meine Großmutter war eine Elster, und legte Eier, und daraus wurden wieder Elstern, und wenn sie nicht gestorben wäre, so lebte sie noch.

Mit diesen Worten schlug sie ihre Fittige und flog dem dritten Jüngling auf die Hand.

Die jungen Kaufherren waren nicht wenig erfreut, die Probe so leicht bestanden zu haben, und sie eilten Hals über Kopf der Felsenburg zu, welche sie auch mit einbrechender Nacht erreichten. Als sie aber in die Halle traten, war nichts mehr von der Pracht der Spiegelwände zu sehen, und eben so wenig von den schönen Jungfrauen. Die grauen Wände und Pfeiler des weiten Gewölbes hatten keine Bekleidung, und in drei Nischen standen drei Tische, mit Wein und Speisen besetzt. Drei uralte, zahnlose Mütterchen wackelten den Jünglingen entgegen und reichten ihnen die welken Hände zum Gruß. Ach, unsere lieben Freier, krähten sie, wie aus einem Munde, und umarmten die betroffenen Jünglinge so herzlich, daß es diese kalt und warm überlief. Nun fingen die Mütterchen durcheinander zu schnattern und zu klappern an, der Staar sagte sein Räthsel her, der Rabe sang sein Liedlein, und die Elster erzählte die Geschichte von ihrer Großmutter. Kurz, es war ein Gequick und Gepiep, daß Niemand ein Wörtlein verstehen mochte. Jedes Mütterlein ergriff jetzt seinen Auserwählten beim Arm, und führte ihn an einen der drei Tische, und sprach ihm von den goldenen Tagen, die sie miteinander verleben wollten auf der Felsenburg. Auch die drei Vögel sangen und schwatzten in einem fort. Die Gesellen fühlten weder Hunger noch Durst, doch ließ sich jeder einen Becher köstlichen Weins aufnöthigen, und kaum hatten sie den geleert, als ein tiefer Schlaf sich ihrer bemächtigte.

Die Sonne stand bereits hoch am Himmel, als sie erwachten. Sie lagen im dichten Gestrüpp, am Fuß einer

wild zerrissenen Felsenwand, und hatten Mühe, auf die Beine zu kommen, und sich ins Freie zu arbeiten. Voll Scham und Aerger nahmen sie den Weg durch das Thal zurück, aber von allen Seiten tönte aus den Bäumen das verwünschte Bst, Bst, herab, und es kam ihnen vor, als ob aus jedem Wipfel der Kopf eines alten Mütterchens ihnen zugrinze. Am Ausgange aus dem Thal in die Ebene saßen die drei Vögel auf einer alten Ulme, und der Rabe sang sein Lied, und der Staar sagte sein Räthsel, und die Elster erzählte ihre Geschichte. Einer der Gesellen, der nun wieder keck wurde, weil er freies Feld und Menschen vor sich sah, fragte einen Bauersmann, der eben vorüber ging: Guter Freund, kannst Du uns wohl sagen, was diese verwünschten Vögel eigentlich meinen?

Wenn Ihr mir's nicht übel nehmen wollt, antwortete der Bauer, so deut' ich Euch den Scherz. Das Räthsel des Staars geht auf eine Nase, wie sie wohl mancher schon bekommen hat, die aber zum Glück Niemand sehen kann. Der Rabe mit seinem Lied will sagen, man soll die gebratenen Vögel lieber mit der Hand fangen, als mit dem Maul, und die Elster erzählt eine Geschichte, die Eure Enkel auch einmal von Euch erzählen werden.

Die drei Gesellen sahen sich einander fast etwas einfältig an, und vermaßen sich hoch und theuer, nie wieder auf ein Bst zu hören, auch wenn es aus dem schönsten Munde kommen sollte.

9.

Rolandseck.

Roland, der mannhafte Neffe Karls des Großen, streifte einst von Ingelheim am Rhein hinab, um die schönen Gegenden im Frühlingsschmuck zu sehen. Abends kam er auf eine Burg, wo er um ein Nachtlager bat, und mit treuherziger Gastfreundschaft aufgenommen wurde. Der Burgherr schüttelte ihm freundlich die Hand, wie einem alten Bekannten, und seine Tochter holte alsbald Wein und Brod herbei, und füllte einen schönen, gläsernen Pokal, worauf das Wappen des Burgherrn gar künstlich in Farben zu sehen war. Als nun die Jungfrau vor ihm stand in aller Schönheit und Anmuth, und mit züchtigem Erröthen ihm den Pokal darreichte, da ergriff es ihn gar sonderbar, und seine Hand zitterte, indem er das Glas nahm, und er wurde darob glühend roth. Da dachte er bei sich: Das ist dir nie vor dem Feinde geschehen, und selbst unter den Säbeln der Sarazenen nicht; und schnell ermannte er sich wieder, und wußte dem Burgherrn auf Alles recht gut Bescheid zu geben. Aber die ganze Nacht durch stand das Bild der Jungfrau vor ihm, und er schlief nur wenige Stunden. Des Morgens beim Abschied fragte ihn der Burgherr nach seinem Namen. Roland schämte sich fast, ihn zu sagen, denn es war damit gar großer Ruhm verbunden, und das Volk sang viele Lieder von seinen Thaten. Der alte Ritter war höchlich erfreut, einen solchen Gast bei sich zu haben,

und bat ihn, noch einen Tag zu bleiben. Die sittsame Hildegund sagte kein Wörtlein dazu, aber man mocht' ihr's wohl ansehen, daß ihr der Fremde nicht ungelegen war.

Roland blieb gern, und seiner Liebe wuchsen die Schwingen so schnell, daß sie muthig wurden. Bald gab es auch eine günstige Gelegenheit. Roland ging in den Schloßgarten, und fand dort die Jungfrau, wie sie unter einem Apfelbaum saß, die Hände faltete, als ob sie betete. Ein frommer, freundlicher Traum mußte in ihrer Seele seyn, das sah man an der Huld ihres Mundes und an der Sinnigkeit ihrer Gebehrdung.

Roland ging auf sie zu, und wußte nicht recht ein Gespräch anzuknüpfen. Die schöne Hildegunde sah eine Rosenknospe am Boden liegen, und hob sie auf. Roland bat sie darum. Bis jetzt, sagte er, schmückt meinen Helm noch kein Zeichen eines lieben Andenkens, und wenn meine Kampfgefährten von der Schönheit und der Tugend ihrer Fräulein sprechen, muß ich die Augen niederschlagen und schweigen.

Die Jungfrau erröthete, schaute ihn an, überrascht und ergriffen. Sie machte eine Bewegung mit der Hand, als wollte sie ihm die Rose geben, ließ aber schnell den Arm wieder sinken. Rolands Auge flehte so innig und doch so bescheiden, daß sie ihm die Rose darreichte, mit den Worten: Das Schöne vergeht schnell.

Roland wagte es jetzt, von seiner Liebe zu reden, und Hildegund gestand ihm, mehr mit Blicken, als Worten, daß er ihr nicht gleichgültig sei. Sie gelobten sich ewige Treue, und Roland versprach, gleich nach dem bevorstehenden Feldzuge wider die Ungläubigen an den Rhein zurückzukehren, und sie heimzuführen als seine Hausfrau.

Der Abschied der Liebenden war still und schmerzlich. Sie schieden mit einem Händedruck, und was sie sich hätten sagen mögen, lag in ihren Blicken. Die Jungfrau lebte von nun an in gänzlicher Zurückgezogenheit, und harrte täglich auf Nachricht von dem Geliebten. Bald kam die Kunde von neuem Ruhm, den er sich erworben, und die Schiffer, die auf dem Rhein fuhren, sangen seine Waffenthaten.

Ein Jahr war nun bald verflossen, und die Nachricht von einem Frieden verbreitete sich allgemein. Eines Abends kam ein Ritter in das Schloß, und bat um Herberg. Er hatte in Karls Heer gedient, und Hildegund erkundigte sich, nicht ohne bange Ahnung, nach Roland. Er fiel neben mir, antwortete der Ritter, bedeckt mit Ruhm und mit Wunden.

Die Jungfrau konnte kein Wort hervorbringen und hatte auch keine Thränen. Im stummen Schmerz saß sie da wie ein Marmorbild auf einem Grabmal. Nach acht Tagen bat sie ihren Vater, den Schleier nehmen zu dürfen, und ging in das Kloster auf den Frauenwörth. Der Bischof, in dessen Sprengel das Kloster gehörte, war ein Verwandter ihres Hauses, und gestattete ihr, das Prüfungsjahr abzukürzen, und nach drei Monaten schon das Gelübde abzulegen.

Einige Zeit darauf kam Roland auf die Burg ihres Vaters, um sie als Braut heimzuführen. Er war für todt auf der Wahlstatt liegen geblieben, aber doch wieder zu sich gekommen, und durch sorgsame Pflege seiner Wunden genesen.

Als er hörte, was vorgegangen, warf er seine Waffen

von sich, und ließ eine Klause bauen auf dem Fels, der seitdem Rolandseck heißt, an dessen Fuß der Frauenwörth im Rheine liegt. Da saß er nun tagelang vor der Thüre seiner Einsiedelei, und sah herab auf das Kloster, in welchem seine Geliebte wohnte. Früh, wenn die Glocke zur Mette rief, stand er auf vom Lager, und ging hinaus, den Chorgesang der Jungfrauen zu hören, und oft wähnte er, Hildegundens Stimme unterscheiden zu können. Spät in der Nacht, wenn er noch ein einsames Licht in einer Zelle schimmern sah, glaubte er, es sei Hildegunde, die für ihn bete.

Zwei Jahre gingen so vorüber, und der Gram hatte bereits die beste Kraft seines Lebens aufgezehrt. An einem trüben Herbstmorgen schaute er herab auf das Kloster, wie gewöhnlich, und sah auf dem Kirchhof ein Grab aufwerfen, und ihm kam vor, als ob eine Stimme neben ihm flüsterte: Es ist für Hildegunden! Er schickte einen Boten in das Kloster, und erfuhr, daß sie vollendet habe. Er sah sie einsenken in die kühle Ruhestatt, und hörte das schauerliche Requiem singen, den letzten Abschied der Lebenden von den Todten. Der Schmerz überwältigte sein Leben, und man fand ihn vor seiner Klause sitzen, starr und todt, und die Augen nach dem Kloster gewendet.

10.

Die beiden Brüder.

Unter Hirzenach liegen auf jähen, mit Reben bewachsenen Felsen die zerfallenen Burgen Liebenstein und Sternfels, welche insgemein die Brüder genannt werden. In den alten Zeiten der deutschen Tapferkeit und Minne lebte hier ein Ritter, der zwei Söhne hatte, die er sorgsam erzog. Mit den beiden Knaben wuchs ein Mägdlein heran, die elternlos war, aber reich an Besitzthümern. Ihre Jugend ging in herrlicher Blüthe auf, und beide Brüder liebten sie, aber ein jeder trug seine Liebe still in sich.

Die Jungfrau war nun in dem Alter, sich zu verheirathen, und der Vater that ihr den Vorschlag, unter seinen Söhnen zu wählen. Es war ihr nicht verborgen geblieben, daß in beiden dieselbe Neigung glimme, und sie wollte keinen betrüben. Der ältere Bruder glaubte sie dem jüngern geneigter, und bat sie selbst, sich für ihn zu erklären.

Der alte Ritter segnete seine Kinder, und legte ihre Hände in einander, doch sollte der Tag der Trauung noch verschoben werden auf eine gewisse Zeit hinaus.

Der ältere Bruder sah das Glück des jüngeren ohne Neid, aber die Ruhe war doch aus seinem Herzen gewichen, und die Jungfrau kam ihm seit ihrer Verlobung nur noch liebenswürdiger vor. Er faßte daher den Entschluß, sich zu entfernen, und ging nach Rense, zu dem Fürsten, der ihm gern aufnahm in sein Gefolg.

Um diese Zeit kam der heilige Bernhard an den Rhein, und predigte das Kreuz. Fast von allen Burgen zogen Edle nach Frankfurt, wo Kaiser Konrad den frommen Abt dem Volke vorstellte, und ließen sich mit dem Kreuze bezeichnen. Bald wehte von allen Schlössern am Rhein die Fahne mit dem Zeichen des Erlösers, und täglich sah man, zu Wasser und zu Lande, fröhliche Schaaren wandern, die nach dem gelobten Lande gingen. Auf den jüngern Bruder wirkte dies mit unwiderstehlicher Gewalt, und er beschloß, gleichfalls nach Palästina zu ziehen, und erst bei seiner Heimkehr seine Verlobte zum Altar zu führen. Der alte Vater schüttelte den Kopf, die Jungfrau suchte Thränen zu verbergen, aber der junge Ritter blieb bei seinem Vorhaben, und sammelte ein Fähnlein, und führte es nach Frankfurt zum Kaiser.

Der Vater starb bald darauf, und jetzt kehrte der ältere Sohn von Rense auf seine väterliche Burg zurück. Seine Liebe wollte wiederkehren in ihrer ganzen Stärke, aber er meisterte sie dadurch, daß er die Jungfrau gewissenhaft als seine Schwester betrachtete. — Zwei Jahre waren bereits vorüber gegangen, als die Nachricht kam, daß der jüngere Bruder zurückkehre aus Palästina, und eine schöne Griechin mit sich bringe, die ihm angetraut sei. Seine Verlobte versank in stillen Kummer, und faßte den Entschluß, in ein Kloster zu gehen.

Der ältere Bruder aber entbrannte in edlem Zorn; er warf dem Boten, den der jüngere vorausgesandt hatte, seine Heimkunft zu melden, den Handschuh vor die Füße, und sagte: Dies ist meine Antwort. Zugleich rief er seine Mannen auf, und traf Anstalten zum ernstlichen Kampfe.

Der Kreuzfahrer langte mit einer schönen Griechin auf der benachbarten Burg Sternfels an, welche sein Vater für ihn erbaut hatte. Alsbald begann zwischen den beiden Brüdern eine blutige Fehde, und sie forderten sich zum Zweikampf. Da trat die Jungfrau zwischen sie, mit der Milde eines Engels, und versöhnte sie miteinander. Hierauf schied sie aus dem friedlichen Aufenthalt ihrer Kindheit und nahm den Schleier.

Stille Trauer schwebte nun von jetzt über den Zinnen von Liebenstein, aber auf Sternfels war der Sitz lärmender Freude. Die Schönheit der Griechin und die Anmuth ihres Umgangs zogen alle jungen Ritter der Gegend an, und sie ließ sich ihre Huldigungen gefallen.

Der ältere Bruder sah das Unglück des jüngern, eh es dieser selbst erkannte, und verschaffte ihm Gelegenheit, sich von der Untreue seiner Gattin zu überzeugen. Der junge Ritter schnob Rache und wollte die Griechin ermorden, aber sie entfloh noch zur rechten Stunde.

Jetzt schloß der ältere den Verzweifelnden in seine Arme, und sprach zu ihm: Laß uns mit einander ehelos leben, und dadurch den Schmerz der edlen Jungfrau ehren, die ihre Jugend im Kloster vertrauert. Sie gaben sich die Hände darauf, und blieben unverehlicht und ungetrennt bis an ihr Ende. Mit ihnen erlosch ihr Stamm. Traurig blicken die Trümmer ihrer Burgen ins Thal herab, und heißen noch die Brüder.

11.

Hildegard.

Als Karl der Große in den Sächsischen Krieg ziehen wollte, vertraute er seine Gemahlin Hildegard dem Schutze seines Stiefbruders Taland. Hildegard stammte von einem edlen Geschlecht auf dem Schwarzwalde, und war von hoher Schönheit und engelreiner Tugend. Taland aber entbrannte gegen sie in schnöder Liebe, und wagte es sogar, ihr ein Geständniß zu thun. Sie verwies ihm seine Frechheit, allein er ließ sich dadurch nicht abschrecken, und wurde vielmehr mit jedem Tage kecker. Da verstellte sich Hildegard und sagte zu ihm: er möge in einem Gehölz ein verborgenes Gemach erbauen, wo sie ihn finden könnte, ohne Argwohn zu erregen.

Taland war voll Freude, und in kurzer Zeit war das Lusthäuslein aufgeführt. Hildegard ging mit ihm dahin, und hieß ihn zuerst hineingehen; aber als er darin war, schloß sie die Thüre hinter ihm, und rief ihm zu, er sei ihr Gefangener, bis ihr Herr und Gemahl zurückkehre. Taland gab gute Worte, und aus Mitleid öffnete ihm Hildegard die Thüre wieder, und von diesem Augenblick an brütete er schwarze Gedanken in seiner Seele. So bald die Nachricht kam, daß Karl sich seiner Pfalz zu Ingelheim nähere, ging Taland ihm entgegen und verläumdete die Königin, als ob sie die Treue gebrochen hätte gegen ihren Gemahl. Karl ergrimmte und gab auf der Stelle Befehl, sie

in den Rhein zu stürzen. Sie wurde jedoch gewarnt, und entfloh auf eine benachbarte Burg.

Bei einer Jagd wollte Karl auf der nämlichen Burg einkehren. Taland war von seinen Begleitern; er erblickte die Königin an einem Fenster, und zeigte sie ihrem Gemahl, der nun aufs neue in Zorn entbrannte, und einigen seiner Leute Befehl gab, Hildegarden in den nächsten Wald zu führen und ihr die Augen auszustechen.

In dem Augenblick, wo dies vollzogen werden sollte, erschien, wie vom Himmel gesandt, ein Rittersmann, den Graf Ottens Gemahlin, Adelinde, geschickt hatte, um ihre Schwester Hildegard zu sich einzuladen. Der Ritter befreite die Unschuldige aus den Händen ihrer Peiniger, und geleitete sie auf ein entferntes Schloß.

Dort wählte sich Hildegard eine edle Jungfrau, Rosina von Bodmen genannt, zur Gefährtin; beide legten Pilgrimskleider an, und wanderten nach Rom. Hildegard hatte von früher Jugend an ihre Freude an Pflanzen und Steinen gehabt, und ihre verborgenen Kräfte zu erforschen gesucht. In Rom heilte sie viele Kranke, und ihr Ruf verbreitete sich weit umher.

Taland war inzwischen von einem Uebel befallen, welches kein Arzt zu heben vermochte. Auch am Rhein erscholl die Kunde von der wunderthätigen Frau in Rom, und als Karl dahin ging, beschloß Taland, ihm zu folgen, und sich bei ihr Raths zu erholen.

Gleich bei seiner Ankunft in der Hauptstadt der Christenwelt suchte er ihre Wohnung auf. Beim Eintritt begegnete ihm die edle Jungfrau von Bodmen, und fragte nach seinem Begehren; Taland antwortete, er sei König

Karls Bruder, und suche bei der kunstreichen Frau Hülfe gegen seine Leiden. Die Jungfrau hinterbrachte dies der Königin, welche ihm auf der Stelle entbieten ließ: Er solle hingehen, und seine Sünden dem Priester bekennen, dann erst vermöge sie ihm zu helfen. Taland gehorchte, und erhielt alsdann aus den Händen der Jungfrau eine Arznei, die ihn binnen wenigen Tagen heilte.

Darob wunderte sich Karl höchlich, und ließ die wunderthätige Frau zu sich einladen. Hildegard antwortete dem Abgeordneten: Sie würde nicht in den Palast des Königs kommen, wohl aber am andern Morgen, um die zehnte Stunde, in St. Petersmünster, und ihm dort Antwort geben.

Zur gesetzten Stunde fand sich Karl mit dem Papste in St. Peters Dom ein, und Hildegard und ihre Gefährtin traten vor ihn in Pilgerskleidern. Der König erkannte sie alsbald und vernahm aus ihrem Munde den wahren Hergang. Karl schloß sie in seine Arme und wollte seinen ruchlosen Bruder tödten lassen, aber Hildegards Fürbitte rettete ihm das Leben. Er wurde auf eine Insel im Meer verwiesen, und Hildegard kehrte mit ihrem Gemahl an den Rhein zurück.

12.

Die Kapelle auf dem Stromberg.

Unfern des Siebengebirgs wohnte in alten Zeiten ein Ritter, Diether von Schwarzeneck mit Namen. Er wollte den Kreuzzug nach dem gelobten Lande machen, und ging nach Speyer, wo sich damals der heilige Bernhard befand. Unterwegs kehrte er auf Argenfels ein, und wurde von dem Burgherrn gastfreundlich aufgenommen. Es war dies ein betagter Mann, der zwei Töchter hatte. Bertha, die jüngere, gewann in der ersten Stunde Diethers Herz durch ihre Schönheit und ihr holdes, gemüthliches Wesen. Sie schien auch den jungen Rittersmann mit Wohlgefallen zu bemerken, und sah beim Abschied fast traurig aus. Diether ging von Argenfels nicht so leichten Herzens weg, als er dahin gekommen war, und das Bild der Jungfrau begleitete ihn nach Palästina, und unter den Palmen Asiens gedachte er der Eichen am Rhein, und der schönen Bertha auf Argenfels. In einem Ausfalle der Sarazenen wurde Diether verwundet und gefangen, und gelobte in seiner Bedrängniß, der Mutter des Herrn ein Kirchlein zu erbauen, wenn er seine Freiheit erhalten und das Land seiner Heimath wieder sehen würde. Nach einer langwierigen Belagerung wurde die Stadt den Sarazenen im Sturm abgenommen, und Diether von seinen Banden erlöst. Er wünschte jetzt nichts sehnlicher, als sein Gelübde zu erfüllen, und — die sanfte Bertha wieder zu sehen. Mit dem er-

sten Schiffe ging er nach Venedig, und von da nach dem deutschen Lande. Mit freudiger Rührung betrat er die blühenden Ufer des Rheins, und sein erster Weg war nach Argenfels. Aber schon in einiger Entfernung gewahrte er, statt der hohen Warten und Mauern, eingestürzte Trümmer. Mit ängstlich pochendem Herzen stieg er den Berg hinauf und fand alles verwüstet und menschenleer. Auf dem umliegenden Gemäuer wuchs schon Gras, und einige Raubvögel flogen aus den Ruinen hervor. Ein alter Hirt gesellte sich zu ihm und erzählte: Die Burg sei von den Feinden des Burggrafen eingenommen und angezündet worden. Er selbst habe im Gefecht den Tod gefunden, wo aber seine beiden Töchter hingekommen, wisse Niemand zu sagen.

Das war ein Schwert in Diethers Herz. Er zog nach seiner Burg, die ihm jetzt fast trauriger vorkam, als die Trümmer von Argenfels, und er konnte sich manchmal des Wunsches nicht erwehren, daß er doch in Palästina seinen Tod gefunden haben möchte. Endlich beschloß er, eine wilde, einsame Gegend aufzusuchen, und daselbst ein Kirchlein zu bauen, wie er gelobt hatte, und daneben eine Klause, wo er seine Tage in frommer Abgeschiedenheit zubringen wollte. Am frühen Morgen durchstreifte er in diesen Gedanken die Gegend, und kam, ohne zu wissen wie, auf den Stromberg, den damals ein düsterer Wald bis nahe an den kahlen Gipfel bedeckte. Tief in der Waldnacht stand eine Klause und daneben ein steinernes Kreuz. Vor dem Kreuze kniete eine Einsiedlerin, in Gebet und Betrachtung verloren. Es war Bertha. Die Wonne des Wiedersehens läßt sich nicht mit Worten ausdrücken. Die Jungfrau und ihre Schwester hatten sich während der Belagerung von Argen=

fels, auf Bitten ihres Vaters, mit einem alten, treuen Knecht durch einen unterirdischen Gang geflüchtet, und bei einem Köhler eine Zuflucht gefunden. Als sie Kunde erhielten von dem Tode ihres Vaters und der Zerstörung ihrer Burg, da beschlossen sie, die Kleinodien, welche sie bei ihrer Flucht mit sich genommen, zu Geld zu machen, und sich eine Zelle zu bauen und ein Gärtchen, und als Einsiedlerinnen zu leben.

Durch Diethers freundliche Zusprache wurde Bertha bald bewogen, ihr rauhes Gewand wieder abzulegen und ihm als Hausfrau auf seine Burg zu folgen. Ihre Schwester aber wollte durchaus nicht in die Welt zurückkehren. Diether ließ ihr eine bequemere Wohnung errichten, und ein Kirchlein, wo auch ihre Gebeine begraben liegen.

13.

Der Drachenfels.

Unter den Siebenbergen hebt sich der **Drachenfels** mit seinen Ruinen am keckſten vom Rhein empor. In uralter Zeit, so erzählt die Sage, lag hier in einer Höhle ein Drache, dem die Umwohner göttliche Verehrung erwiesen, und ihm Menschenopfer brachten. Gewöhnlich wurden dazu Gefangene gewählt, die man im Kriege gemacht hatte. Unter den Gefangenen befand sich einmal eine Jung-

frau von vornehmer Geburt und eine Christin. Sie war von hoher Schönheit und zwei Anführer stritten sich um ihren Besitz. Da entschieden die Aeltesten, daß sie dem Drachen vorgeworfen werden sollte, damit keine Zwietracht unter ihnen entstünde. — In weißem Gewande, mit einem Blumenkranz um das Haar, wurde die Jungfrau den Berg hinangeführt, und in der Nähe der Felsenhöhle, wo das Unthier lag, um den Leib an einen Baum gebunden, neben welchem ein Stein statt eines Altars stand. Vieles Volk hatte sich in einiger Entfernung versammelt, dem Schauspiel zuzusehen, aber es waren Wenige, die das Loos der Armen nicht bemitleideten. Die Jungfrau stand ruhig, und schaute mit frommer Ergebung zum Himmel.

Die Sonne stieg jetzt hinter den Bergen hervor und warf ihre ersten Strahlen an den Eingang der Höhle. Bald kam das geflügelte Ungeheuer hervor, und eilte nach der Stätte, wo es seinen Raub zu finden gewohnt war. Die Jungfrau erschrack nicht — sie zog aus dem Busen ein Kreuz mit dem Bilde des Erlösers, und hielt es dem Drachen entgegen. Dieser bebte zurück, und mit fürchterlichem Gezisch stürzte er sich in den nahen Waldgrund, und war nie wieder zu sehen.

Da trat das Volk, von dem Grauen des Wunders ergriffen, hinzu und lös'te die Bande der Jungfrau, und sah mit Erstaunen das kleine Kreuz an. Die Jungfrau aber erklärte ihnen die Bedeutung desselben, und alle fielen zur Erde, und baten sie, zu den Ihren zurückzukehren, und ihnen einen Priester zu schicken, der sie unterweisen und taufen möge. So kam das Christenthum in die Gegend, und auf

der Stelle, wo der Altar des Drachen gestanden hatte, wurde eine Kapelle erbaut.

14.
Treuenfels.

In einem wilden, unwegsamen Thale, nicht weit vom Rheine, sieht man auf einer jähen Felsenwand wenige, mit Gras und Brombeerhecken bewachsene Ueberreste eines alten Gemäuers, und zwischen dem Gemäuer einen geborstenen Grabstein, auf welchem der Name Liba deutlich zu lesen ist. Von der übrigen Schrift des Steins sind nur noch halbverwischte Züge zu erkennen. Treuenfels heißt die Thalwand, und die Kapelle, welche da gestanden, war dem Andenken der sterbenden Jungfrau geweiht. Die Geschichte ihrer Erbauung will ich erzählen.

In der Nähe des Siebengebirgs lebte ein bejahrter Ritter, Walther mit Namen, der hatte eine noch junge Tochter, die Liba genannt wurde. Das Mägdlein war schön und fromm, daß sich keine Andere mit ihr vergleichen mochte, und viele Ritter warben um ihre Hand; aber ihr Vater hatte sie bereits dem wackeren Schott von Grünstein zugesagt, und Liba machte gegen diese Wahl wohl auch keine Einwendung, denn der Jüngling war edel von Gestalt und Sitte und mannhaft und biederherzig. Der Frühling der ersten Liebe blühte in reicher Fülle um das be-

glückte Paar, und weder der Ritter noch die Jungfrau bemerkten die schwarze Gewitterwolke, die hinter ihnen aufstieg.

Der alte Balther nährte lange schon einen tiefen Groll gegen den frommen aber strengen Bischof Engelbert von Köln, dessen Dienstmann er war, und als einst einige seiner Nachbarn zu ihm kamen, die sich ebenfalls gar heftig gegen den Bischof beschwerten, da zog er die Augenbraunen zusammen und sagte: Könnt' ich noch ein Schwert führen, wie in den Tagen meiner Kraft, ich wollte wahrlich den pfäffischen Uebermuth nicht dulden. Behandelt er uns nicht wie seine Eigene, und sind wir von minder edler Geburt als er?

Was können wir thun? sagten Jene.

Da nahm Balther einen Becher mit Wein, der vor ihm stand, und rief: Auf den Tod unsers Erzfeindes! Wer von Euch ein Mann ist, der wird mich verstehen. Mit diesen Worten leerte er den Becher. — Das trinken wir mit, schrien die Ritter, und schwuren, den Bischof aus dem Weg zu räumen.

Das geschah auch bald nachher; aber der Kaiser ließ die Thäter ergreifen und schmählich hinrichten. Vor ihrem Tod bekannten sie, daß Balther sie zu dem Frevel angemuthet. Der Kaiser ergrimmte darob, und befahl, seine Burg zu verbrennen und Alles, was darin seyn möchte. Ein Heerhaufe wurde stracks ausgesandt, und umzingelte Balthers Schloß, noch bevor er einen Argwohn geschöpft hatte. Es war in einer finstern, stürmischen Nacht, und er lag in tiefem Schlafe, als Liba, im leichten Nachtkleide, mit fliegenden Haaren in sein Gemach stürzte und ihn durch ihr Jammergeschrei weckte. Balther gerieth außer sich vor Angst, denn die Burg brannte schon, und jeder Weg zur Flucht

war versperrt. Er stand eine Weile betäubt und sprachlos, dann riß er sein Schwert aus der Scheide, und wollte sich das Leben nehmen. Liba fiel ihm in die Arme. Wir wollen durch den unterirdischen Gang entfliehen, sagte sie, und zog ihn mit sich fort, die Treppe hinab. Von beiden Seiten schlugen schon die Flammen ihnen entgegen, und sengten Balthern das Haar und die Augenbraunen. Liba blieb unberührt, als ob eine unsichtbare Macht sie schützte. Der Gang zog sich unter einem Waldbach hin und führte in eine ferne Bergschlucht, welche dicht mit Gesträuch bewachsen war. Ermattet sanken die Flüchtlinge dort in einen kurzen Schlummer, aus welchem das frühe Gezwitscher der Waldvögel sie erweckte. Liba brach einige wilde Beeren von den Hecken, um sich etwas zu erquicken. Ihr Vater, dem seine versenkten Augen heftigen Schmerz verursachten, wurde von einem schrecklichen Durst gequält und lechzte nach einem Trunk Wassers. Schüchtern wagte sich die Jungfrau aus dem Gestrüpp hervor und erspähte in der Nähe eine kleine Quelle. Sie machte aus Baumrinde eine Art Schale, füllte sie mit Wasser, und brachte es dem leidenden Greis. — Sie verweilten an dieser Stelle bis zur Abenddämmerung, und setzten dann ihren Weg weiter fort durch's einsame, wilde Geklüft, und kamen endlich zu einer Höhle, am Fuß der Felsenwand, wo die Trümmer der Kapelle liegen. Hier wollen wir bleiben, sagte Liba, denn in diesen schauerlichen Aufenthalt mag wohl selten ein Mensch sich verirren.

Was soll hier aus uns werden? seufzte der Greis.

Was Gott will, entgegnete Liba mit schönem Vertrauen, und küßte die Hand ihres Vaters.

Sie blieben einige Wochen in der Höhle, und Wurzeln

und Kräuter waren ihre Nahrung. Walthers Augenübel vermehrte sich täglich, und er wurde zuletzt blind. Doch trug er Alles mit großer Geduld, und sagte oft: Ich danke Gott, daß er mir noch Zeit läßt, mein Unrecht zu büßen. Unterdessen nahmen die Lebensmittel immer mehr ab in der unfruchtbaren Wüste, und Liba mußte sich schon eine ziemliche Strecke weit von der Höhle entfernen, um ein kleines Körbchen, das sie sich aus Binsen geflochten, mit Himbeeren und Erdbeeren zu füllen. Bei einer solchen Wanderung erblickte sie einst einen Jäger, der, etwa hundert Schritte von ihr, unter einem Baum saß, und sein Haupt, müde oder traurig, mit der Hand stützte. Neben ihm lag sein Jadspieß und ruhten ein Paar weiße Doggen. Nach einer Weile stand der Jäger auf, und die Hunde sprangen um ihn her — Liba erkannte ihn — es war Schott von Grünstein, ihr Verlobter.

Unwillkührlich streckte sie ihre Arme nach ihm aus und wollte ihn beim Namen rufen, aber das Wort erstarb ihr auf der Lippe. Soll ich ihn auch in unser trauriges Verhängniß ziehen, sagte sie bei sich. Er würde uns nöthigen, eine Zuflucht auf seiner Burg zu nehmen, und dadurch ebenfalls in die Acht gerathen, und ich hätte nicht nur ein Leiden mehr, sondern auch einen Vorwurf auf meiner Seele. Nein, ich muß büßen mit meinem Vater und für meinen Vater, damit die Strafe des Richters dort oben früher von ihm genommen werde.

In diesem hohen Entschluß, der ihrer Seele wnnderbare Stärke gab, kehrte sie zur Höhle zurück. Sie fand ihren Vater ruhiger als sonst, und er sagte, indem er ihre Hand ergriff:

Ich weiß nicht, mir ist heute so leicht um's Herz, und es

würde mir noch leichter werden, wenn ich nur einen Augenblick den Himmel da oben sehen könnte. Nicht wahr, Liba, er ist ganz heiter?

Er ist heiter, anwortete die Jungfrau, bis auf eine schwarze Wolke, aber diese scheint schnell vorüber zu ziehen.

„Könntest du mich nicht in die Sonne führen? Ich möchte mich wieder einmal wärmen an ihrem Strahle.“

Liba sah sich allenthalben um. In diese Schlucht herab kommt die Sonne nicht, sagte sie; aber ein bequemer Pfad führt auf die Felsenwand, da will ich Euch hinauf helfen.

Sie führte ihn auf die Höhe, zu einem bemoosten Stein, wo der Greis sich niedersetzte, und an den dürren Stamm einer abgelebten Eiche lehnte. Liba, rief er, ich sehe den Himmel, ich sehe die Sonne.

Ihr seht wieder, Vater?

„Mit diesen todten Augen nicht, die sind vertrocknet, aber in mir steht ein Himmel und eine Sonne.“

Liba warf sich auf die Kniee und betete mit gefalteten Händen: Richter dort oben, gieb ein Zeichen der Versöhnung!

Walther faltete seine Hände gleichfalls, und sagte: Amen! Da plötzlich rollte der Donner und zückte der Blitz herab, und tödtete den Greis und seine Tochter. Walthers Leib war in Asche verwandelt, aber Liba lag neben der Asche, unversehrt und ohne ein Zeichen gewaltsamen Todes. In ihrem Antlitz war die Ruhe einer Schlummernden und der Friede der Unschuld.

Schott von Grünstein hatte den Schlag gehört und den Strahl gesehen, wie er auf die Felsenwand herabfuhr. Neugierde trieb ihn, die Spuren zu betrachten, die er zurückgelassen haben mochte, und er erstieg die Höhe. Da

fand er seine Verlobte und die Asche ihres Vaters. Sein Schmerz war groß. Er ließ auf der Stelle eine Kapelle bauen, und weihte sie der sterbenden Mutter des Erlösers. Der Fels aber heißt seitdem Treuenfels, zum Andenken frommer, kindlicher Treue.

15.

Die sieben Schwestern.

Von einem Berge hinter Wesel blickt die Burg Schönberg still und einsam in den Rhein herab. Hier lebten einst sieben Schwestern, welche man die sieben schönen Gräfinnen nannte. Der Ruf ihrer Schönheit verbreitete sich allenthalben, und aus der Nähe und Ferne strömten edle Jünglinge herbei, um sie zu sehen. Wer sie aber sah, der mußte auch einer von ihnen sein Herz lassen, und so geschah es, daß auf Schönberg die Freier aus- und einzogen, wie bei einem stattlichen Hoflager. Die sieben Schwestern hatten ihr Wohlgefallen an den Bewerbungen der vielen stattlichen Ritter, denn es war dabei so heiter und lebendig auf dem Schlosse, daß sie sich kein schönres Leben wünschen mochten. Die halben Nächte hindurch hatten sie einander zu erzählen, was ihnen des Tags über begegnet war, denn jede hatte ihre eignen, neckischen Einfälle, denen sich die Liebhaber bequemen mußten. So trieben sie's einige Jahre lang, ohne

daß ihre Herzen sich der Liebe geöffnet hätten, und wenn gleich mancher Jüngling des losen Spiels überdrüßig wurde, und sich zurückzog, so kamen doch bald wieder viele andere, die sich's wohl zutrauten, die listigen Jägerinnen selbst am Ende noch zu umgarnen. In der That wurden diese auch zuletzt sehr in die Enge getrieben, denn die Jünglinge wollten sich nicht mehr länger zum Besten halten lassen, und gaben sich das Wort, die Burg samt und sonders auf immer zu meiden, falls die sieben schönen Schwestern sich nicht entschließen würden, binnen längstens vier Wochen sich für eine gleiche Zahl aus den Bewerbern zu erklären. Zugleich thaten sie den Schwur, jedem andern Freier, den es in der Folge gelüsten könnte, seine Blicke nach Schönberg zu wenden, mit gewaffneter Hand in den Weg zu treten.

Die Schwestern vernahmen diese Botschaft nicht ohne sichtbare Bestürzung; sie gingen alsbald unter sich zu Rathe, und beschlossen, die Zumuthung, welche sie als einen Schimpf betrachteten, auf eine fast boshafte Weise zu rächen. Es wurde hierauf eine schöne Zofe an die Freier abgeschickt, mit der Nachricht, die sieben Gräfinnen hätten sich entschlossen, Bräute zu werden, sie wollten es jedoch bei der Wahl auf das Loos ankommen lassen.

Tag und Stunde wurden nun anberaumt, und die Jünglinge fanden sich zur gehörigen Zeit im großen Rittersaale ein. Die Zofe erschien jetzt, mit einem silbernen Teller in der Hand, worauf zwanzig Loose lagen, denn so groß war die Anzahl der versammelten Freier. Die Loose bestanden aus zusammengerollten Pergamentstückchen, die mit den verschiedenen Farben der gegenwärtigen Ritter bezeichnet waren, und wovon sieben die Namen der sieben Schwestern

enthielten. Was die Gräfinnen vorausgesehen hatten, geschah. Jeder Ritter langte nach der Rolle mit seiner Farbe, und so fielen die Namen der sieben Schwestern in die Hände der sieben mißgestaltesten unter den Rittern. Freude und Gelächter, Spott und Aerger durchhallten in lauten Ausbrüchen den Saal. Die Zofe bedeutete nun den Rittern, welche die Treffer gezogen, die Bräute harrten ihrer in dem Gartensaal. Diese eilten, die trefflichen Preise, welche ihnen das Glück beschieden, in Empfang zu nehmen, aber sie machten große Augen, als sie in die freundliche Rotunde traten, und dort nichts fanden, als die lebensgroßen Conterfei der schönen Schwestern. Verdutzt sahen sie sich einander an, und in diesem Augenblicke schallte ein Gelächter vom Rheinufer herauf. Die losen Jungfrauen stiegen so eben in einen mit grünen Zweigen ausgeschmückten Nachen, und schifften über den Strom, und setzten sich jenseits auf Maulthiere, und nahmen den Weg nach ihrer Burg an der Lahn.

Als kurze Zeit hernach (seit Menschengedenken zum erstenmale) die sieben Felsenspitzen sichtbar wurden, welche noch jetzt, gleich unter Wesel, bei seichtem Wasser aus dem Rheine hervorragen, da nannten die Schiffer, zum Andenken dieser Begebenheit, diese Felsen die sieben Jungfrauen, und der Name hat sich bis auf unsere Zeit erhalten.

16.

Die Jungfrau auf dem Lurlei.

In alten Zeiten ließ sich manchmal auf dem Lurlei um die Abenddämmerung und beim Mondschein eine Jungfrau sehen, die mit so anmuthiger Stimme sang, daß alle, die es hörten, davon bezaubert wurden. Viele, die vorüberschifften, gingen am Felsenriff oder im Strudel zu Grunde, weil sie nicht mehr auf den Lauf des Fahrzeugs achteten, sondern von den himmlischen Tönen der wunderbaren Jungfrau gleichsam vom Leben abgelöst wurden, wie das zarte Leben der Blume sich im süßen Duft verhaucht. Niemand hatte noch die Jungfrau in der Nähe geschaut, als einige junge Fischer; zu diesen gesellte sie sich bisweilen im letzten Abendroth, und zeigte ihnen die Stellen, wo sie ihr Netz auswerfen sollten, und jedesmal, wenn sie den Rath der Jungfrau befolgten, thaten sie einen reichlichen Fang. Die Jünglinge erzählten nun, wo sie hinkamen, von der Huld und Schönheit der Unbekannten, und die Geschichte verbreitete sich im ganzen Lande umher. Ein Sohn des Pfalzgrafen, der damals in der Gegend sein Hoflager hatte, hörte die wundervolle Mähr, und sein Herz entbrannte in Liebe zu der Jungfrau. Unter dem Vorwande, auf die Jagd zu gehen, nahm er den Weg nach Wesel, setzte sich dort auf einen Nachen, und ließ sich stromabwärts fahren. Die Sonne war eben untergegangen, und die ersten Sterne traten am Himmel hervor, als sich das Fahrzeug dem Lurlei näherte.

Seht Ihr sie dort, die verwünschte Zauberin, denn das ist sie gewiß, riefen die Schiffer. Der Jüngling hatte sie aber bereits erblickt, wie sie am Abhang des Felsenbergs nicht weit vom Strome saß, und einen Kranz für ihre goldnen Locken band. Jetzt vernahm er auch den Klang ihrer Stimme, und war bald seiner Sinne nicht mehr mächtig. Er nöthigte die Schiffer, am Fels anzufahren, und, noch einige Schritte davon, wollt' er an's Land springen, und die Jungfrau festhalten, aber er nahm den Sprung zu kurz, und versank in den Strom, dessen schäumende Wogen schauerlich über ihm zusammen schlugen.

Die Nachricht von diesem traurigen Begebniß kam schnell zu den Ohren des Pfalzgrafen. Schmerz und Wuth zerrissen die Seele des armen Vaters, der auf der Stelle den strengsten Befehl ertheilte, ihm die Unholdin todt oder lebendig zu liefern. Einer seiner Hauptleute übernahm es, den Willen des Pfalzgrafen zu vollziehen, doch bat er sich's aus, die Hexe ohne weiters in den Rhein stürzen zu dürfen, damit sie sich nicht vielleicht durch lose Künste wieder aus Kerker und Banden befreie. Der Pfalzgraf war dies zufrieden, und der Hauptmann zog gegen Abend aus, und umstellte mit seinen Reisigen den Berg in einem Halbkreise vom Rheine aus. Er selbst nahm drei der Beherztesten aus seiner Schaar, und stieg den Lurlei hinan. Die Jungfrau saß oben auf der Spitze, und hielt eine Schnur von Bernstein in der Hand. Sie sah die Männer von fern kommen, und rief ihnen zu, was sie hier suchten? Dich, Zauberin, antwortete der Hauptmann. Du sollst einen Sprung in den Rhein dahinunter machen. Ei, sagte die Jungfrau lachend, der Rhein mag mich holen. Bei diesen Worten

warf sie die Bernsteinschnur in den Strom hinab, und sang mit schauerlichem Tone:

Vater, geschwind, geschwind,
Die weißen Rosse schick' deinem Kind,
Es will reiten mit Wogen und Wind!

Urplötzlich rauschte ein Sturm daher; der Rhein erbrauste, daß weitum Ufer und Höhen vom weißen Gischt bedeckt wurden; zwei Wellen, welche fast die Gestalt von zwei weißen Rossen hatten, flogen mit Blitzesschnelle aus der Tiefe auf die Kuppe des Felsens, und trugen die Jungfrau hinab in den Strom, wo sie verschwand.

Jetzt erst erkannten der Hauptmann und seine Knechte, daß die Jungfrau eine Undine sei, und menschliche Gewalt ihr nichts anhaben könne. — Sie kehrten mit der Nachricht zu dem Pfalzgrafen zurück, und fanden dort mit Erstaunen den todtgeglaubten Sohn, den eine Welle ans Ufer getragen hatte.

Die Lurleijungfrau ließ sich von der Zeit an nicht wieder hören, ob sie gleich noch ferner den Berg bewohnte, und die Vorüberschiffenden durch das laute Nachäffen ihrer Reden neckte.

17.

Die Gräfin von Cleve.

Auf dem Söller ihrer einsamen Burg saß Beatrix, die junge, schöne Gräfin von Cleve, und schaute traurig den Rhein hinauf. Sie hatte keine Eltern mehr, denn ihr Vater war längst nach Palästina gezogen und nicht mehr zurückgekehrt, und der Tod hatte ihr nun auch kürzlich die Mutter entrissen, und mit dieser war alle Lust ihres Lebens zu Grabe getragen worden. Es war ein stiller Sommerabend, und so weit das Auge reichte, sah man kein Fahrzeug auf dem Strome und keinen Wandrer an seinen Ufern. Die junge Gräfin kam sich vor, als wäre sie allein in der Welt, und ihr gepreßtes Herz floß in Thränen über. Jetzt zeigte sich in der Ferne ein Schiff, das mit vollen Segeln daher flog. Das Schiff kam bald näher, und endlich so nah, daß Beatrix Alles darauf recht deutlich unterscheiden konnte. Oben auf der Segelstange schimmerte ein goldner Schwan, und tief unten hing ein Schild mit demselben Zeichen. Auf dem Verdeck stand ein junger Ritter von stattlichem Ansehen, der fast unbeweglich nach der Gräfin hinüber sah. Das Fahrzeug wendete jetzt plötzlich nach dem Ufer, wo die Burg stand. — Beatrix empfand darob ein unerklärliches Bangen, und entfernte sich vom Söller, als die Reisenden ans Land stiegen. Sie ging nachdenkend im Gemache auf und ab, da meldete man den fremden Ritter, der eben angelangt war. Beatrix empfing ihn mit Herzklopfen — sie hatte nie

eine so edle, einnehmende Jünglingsgestalt gesehen, und in ihr unbewachtes Herz fiel der erste Funke der Liebe. Der Fremde sagte seinen Namen und seinen Auftrag. Er hieß Erlin von der Schwanenburg, kam aus Antiochien, und brachte der Gräfin Kunde von ihrem Vater, der noch am Leben war, aber sich durch ein Gelübde auf Lebenslang zum Dienste der Christen in Palästina verbunden hatte. Beatrix wurde bei der Nachricht von Schmerz und Freude bewegt, doch behielt jener die Oberhand, denn es grämte sie sehr, daß sie ihren Vater nicht mehr sehen sollte.

Erlin blieb drei Tage bei der Gräfin, und mußte ihr die ganze Zeit über von ihrem Vater erzählen. Am Abend des dritten Tags überreichte er ihr ein Brieflein mit den Worten: Les't, schöne Beatrix, und sagt mir dann, ob ich morgen reisen oder noch länger bleiben soll. Das Brieflein war von ihrem Vater und enthielt die wenigen Worte:

„Wenn der Ritter von der Schwanenburg deine Gunst
„gewinnen kann, deren er werth ist, so gebe ich dir
„ihn zum Gemahl."

Das Herz der Gräfin hatte nichts gegen diesen Wunsch einzuwenden, und Erlin erhielt ihre Hand. Sie lebten glücklich, und zeugten drei Söhne, Dietrich, Gottfried und Konrad. Nachdem sie herangewachsen und wehrhaft gemacht waren, gab der Vater dem ersten seinen Schild und sein Schwert, und ernannte ihn zu seinem Nachfolger; dem zweiten schenkte er das Horn, welches er auf der Reise nach Deutschland an der Hüfte getragen, mit der Grafschaft Loen; der dritte bekam des Vaters Ring und die

Grafschaft Hessen. Bald darauf verschwand Ritter Erlin. An seine Gattin hinterließ er folgende Zeilen:

„Ein Gelübde ruft mich zu deinem Vater zurück. Ich „hinterlasse dir mein Andenken in drei wackern Söhnen „und nehme mit mir dein Bild und deine treue Liebe.“

Beatrix wurde vom tiefsten Leid ergriffen — tagelang saß sie auf dem Söller, und schaute den Rhein hin, ob der geliebte Gatte nicht wiederkehre. Wohl kam manches Schiff herab, aber keines brachte den Schwanenritter. Der Schmerz endigte bald ihr Leben.

Zum Andenken dieser Geschichte wurde die Burg zu Cleve die Schwanenburg genannt, und noch jetzt schimmert ein goldner Schwan oben auf dem Thurme.

18.

Das Fräulein von Flörsheim.

Zu Flörsheim, in der überrheinischen Pfalz, hatten einst die Edlen von Flörsheim ihre Burg. Einer derselben hatte eine Tochter, von deren Schönheit weit und breit gesprochen wurde. Viele Ritter suchten ihr Herz zu gewinnen, aber umsonst, denn es gehörte nicht mehr ihr eigen, sondern einem schönen jungen Hirten, der die Schafe des benachbarten Klosters hütete. Sie war einst im Frühling hinaus gewandelt ins Freie, und hatte da zum erstenmale

den schönen Jüngling gesehen, der an einer Quelle lag und schlief. Nachher ging sie oft wieder zu dieser Stelle, denn die liebliche Gestalt stand Tag und Nacht vor ihrer Seele. Manchmal sprach sie mit ihm einige freundliche Worte, oft aber blieb sie hinter dem Gebüsch versteckt, um ihn ungestört zu betrachten, oder seine holde Stimme zu hören, wenn er ein frommes Lied sang, und immer tiefer drückte sie selbst den vergifteten Pfeil in die unverwahrte Brust.

Niemand wußte etwas von des Jünglings Herkunft zu sagen. Er war eines Tags an die Klosterpforte gekommen, und hatte gebeten, ihn unter die Mönche aufzunehmen. Da es ihm aber abgeschlagen wurde, als einem Unbekannten, bot er sich zum Hirten an. Seine edlen Gesichtszüge, seine zarte, reine Haut, und sein bescheidnes Wesen brachten viele auf die Vermuthung, er müsse aus einem vornehmen Hause entsprossen seyn, und diesen niedern Stand aus frommer Demuth gewählt haben. Auch schien er keineswegs unerfahren in ritterlichen Uebungen, denn als einstmals die Heerde von zwei Wölfen angefallen wurde, riß er einem zaghaften Jäger den Jagdspieß aus der Hand, stürzte auf das Raubthier los, und traf das eine so gewaltig in den Bug, daß das andre, beim Geheul des verwundeten, ängstlich entfloh.

Der Vater des Fräuleins hatte beschlossen, seine Tochter sollte sich einen Gatten wählen. Er veranstaltete ein Turnier, und es fanden sich über funfzig junge Edle aus der Nähe und Ferne dabei ein. Viele Tage vergingen bei Spiel und Lust, doch sie beharrte in ihrem Trübsinn, und von all den anwesenden reichen und stattlichen Rittern mochte keiner auch nur ihre Aufmerksamkeit gewinnen. Im-

mer suchte sie sich von der Gesellschaft wegzuschleichen, und irrte dann still und einsam im Walde umher, oder saß am Brunnen, wo sie den Hirten zuerst gesehen hatte, und sang wohl auch eines seiner frommen Lieder.

Der Vater wurde um sie besorgt, denn die Rosen ihrer Wangen verblaßten allmählig, und ihr heitres Auge verlor seinen Glanz. Er forschte recht ernstlich nach der Ursache ihres Kummers, da weinte sie helle Thränen und beschwor ihn um die Erlaubniß, den Schleier nehmen zu dürfen. Er wollte jedoch davon nichts hören, und bestand vielmehr darauf, sie sollte sich aus den jungen Rittern, welche meist ihretwegen gen Flörsheim gekommen waren, einen zum Gatten wählen.

Eines Tages fand sie bei der Klosterheerde einen andern Hirten, und vernahm von diesem, der schöne, fremde Jüngling sei von einer bösen Schlange gestochen worden, und gestorben. Ihr Herz wollte brechen im ersten Augenblick, als sie die traurige Kunde hörte, doch faßte sie sich bald, und sein Tod schien ihr sogar einigen Trost zu gewähren. Sie blickte zum Himmel auf, als wollte sie sagen, dort sehen wir uns bald wieder.

Von einer dunkeln Ahnung getrieben, nahm sie ihren Weg nach dem Klosterkirchhofe, und betete am Grabe des Geliebten, und ließ hierauf einen Priester rufen, und vertraute ihm das Geheimniß ihrer Leiden. Der alte ehrwürdige Mönch suchte sie aufzurichten, und versprach, mit ihr zu ihrem Vater zu gehen, und ihn zu bereden, damit er ihrem Wunsche nach dem Kloster ferner kein Hinderniß in den Weg legen möchte. Der Pfad führte durch ein Thal über einen Waldbach. Auf dem schmalen Steg glitt das

Fräulein aus, und sank hinab in die reißende Fluth. Der alte Priester war außer Stand, ihr zu Hülfe zu kommen. Mit bekümmerter Seele wandelte er fort nach Flörsheim, und hinterbrachte dem Vater und den anwesenden Rittern die traurige Botschaft. Alles eilte hinaus, um die Unglückliche aufzusuchen, aber eine kleine Strecke von der Burg sahen sie schon den Leichnam, den der Strom dort ans Land getrieben hatte. Die schneeweiße Gestalt lag da unter den rothen, blauen und gelben Blumen der Wiese, und die Abendsonne beglänzte das bleiche Antlitz. Die Ritter trugen sie auf einer Bahre von grünen Zweigen in die Schloßkapelle, und wohnten alle, mit Trauerflor behangen, ihrem Begräbnisse bei. Als sie erfuhren, welcher geheime Gram an der Blüthe ihres Lebens genagt, und wie sie in Liebe zu dem schönen, fremden Hirten gleichsam vergangen, beschlossen sie einmüthig, an der Stelle, wo sie in den Waldstrom gefallen, eine Kirche zu erbauen, und sie dorthin zu bestatten. In den Fels am Brunnen, wo das Fräulein von Flörsheim den Hirten zum erstenmale gesehen, ließen sie die rührende Geschichte mit wenigen Worten eingraben, und diese Schrift war bis in die letzten Zeiten vorhanden. An der Kirche aber ist noch jetzt ein Stein eingemauert, und darauf der Hirt mit seinen Schafen und seiner Rohrflöte nebst dem Fräulein abgebildet.

19.

Die Fischerhütte.

Eine Stunde von Konstanz, da wo der Rhein in den Untersee einströmt, erhebt sich das altergraue, feste Schloß Gottlieben, auf welchem zur Zeit der Kostnizer Kirchenversammlung Pabst Johannes der dreiundzwanzigste und Johannes Huß gefangen saßen. Auf diesem Schlosse lebte gegen das Ende des siebzehnten Jahrhunderts ein bischöflicher Vogt, Jost von Salenstein mit Namen. Er hatte zwei Söhne, von denen Hartmuth, der ältere, am Hofe des Bischofs in Meersburg sich aufhielt, und zum Erben der väterlichen Güter bestimmt war, Erwin, der jüngere aber, als Mönch in die Abtei Reichenau treten sollte.

Erwin stand jetzt im Alter von zwanzig Jahren. Nebst einer angenehmen Gestalt hatte ihm die Natur auch eine große Lebhaftigkeit des Geistes verliehen, und seine Neigung war mehr auf den Krieg, als auf das beschauliche Leben des Klosters gerichtet. Oft bat er seinen Vater, ihn zu dem Heere des tapfern Markgrafen Ludwig von Baden, oder des Prinzen Eugen von Savoyen zu schicken, von denen jener damals gegen die Türken, dieser gegen die Franzosen kämpfte; aber der alte Jost war in den Kriegen jener Zeit oft so hart mitgenommen worden, daß er einen unauslöschlichen Haß gegen Alles trug, was Soldat hieß, und außerdem hegte er die geheime Hoffnung, seinen Sohn einst als

gefürsteten Abt in der Reichenau zu sehen. Erwin's Wünsche wurden darum jedesmal kurz und hart von ihm abgewiesen.

Es war im September des Jahrs 1692, als Erwin von Konstanz, wo er seine Studien vollenden sollte, nach Gottlieben kam, um den Herbst daselbst zuzubringen. Eines Sonntags nahm ihn der Vater mit nach Reichenau hinüber; sie wollten daselbst dem Gottesdienste beiwohnen, und den Rest des Tages in der Abtei zubringen, wie es Jost oft zu thun pflegte. Die Kirche war mit Landleuten aus der Umgegend angefüllt. Erwins Augen irrten lange von einer Seitengallerie herab auf der bunten Menge hin und her, bis sie plötzlich von einer überraschenden Erscheinung festgehalten wurden. Ein Mädchen von seltener Schönheit kniete unweit der Stufen eines Nebenaltars, und schien ganz versenkt in fromme Betrachtungen. Die bäuerische, nicht ganz vortheilhafte Tracht konnte den Reizen der hohen, edlen Gestalt keinen Abbruch thun, obgleich sie zu derselben ganz und gar nicht zu passen schien. Erwins Seele war jetzt nur noch in seinen Augen; wie sehnlich er aber auch wünschen mochte, von der holden Beterin bemerkt zu werden, so blieben ihre Blicke doch nur dem Altare zugewendet, oder hefteten sich demüthig an den Boden.

Als der Gottesdienst geendigt war, hätte der Jüngling sich gerne unter den Haufen gemischt, der die Kirche verließ, um den Weg, den die schöne Unbekannte nahm, und ihren Wohnort vielleicht zu erspähen; aber sein Vater erinnerte ihn, daß sie jetzt dem fürstlichen Prälaten ihre Aufwartung machen müßten.

Von diesem Tage an war Erwin noch stiller und trübsinniger, als zuvor: Sein Vater schrieb es auf seine Ab-

neigung gegen das Kloster, und suchte ihm den ungestörten Frieden und die ruhigen Genüsse des Mönchlebens mit den glänzendsten Farben darzustellen. Für den Jüngling waren dies inhaltleere Worte, denn wo er ging und stand, da sah er vor sich das schöne Bild in der Kirche.

Jost rieth ihm Zerstreuung an. Du hattest sonst deine Lust am Fischfange auf der See, sagte er; versuch's wieder einmal. Ist's dem Menschen dunkel in der Brust, so soll er nicht in sich hinein, sondern aus sich heraus schauen. Erwin befolgte den Rath seines Vaters, aber fast gedankenlos. Er nahm einen Kahn mit dem nöthigen Fischergeräthe und fuhr am Ufer hinab. Dort stand, nicht weit vom Dorfe Gottlieben, auf einer kleinen Erdzunge, die ohngefähr hundert Schritte weit in den See hinauslief, eine einsame Fischerhütte im Schatten von Obstbäumen, an denen sich Weinstöcke hinaufrankten. Vor der Hütte saß ein alter Fischer, der sein Netz ausbesserte, und neben ihm ein Mädchen, welches dem Alten bei seiner Arbeit helfen zu wollen schien. Erwin, als er sich der Hütte näherte, erkannte augenblicklich die schöne Betende in der Kirche zu Reichenau. Ein Zittern ergriff ihn, er verlor die Besonnenheit; der Kahn stieß am Ufer an, er taumelte und stürzte in den See.

Als er wieder zu sich kam und die Augen aufschlug, lag er auf einem Bette in der Fischerhütte, und der Greis und seine Tochter waren bemüht, ihn ins Leben zurückzurufen. Er hatte sich auch nach einer Stunde schon vollkommen erholt. Es war ein Glück, sagte der Alte lächelnd, es war ein Glück, daß ich just bei der Hand war, als Ihr den Sprung da hinab machtet, sonst hättet Ihr jetzt schon

mit den hübschen Mümmelchen Bekanntschaft gemacht, die unten im See hausen.

Erwin dankte dem Fischer für seine Rettung, doch nur seine Worte waren an ihn gerichtet, seine Blicke und Gedanken aber auf die schöne Unna, die züchtig zur Seite stand.

Der Fischer, als er hörte, der junge Mann sei vom Schlosse Gottlieben, erbot sich sogleich, dorthin zu gehen, und trockne Kleider für in herbeizuholen.

Wenn Unna sich in einiger Verlegenheit befand, mit dem Jünglinge allein zu seyn, so entsprang diese Verlegenheit keineswegs aus Besorgnissen, die ihrem unschuldigen Herzen fremd waren, sondern einzig aus jener jungfräulichen Schüchternheit, die das schöne Erbtheil der unverdorbenen Töchter der Natur ist.

Ich habe Euch am letzten Sonntag in der Reichenau gesehen, hub Erwin das Gespräch an, zu welchem er lange den Faden umsonst gesucht hatte.

Das Mädchen erröthete, aber sie sah dabei recht freundlich aus, und es schien ihr nicht zu mißfallen, daß der Jüngling sie bemerkt hatte.

Eure Hütte liegt gar anmuthig, fing dieser nach einigem Schweigen wieder an, ich möchte wohl auch so wohnen.

In Eurem Schlosse zu Gottlieben wohnt Ihr ja schöner und gemächlicher, entgegnete das Mädchen.

Ach, seufzte Erwin, Schlösser und Palläste sind prächtige Gefängnisse; wenn ich aber nun einmal meine Freiheit verlieren soll, so möcht' ich's am liebsten an eine freundliche Herrin, die Euch gliche.

Ich will hinaus gehen, stotterte Unna, die ihre Verwirrung nicht zu bergen wußte, ich will hinausgehen und

sehen, ob mein Vater noch nicht kommt. Er hat Euch in seine groben Kleider gesteckt, und Ihr seid das nicht gewohnt.

Wollte Gott, sagte der Jüngling, ich hätte nie andre getragen, und wäre in Eurer Nähe als Fischerjunge aufgewachsen.

Seid Ihr denn unglücklich? fragte das Mädchen theilnehmend und verwundert.

„Mein Vater will, ich soll mich in der Reichenau zum Mönch scheeren lassen."

Anna schaute ihn mitleidig an. Schade um Euer schönes Haar, lispelte sie.

Erwin sprach jetzt Mancherlei von seinen vergangenen Jahren, von den Absichten seines Vaters und seiner eigenen Neigung, wobei er bisweilen unwillkürlich den Eindruck verrieth, welchen das Mädchen auf ihn gemacht, und den jeder Blick auf sie verstärkte. Unterdessen kehrte der Fischer mit den Kleidern zurück, ihm folgte ein Diener des Vogts, und Erwin mußte sich's gefallen lassen, von der Hütte Abschied zu nehmen, die ihm seit Kurzem so lieb geworden. Doch glaubte er, jeglichen Tag bei dem Fischer und seiner Tochter einen Besuch machen zu müssen. Die Dankbarkeit schien es zu fordern, denn sie waren ja die Retter seines Lebens.

Es mochte mehr Zufall als Absicht seyn, daß der Jüngling gewöhnlich kam, wenn der Alte in seinem Gewerbe abwesend und Anna allein zu Hause war. Nachgerade ließ sich das Mädchen auch die bescheidenen Huldigungen des gesitteten und liebenswürdigen jungen Mannes gefallen, und erwiederte sie mit der unschuldigen Vertraulichkeit eines arglosen Herzens. Eines Tages vertraute sie ihm, daß sie nicht

die Tochter des Fischers, und eben so wenig gemeiner Abkunft sei. Ihr Pflegvater habe ihr, während er einst krank darnieder gelegen, das Geheimniß mitgetheilt, jedoch ihre Eltern zu nennen, sei ihm durch einen Eid verwehrt.

Erwin freute sich dieser Nachricht, denn sie enthielt für ihn einen Schimmer der Hoffnung. Aber der flüchtige Traum seines Glückes sollte plötzlich und furchtbar zernichtet werden.

Dem alten Fischer konnte die Neigung des Jünglings zu Unna unmöglich entgehen, und er wußte nichts Dringenderes, als den Vogt auf Gottlieben sogleich davon zu unterrichten. Unna war nämlich die uneheliche Tochter des Herrn von Salenstein und einer Freiin von Wolfsberg, die nachher in ein Kloster ging, aber schon als Novizin starb. Die Geschichte blieb ein Geheimniß; Jost hatte das Kind nebst einer bedeutenden Summe Geldes dem alten Fischer anvertraut, unter der Bedingung, es als seine Tochter zu erziehen. Die Frau des Fischers lebte damals noch, und beiden war es gelungen, jeden Argwohn über Unna's Herkunft niederzuschlagen.

Jost wurde sehr betroffen, als er vernahm, daß zwischen Erwin und dem Mädchen ein Liebesverständniß sich entspinnen wolle, und er glaubte, darin die Hand einer strafenden Vergeltung zu erblicken. Es gab indessen nur zwei Mittel, die Folgen des unglücklichen Zufalls abzuwenden; man mußte den jungen Leuten das Geheimniß entdecken, oder sie schnell trennen. Jost wählte das letzte; Erwin sollte alsbald nach der Reichenau geschickt werden und das Noviziat antreten.

Während der Fischer auf Gottlieben war, saßen Erwin und Unna vor der Fischerhütte, und schauten auf den See

hinaus. Die Sonne war bereits untergegangen; wie gespenstische Schatten stiegen weiße Nebel am fernen Ufer auf, der Himmel war wie mit Rauch bedeckt, und nur ein einziger Stern sichtbar, der aber seinen Glanz verloren zu haben schien, und traurig hernieder sah. Die freundliche Unterhaltung zwischen den Liebenden stockte; eine bange, unerklärliche Ahnung hatte sie beide ergriffen. Plötzlich fing der ruhige See sich zu bewegen an, als regte eine unsichtbare Hand ihn auf; der Boden zitterte. Was ist das? fragte Anna, und schmiegte sich ängstlich an den Jüngling. Kaum war das Wort aus ihrem Munde, als eine zweite Erschütterung kam. — Todtenbleich sank Anna in Erwins Arme, der Boden und die Hütte wankten, lauter brüllte der See, und im Nu hatte er die Erdzunge und die Hütte und die Liebenden verschlungen. Die Erderschütterung war nur leicht gewesen, aber man glaubte damals, die Fische hätten nach und nach das Ufer der Landzunge unterhöhlt, und dadurch den schnellen Einsturz herbeigeführt.

Noch lebt die Geschichte in dem Munde der Anwohner des Sees, und sie zeigen noch die Stelle, wo die Hütte gestanden.

20.

Die Versöhnung im Tode.

Graf Adelbert war mächtig und reich an Gütern im obern Rheinthal und um den See. Im benachbarten Argengau hauste Ruodpert, ein Neffe der frommen Hildegard, der Gemahlin Karls des Großen. Dieser war von wilder, trotziger Gemüthsart, und meinte, als Verwandter des königlichen Hauses, seine Herrschaft durch Waffengewalt erweitern zu dürfen. Darum überfiel er den jungen Grafen Adelbert, der sich nichts Schlimmes versah, und suchte ihn aus seiner Grafschaft zu vertreiben. Adelbert vertheidigte sich tapfer, aber doch hätte er am Ende der Uebermacht erliegen müssen; da schickte ihm sein Bruder Burkhard eine Anzahl Hülfsvölker, und nun kam es bei Zizers zu einem blutigen Treffen. Lange blieb der Sieg unentschieden, aber zuletzt neigte er sich auf die Seite des Rechts. Ruodperts muthigste Krieger lagen blutend auf dem Schlachtfelde, und er selbst suchte jetzt sein Heil in der Flucht. Auf seinem wilden Streitrosse jagte er durch den Waldstrom dem Gebirge zu, und schon hatte er den schmalen Pfad erreicht, der auf das Schloß Starkenberg führte, wo seine Verlobte, Guda, mit ihrer Mutter wohnte. Auf einer jähen unersteiglichen Felsenkuppe erhob sich die Burg mit ihren grauen Mauern und festen Thürmen. Hundertmal war er diesen Weg gekommen im stolzen Gefühl seiner Macht und Größe und gewiegt in die Träume einer herrlichen Zukunft. Jetzt erschien er als ein

Flüchtling, bedeckt mit der Schmach einer Niederlage. Einen Augenblick hielt er inne, und schien unentschlossen. Aber plötzlich vernahm er den Pferdeschlag seiner Verfolger. Adelbert war ihm nachgeeilt mit verhängtem Zügel, und hinter ihm drein kam ein Haufe seiner Reisigen. Ruodpert wollte jetzt über einen Baumstamm wegsetzen, der im Wege lag; sein Roß bäumte sich, er stürzte und lag todt am Boden.

Adelbert fühlte sich wunderbar ergriffen vom Anblick des gefallenen Feindes. Er sprang vom Pferde und betrachtete lange stillschweigend das bleiche Heldenantlitz und die blutigen Locken. Dann winkte er seine Leute herbei und befahl ihnen, aus Baumzweigen und Aesten eine Tragbahr zu verfertigen. Während dies geschah, stand er noch immer mit verschränkten Armen, die Augen fest auf den Leichnam geheftet, und sprach bei sich selbst: In seinem Herzen ist jetzt kein Groll mehr, und auch aus dem meinigen ist er gewichen. Der Tod löscht alles aus, den Haß und die Liebe.

Aus seinen Betrachtungen weckte ihn ein Geräusch. Guda war mit einigen Frauen und Dienern von der Burg herabgekommen, und bat den Grafen, seinem Feinde die Ehre eines ritterlichen Begräbnisses nicht zu versagen.

Adelbert wurde von dem Schmerze der schönen Jungfrau gerührt. Ich habe keine Feinde unter den Todten, sagte er, und diesen da hat ein stärkerer Arm getroffen, als der meinige. Ich will ihn nach Lindau bringen und dort bestatten lassen, wie es seinem Namen und seiner Tapferkeit gebührt. Oder wünscht Ihr, schönes Fräulein, daß er auf Starkenberg beigesetzt werde? Er war Euer Verlobter.

Laßt ihn in Lindau bestatten, erwiederte Guda, und Thränen füllten ihre hellen Augen.

Sie wollte sich jetzt entfernen; Adelbert hielt sie zurück.

„Es würde mich sehr unglücklich machen, wenn ich mir sagen müßte, daß Ihr Groll gegen mich hegt."

Ihr habt für Euer Recht gestritten, und Gott hat das übrige gethan, antwortete das Fräulein mit einem Blick zum Himmel.

Sie entfernte sich jetzt; dem Grafen aber war es sonderbar um's Herz. Das Fräulein hatte einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht, auch wußte er, daß sie Ruodperten ihre Hand bloß aus Gehorsam gegen die Mutter reichen wollte. Aber indem in seiner Brust Wünsche und Hoffnungen erwachten, da kam ihm vor, als sähe er den blutigen Schatten des Gefallenen am Wege stehen, auf welchem Guda verschwunden war, und ihn wandelte ein Grauen an. Zürnst du mir noch, dachte er bei sich, oder verlangst du von mir ein frommes Werk, damit deine Seele zur Ruhe komme?

Adelbert gelobte jetzt, auf der Stelle, wo Ruodpert seinen Tod gefunden, eine Kapelle zu bauen. Nachdem der Leichnam nach Lindau gebracht und dort feierlich zur Erde bestattet war, ritt er auf Starkenberg, und bat die Edelfrau um Erlaubniß, auf ihrem Grund und Boden eine Kapelle aufführen lassen zu dürfen, zur Sühne für die Seele des Ritters, den sie sich zum Eidam erkohren hatte. Die Mutter schien durch die Bitte überrascht, aber Guda sah ihn an mit einem Blicke, der ihm sagte, daß seine edle, fromme Gesinnung ihrem Herzen wohl thue.

Während die Kapelle gebaut wurde, kam Adelbert oft, nach den Arbeitern zu sehen, und bei dieser Gelegenheit besuchte er auch jedesmal die Frauen auf Starkenberg. Er

und Guda näherten sich einander bald, und als die Trauerzeit um den verlornen Bräutigam vorüber war, vereinigte der Priester ihre Hände.

21.

Das Himmelreich.

Siegbert, ein edler Alemanne, lebte im überrheinischen Lande zu der Zeit, als Attila, der sich die Geißel Gottes nannte, mit seinen wilden Schaaren das schöne Rheinthal überfluthete. Siegbert war alt, und unvermögend die Waffen zu führen, darum nahm er seine Hausfrau und Tochter und einige treue Knechte, und floh mit ihnen in die Berge am Neckar, und wählte da eine einsame Gegend zu seinem Aufenthalte. Seine Tochter Friedehild war schön und züchtig, und von sehr einnehmendem Wesen. Sie pflegte liebreich ihres kranken Vaters, und besorgte die Wirthschaft, wie es Sitte war bei den Frauen jener Zeit.

Eines Tages stieg sie in das Thal herab, um heilsame Kräuter zu suchen, aus denen sie einen Trank bereiten wollte für ihren Vater. Am Ufer des Flusses begegnete ihr ein Jüngling von edlem Ansehen, der sich auf der Jagd verloren hatte von seinem Gefolge. Er grüßte die Jungfrau freundlich, und erkundigte sich nach dem Wege.

Ich bin noch fremd in der Gegend, sagte Friedehild; denn wir wohnen erst seit einigen Monaten im Neckarthale;

wollt Ihr aber mit mir kommen zu meinem Vater, so wird er Euch als Gast aufnehmen, und von dem Erker unsrer Wohnung mögt Ihr vielleicht einen Pfad erspähen, der Euch wieder zu den Eurigen bringt.

Der Jüngling ließ sich das gern gefallen, und während er an der Seite der Jungfrau den Hügel hinanstieg, konnte er sein Auge nicht abwenden von ihrer Gestalt. Siegbert empfing den Fremden mit einem treuherzigen Händedruck, und ließ ihm Brod und Wein vorsetzen, denn der Weinstock blühte damals schon an der Bergstraße und im obern Rheingau. Erst nachdem sich der Jüngling erquickt hatte, fragte Siegbert nach seinem Namen und seiner Heimath.

Ich heiße Griso, antwortete der Fremde, und meine Hofmark liegt im fruchtbaren Kreichgau. Mein Vater kam um auf einem Heerzuge gegen die Franken, und seit einem Jahre ist auch meine Mutter todt. Jetzt leb' ich mehr in den Wäldern, als zu Hause; denn wenn das Haus keine Frau hat, so ist es dem Mann eine Einöde.

Siegbert und Griso redeten noch mancherlei von den Begebnissen der Zeit und von dem, was sie selbst anging, und trennten sich als Gastfreunde. Der Jüngling nahm Friedehildens Bild mit in seinem Herzen, und ließ das seinige zurück in ihrem Herzen. Sie schaute jetzt öfter aus dem Fensterbogen des Erkers, als vorher, und flocht sorgfältiger ihre schönen blonden Haare, und die Mutter mußte sie manchmal erinnern, daß es Zeit sei, dieses oder jenes zu thun, was sie sonst immer gethan hatte ohne Mahnung.

Nach einigen Tagen kam Griso wieder. Friedehild stand eben am Brunnen, und wusch sich das blühende Antlitz mit dem frischen Quell.

Edle Jungfrau, sagte der Jüngling, seit ich Euch gesehen, ist der Friede von mir gewichen, und mein Haus kommt mir vor, wie ein Ort der Verbannung. Darf ich bei Euern Eltern um Eure Hand werben?

Das Mädchen erröthete, und schlug den Blick schamhaft zur Erde.

Darf ich? wiederholte Griso mit flehender Stimme.

Sie erhob ihr Auge ein wenig, und flüsterte ein Ja, aber so leise, daß nur die Liebe es verstehen konnte.

Griso faßte sie bei der Hand, und ging mit ihr zu den Eltern, und trug denen seinen Wunsch vor. Wenn meine Tochter will, antwortete Siegbert, so gebe der Himmel seinen Segen dazu. Die Mutter nickte Beifall, und faltete die Hände zu einem stillen Gebet. Da zog der Jüngling eine kunstreich gearbeitete goldene Kette hervor, und reichte sie Friedehilden dar. Diese Kette, sagte er, hat früher schon einen schönen Nacken geschmückt, meine Schwester trug sie, und schenkte sie mir zum Andenken, als sie in den Hain der Hertha geführt wurde, um der Göttin geopfert zu werden im stillen, tiefen See.

Bei diesen Worten ging ein Schauer durch die Seele Friedehildens, und die beiden Eltern erblaßten.

Ihr seid also kein Christ? fragte die Mutter mit zitternder Stimme.

Nein, erwiederte der Jüngling unbefangen. Friedehild stand da, wie eine zerknickte Lilie.

Wir sind Bekenner des Kreuzes, hub Siegbert nach einer kurzen Stille an, und so Ihr Euch nicht taufen laßt, könnt Ihr nie der Gatte meiner Tochter werden.

Ich liebe diese Jungfrau mehr, als mein Leben, antwortete Griso, aber ich kann den Zorn der Götter nicht auf mich laden und auf mein Geschlecht.

Es ist nur Ein Gott, rief Siegbert, und der heißt weder Wodan, noch Thor. Geh, Jüngling, und bedenke Dich! Hebe deine Hände empor zum Himmel, auf daß er Dir sein Erbarmen sende.

Griso wandelte traurig nach Hause. In seinem Innern war ein großer Kampf, und schon schien seine Liebe siegreich zu werden über seinen Glauben, da führte ihn sein Weg an Wodans heiliger Eiche vorüber, und ein Grauen kam in sein Gemüth. Beim Eintritt in seine Hofmark fiel sein Blick auf das Bild des Grenzgottes, welches jährlich um die Flur getragen wurde. — Soll ich das Bild umwerfen, und das Kreuz an seine Stelle setzen? sagte er bei sich. Aber plötzlich kam ihm vor, als säh' er den Geist seines Vaters in dem Abendgrau daher schreiten, und sich zur Hut vor den Grenzgott stellen, und von Hertha's geweihtem Haine schien eine warnende Stimme zu rufen. Er flüchtete ängstlich in seine Wohnung, und gelobte, noch ferner treu zu bleiben den Göttern seiner Väter.

Um Friedehildens blühende Jugend zogen sich jetzt viele trübe Wolken zusammen. Mit hoher Ergebung brachte sie ihre Liebe zum Opfer, aber ein verzehrendes Weh blieb in ihrem Herzen. In kurzer Zeit begrub sie ihren Vater und ihre Mutter, und nun beschloß sie, ihre Tage dem Herrn zu weihen. In der Wildniß des nahen Gebirges ließ sie eine Klause und eine Kapelle errichten, und zog dahin und legte ein rauhes Gewand an. Die wilden Thiere des Waldes ehrten ihren Aufenthalt, und thaten ihr nie etwas zu

Leide. Die Vögel nisteten gern in den Bäumen vor ihrer Hütte, und die Hirsche und Rehe lagerten sich traulich um das hölzerne Kreuz vor ihrer Klause her, wo sie zu beten pflegte. Vier Jahre brachte die fromme Dulderin in dieser Abgeschiedenheit zu, da fühlte sie ihr Ende heran nahen. Mühsam schleppte sie sich an einem Sommerabend aus ihrer Zelle zu dem Kreuz, und sagte: Hier will ich sterben! Sie ließ sich auf einen Stein nieder, der vor dem Kreuze lag, und der Docht ihres irdischen Lebens war am Erlöschen. Da kam ein alter Priester daher, der sich im pfadlosen Gebirge verirrt hatte. Friedehild lächelte ihm entgegen. Vater, sagte sie, Dich schickt der Herr, daß Du mich einsegnest zum Tode. Der Priester legte ihr die Hände auf das Haupt und sprach ein Gebet über sie. Die Jungfrau bat ihn, sie unter dem Steine am Kreuz zu begraben, und eine Schrift auf ihr Grab zu setzen. Gleich darauf verschied sie, aber in ihrem Antlitz war kein Kampf des Todes, sondern die Ruhe eines schlummernden Kindes.

Des andern Tages rief der Priester einige Bewohner der Gegend, um ein Grab zu machen. Die Thiere der Wildniß liefen in Menge herbei, und sahen traurig zu, wie der Leichnam in das Grab gelegt wurde und der Stein darauf gewälzt. Auf den Stein schrieb der Priester die Worte:

„Hier ruht Friedehild, die ihre Liebe zum Opfer brachte, damit sie ihre Seele retten möge. So stark macht nur der Glaube des Kreuzes."

Im Spätherbst desselben Jahres kam Griso auf den Berg, wo Friedehildens Klause stand. Ein Hirsch, welchen er verfolgte, hatte seine Zuflucht dahin genommen, und

blieb furchtlos am Grabe der Dulderin stehen. Das befremdete den Jäger, und er trat hinzu, und las die Schrift. Jetzt fiel es wie ein Himmelsstrahl in die Nacht seiner Seele. Er warf sich mit Thränen zur Erde, und gelobte, den Glauben seiner Geliebten anzunehmen. Er ließ sich taufen, und baute auf der Stelle ein Kloster, und nannte es Himmelreich. In dem Kloster lebte er viele Jahre, und sein Ende war, wie Friedehildens Ende. Nach seinem Tode wurde er neben ihr beigesetzt.

22.

Burg Stolzeneck.

Unter Zwingenberg, bei dem Dörfchen Lindach, rücken die Berge, welche das Ufer des Neckars begrenzen, näher zusammen, und bilden ein enges, dunkles Thal, durch welches der Strom melancholisch hingleitet. Links ragen aus Gebüsch die halbzerbröckelten Mauern von Stolzeneck hervor, an welche manche schauerliche Sage und historische Erinnerungen sich anknüpfen. Noch zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts war diese Burg ein furchtbares Raubnest, in welchem Hans Horneck von Hornberg sein Wesen trieb.

Früher lebte hier ein junger Ritter, Namens Ottmar, mit seiner Schwester Williswinde. Der Ritter mußte seinem Lehnsherrn in den Krieg folgen, und die schöne Williswinde

blieb mit einigen treuen Knechten und Dienerinnen auf der Burg zurück. Sie liebte die Einsamkeit, in welcher sie aufgewachsen war, und dachte in der Unschuld ihres Herzens nicht, daß irgend eine Gefahr ihr nahen könne. Ihr Liebling war ein Rabe, den sie aufgezogen hatte. Er begleitete sie in Garten und Wald, wo sie bisweilen lustwandelte, hüpfte flugs auf ihren Ruf herbei, und zupfte sie am Gewand, wenn er Futter haben wollte.

Zwei Monate waren bereits verflossen seit dem Weggange ihres Bruders, und da der Pfalzgraf mit dem Heerhaufen, bei welchem sich Ottmar befand, nach Jülich ziehen mußte, so war an seine baldige Rückkehr nicht zu denken. Williswinde hegte wohl Besorgnisse um den geliebten Bruder, aber in ihrer Seele wohnte ein schönes Vertrauen, und sie war gewiß, der liebe Gott werde ihn ihr erhalten. Eines Abends meldete sich ein Pilger auf Stolzeneck, und bat um Herberge. Williswinde nahm ihn freundlich auf, und da er vorgab, aus Palästina zu kommen, so setzte sie ihm selbst das Abendessen vor, und ließ sich mit ihm in ein Gespräch ein. Sein langer Bart und der kecke, etwas wilde Blick gaben dem Pilger etwas Unheimliches, aber das Fräulein suchte den widrigen Eindruck zu bezwingen, denn er wußte so vieles zu erzählen von den Drangsalen, die ihm widerfahren, daß ihr Mitleid rege wurde. Sie ließ ihm des andern Tages noch ein beträchtliches Geschenk zum Abschied überreichen, und sah ihm nach, als er über den Schloßhof und die Zugbrücke ging. Da trat der alte Eberhard zu ihr, der schon ihrem Vater treue Dienste geleistet hatte, und jetzt die Stelle eines Kastellans versah. Fräulein, sagte er, diesmal steckt ein Schalk in der Kutte.

Man soll nicht lieblos urtheilen, versetzte Williswinde.

Was die Augen sehen, glaubt das Herz, erwiederte Eberhard. Ihr kennt ja die hübsche Mähr vom Meister Reinecke, der nach Rom wallfahrten wollte im Pilgerrock, und den Esel und Widder beredete, ihm Gesellschaft zu leisten?

Wie kommst Du auf solche Gedanken?

Weil ich bemerkte, daß der Fuchs oder der Wolf, der die Kürbisflasche und den Muschelkragen angehängt hat, alle Gelegenheit unserer Burg ausspähte. Wir müssen wahrlich auf einen Ueberfall gefaßt seyn.

Williswinde konnte nicht an so schwarze Hinterlist glauben. Wir haben keinen Feind, sagte sie, und in der ganzen Gegend lebt ein jeder ruhig und friedlich auf seinem Besitzthum.

Eberhard schüttelte den Kopf, aber bei sich beschloß er, auf der Hut zu seyn.

Einige Tage nach diesem Vorfall kam ein Ritter nach Stolzeneck, der ein Gespräch mit Williswinde verlangte. Der Kastellan erkannte in ihm augenblicklich den verdächtigen Pilger, und beschwor das Fräulein, alle Vorsicht anzuwenden. Gut, sagte sie, ich will hören, was er anzubringen hat, aber nur in Deiner Gegenwart.

Der Ritter trat herein, und erklärte ohne Umschweife, wie er gekommen sei, um die Hand des Fräuleins zu werben. Sie erschrack ob diesem Antrage, faßte sich aber schnell und antwortete: Ich stehe unter dem Willen meines Bruders, der abwesend ist. Sobald er wiederkehrt, mögt Ihr Eure Werbung bei ihm anbringen.

Ist das Euer erstes und letztes Wort? fragte der Ritter.

Williswinde sprach ein leises, bebendes Ja, denn die

furchtbaren Blicke des Unbekannten schienen ihr Unheil zu verkünden.

Ich weiß wohl, entgegnete er höhnisch lächelnd, daß Frauen keinen eigenen Willen haben dürfen, und einem fremden folgen müssen. Mit diesen Worten entfernte er sich langsam, bestieg sein Roß, welches sein Diener im Schloßhofe hielt, und jagte davon.

Dieser Vorfall erregte mancherlei Besorgnisse bei Williswinden und ihren Leuten. Sie pflog Rathes mit dem Kastellan, und beschloß, auf einige Zeit eine Zuflucht in einem benachbarten Kloster zu suchen. Des andern Tages trat sie den Weg dahin an, von einer Dienerin und einem Knechte begleitet. Der Weg führte durch einen einsamen, waldigen Thalgrund. Hier wurde sie plötzlich von dem Ritter überfallen, der Knecht, welcher sich zur Wehre setzen wollte, nieder geworfen, und sie selbst in einen uralten Thurm geschleppt, dessen Eingang ein eisernes Gitterthor hatte.

Nach drei Tagen will ich Eure Antwort holen, sagte der Ritter, indem er die Thüre verschloß, und mit einem gellenden Gelächter davon ging.

Williswinde warf sich auf die Kniee und betete mit ausgestreckten Armen. Da erblickte sie ihren Raben, der ihr bis an den Thurm gefolgt war. Das treue Thier versuchte die eisernen Stäbe durchzubeißen, um zu seiner Gebieterin zu gelangen. Das Fräulein empfand eine plötzliche Beruhigung bei dem Anblick des Vogels, der jedoch bald sein eitles Beginnen zu erkennen schien und in's Gesträuch hüpfte, wo er einige wilde Beeren abriß und sie seiner Herrin brachte.

Drei furchtbare Tage gingen vorüber, und die Jungfrau harrte mit Todesangst auf die Erscheinung ihres Räubers, der sie durch Hunger bezwingen wollte. Der Rabe brachte ihr fast zu jeder Stunde Wurzeln und Obst, und schlug jedesmal freudig die Flügel, wenn er ihr die kleine Beute gebracht hatte, und flatterte an dem Gitter hinauf, und steckte den Kopf durch die Oeffnung. Am Abend des dritten Tages kam der Ritter. Er wiederholte seinen Antrag, und schwur,. als Williswinde auf ihrer Gesinnung beharrte, sie dem Hungertode preis zu geben.

Nach einem ängstlichen Schlummer stand sie in der Frühe des nächsten Morgens an der Thüre ihres Gefängnisses, und schaute mit flehenden Augen zum heitern, blauen Himmel auf, da vernahm sie Fußtritte und bald darauf die Töne eines lustigen Liedes. Es war nicht die Stimme ihres Verfolgers, und sie faßte den Muth, um Hülfe zu rufen.

Ihr Ruf blieb nicht unbeachtet. Ein junger Ritter näherte sich dem Thurme. Es war Williswindens Bruder. Um seine Schwester zu überraschen, hatte er den nähern Fußweg nach Stolzeneck eingeschlagen, während seine Leute auf der Heerstraße fortzogen. Sie erzählte ihm ihre Geschichte, aber ehe sie damit zu Ende war, erschien ihr Räuber, der nicht so bald des fremden Ritters ansichtig wurde, als er schon mit gezücktem Schwerte auf ihnzustürzte. Eberhard hatte Mühe sich in Vertheidigungsstand zu setzen, und wäre vielleicht dem ersten Anlaufe seines Gegners unterlegen; doch in demselben Augenblicke kam Williswindens Lieblingsvogel an der Spitze eines großen Schwarmes anderer Raben daher geflogen; sie fielen wüthend über den Räuber her, so daß er sich ihrer nicht erwehren mochte. Eberhard

benutzte das wunderbare Ereigniß; er durchstieß den Ritter mit seinem Schwerte, der mit einem gräßlichen Schrei zu Boden sank. Die Raben wichen nicht von dem Gefallenen; sie schienen mit Lust sein Blut zu trinken, hackten ihm die Augen aus, und unter ihrem furchtbaren Gekrächze verließ seine Seele ihre Wohnung. Eberhard fand bei dem Todten den Schlüssel zum Thurme, und befreite die geliebte Schwester. Noch in unsern Tagen sah man das Bild des treuen Raben an einem Schwibbogen der Burg Stolzeneck ausgehauen.

23.

Die Mainau.

Auf dem lieblichen Eilande Mainau im Bodensee stand die schöne, züchtige Jungfrau von Bodmann am Ufer, und harrte ihres Verlobten, des wackern Herrn von Langenstein, denn um diese Stunde pflegte er sie täglich zu besuchen. Das Fräulein hatte die anmuthige, blühende Insel zum Erbe erhalten, und träumte sich hier den Sitz stiller, häuslicher Freuden. Diesmal kam der junge Ritter später als gewöhnlich, auch sah er nicht freundlich aus, wie sonst, sondern düster und niedergeschlagen. Besorgt forschte sie nach der Ursache, und erfuhr, der alte Herr von Langenstein sei plötzlich von der Gicht heimgesucht worden, und unvermögend,

den Zug nach dem gelobten Lande mitzumachen, darum müsse er gehen, und das Gelübde des Vaters lösen.

Die Jungfrau erschrack anfangs, faßte sich aber bald und sagte: Der Himmel hat uns eine Prüfung zugedacht, und wir dürfen uns ihr nicht entziehen. Liebe und Vertrauen sei unser Wahlspruch. Der junge Rittersmann wußte sich nicht so leicht zu fügen, als seine Verlobte, und er schied mit bitterm Weh im Herzen. Glücklich langte der Heerhaufe, unter welchem er sich befand, in Palästina an, und der Herr von Langenstein that Wunder der Tapferkeit, aber in einem Scharmützel wurde er von den Türken gefangen und in einen finstern Kerker geworfen. Hier schmachtete er viele Monde lang, fast ohne Hoffnung auf Erlösung, als durch den Tod. Oft streiften seine Gedanken aus dem öden, düstern Gefängnisse nach dem heitern, üppigen Mainau hin, und dann füllten heiße Thränen sein Auge, und er that mancherlei Gelübde, doch schien der Himmel taub gegen seinen Jammer.

Einst in stürmischer Nacht träumte ihm, als trete ein Engel zu seinem Lager und rede zu ihm mit freundlichen Worten: Gelobe dich dem Dienst der Kirche zu weihen, und du wirst deine Heimath wieder sehen. Er that das Gelübde, erwachte darüber, und sah mit Erstaunen die Thüre seines Kerkers offen stehen. Er floh, und erreichte unangefochten die Küste, wo er ein venetianisches Schiff traf, welches ihn aufnahm. Je näher ihm die Berge der Heimath zuwinkten, desto härter wurde der Kampf in seinem Innern. Er dachte der Geliebten, die seiner in treuer Sehnsucht harrte, und der lange geträumten Freude des Wiedersehens, zugleich aber auch des Gelübdes, welches zu halten jedoch sein fester Vorsatz war.

Jetzt erhebt sich das liebliche Eiland vor seinen Blicken, er sieht am Ufer eine weibliche Gestalt wandeln, und glaubte in ihr die theure Verlobte zu erkennen. Ein Zittern ist in seinen Gliedern, aber bald ermannt er sich, und befiehlt dem Schiffer, seinen Kahn seitwärts zu wenden. Kaum an's Land gestiegen, eilt er zu dem Landcomthur des deutschen Ordens, der in der Nähe seinen Sitz hat, und bittet um Aufnahme, die ihm auch auf der Stelle gewährt wird. Dann sendet er einen Boten nach der Mainau, meldet der Verlobten, was sich begeben, und sagte ihr Lebewohl für diese Welt.

Die Jungfrau vernahm die Botschaft mit stummer Ergebung. Nachdem sie mit sich selbst zu Rathe gegangen, wie sie ihr Leben künftig einrichten wollte, trug sie die liebliche Mainau dem deutschen Orden als Geschenk an, unter der Bedingung, daß Herr von Langenstein daselbst Comthur werden sollte. Der Großmeister willigte ein, und die Jungfrau entließ jetzt ihre Diener und Dienerinnen, nachdem sie unter sie vertheilt, was sie an Geld und Kostbarkeiten besaß. Nie hat man erfahren, was aus ihr geworden; wahrscheinlich begrub sie sich in die Einsamkeit eines Klosters und erfreute sich dort in trüben Stunden an dem Gedanken, daß der Geliebte auf dem freundlichen Eilande lebe, wo ihn alles an sie erinnern müßte.

24.

Das Horn.

Die Herren von Buren, welche ehemals im Speiergau angesessen waren, führten ein Horn im Wappen. Ein alter Mönch erzählte mir davon folgende Sage:

In der Nähe des Schlosses Buren war ein Hunnengrab. Den jungen Besitzer der Burg führte manchmal sein Weg an dem Grabe vorüber, wenn er lustwandelte, oder sich mit Jagen ergötzte. Einst wälzte er aus Langeweile einige von den Steinen weg, die das Grab bedeckten, und fand ein schönes Hüfthorn. Nachdem es der Ritter eine Weile betrachtet hatte, setzte er es an den Mund und fing zu blasen an. Die Töne, welche das Horn gab, waren so stark und furchtbar, daß sie wie ein Sturm durch den Wald zu brausen schienen, die Steine rollten vom Grabe weg, und ein Riese in schwarzem Harnisch ging aus der Höhlung hervor, gürtete sein Schwert um, und fragte mit furchtbarer Stimme: Hast Du mich gerufen zum Kampfe?

Ich fand hier dieses Horn, antwortete der Ritter, und wollte es bloß versuchen, ob es noch klinge.

Da sagte der Riese: Decke mich wieder zu, das Horn aber behalte, und wenn Dir einst Gefahr droht, so wecke mich wieder damit, und ich komme zu Deiner Hülfe.

So kam das Horn an das Geschlecht der Buren. Ein Enkel des Ritters, als einst ein mächtiger Heerhaufe gegen ihn im Anzuge war, ließ es von der Zinne seiner Burg

erschallen, da kam der Riese augenblicklich und die Feinde flohen bei seinem Anblick.

25.

Die heilige Notburga.

Erste Sage.

König Dagobert hatte eine Tochter, Notburga mit Namen. Sie war schön und fromm über die Maßen, und ihr Sinn stand nicht nach den Eitelkeiten der Welt, darum floh sie heimlich aus dem Hause ihres Vaters, der damals in Mosbach Hof hielt, und verbarg sich in einer Höhle am Neckar, nicht weit von Hochhausen oder Wochhausen. Hier lebte sie in Gebet und Bußübungen. Ein zahmer weißer Hirsch brachte ihr täglich ein Brod aus der Küche ihres Vaters. Dadurch wurde aber ihr Aufenthalt dem Könige verrathen, der alsbald nach der Höhle eilte, und ihr befahl, mit ihm nach Hofe zurückzukehren. Notburga weigerte sich dessen, weil sie ein Gelübde abgelegt habe, dem Herrn in der Einsamkeit zu dienen. Da ergrimmte der König und wollte sie mit Gewalt fortziehen. Aber der Arm, woran er sie gefaßt hatte, blieb in seiner Hand, worüber er so sehr erschrack, daß er sich schnell von dannen machte. Die fromme Jungfrau warf sich auf die Knie, und es kam eine Schlange, die trug heilsame Kräuter im Munde; damit heilte Not=

burga den Arm, der wieder anwuchs. Als sie nun starb, da sah man helle Flammen über der Höhle schweben. Ihr Leichnam wurde nach Hochhausen gebracht und in der Kapelle beigesetzt, wo noch ihr Grab zu sehen. Sie liegt in Stein ausgehauen auf demselben, und hat die königliche Krone auf dem Haupt. Neben ihr sieht man die Schlange mit den Kräutern. Das Grab war sonst durch ein mit Lilien verziertes Gitter geschlossen. Auf dem Altarblatt und dessen beiden Flügeln ist ihre Geschichte abgebildet.

Im Jahre 1517 unter der Regierung Pabst Leo's X. wurde das Grab geöffnet. Zugegen waren Bischof Reinhard von Worms, Eberhard Horneck von Hornberg mit seinen Söhnen, Hans von Stein und die Brüder Geyling von Altheim. Man fand den Leichnam noch unversehrt.

Zweite Sage.

Auf der alten Burg Hornberg, wo Göz von Berlichingen starb, wohnte vor Alters ein mächtiger Fürst mit seiner Tochter Notburga. Diese war an einen tapfern Ritter verlobt, der in den Krieg zog und nicht wieder kam. Die Jungfrau trauerte um ihn wie eine Wittwe, und wollte von einer andern Heirath nichts hören. Aber ihr Vater, der rauh und gebieterisch war, sagte eines Tages zu ihr, sie möchte ihren Hochzeitsschmuck bereiten, denn in drei Tagen werde der Bräutigam kommen, den er ihr gewählt.

Da brach das Herz der schönen Jungfrau, und sie nahm sich vor, aus dem väterlichen Hause zu entfliehen. In der Nacht rief sie einen vertrauten Diener und sagte: Begleite mich hinüber in die Höhle am Neckar, wo die Kapelle des

heiligen Michael steht; dort will ich mein Leben in der Einsamkeit zubringen. Als sie an den Fluß kamen, war kein Schiff vorhanden, aber es kam jetzt ein großer weißer Hirsch herbei; Notburga setzte sich auf seinen Rücken, und er schwamm mit ihr über den Neckar nach der Höhle.

Als der Fürst seine Tochter nicht mehr sah, schickte er Boten und Kundschafter aus, sie zu suchen; doch mochten sie keine Spur von ihr entdecken. Zur Mittagszeit kam der weiße Hirsch zu dem treuen Diener auf Hornberg; der wollte ihm Brod reichen, aber der Hirsch neigte seinen Kopf, damit er es ihm an's Geweih stecken möge. Das Brod brachte er der Jungfrau in die Höhle, und so kam er jeden Tag, und ließ sie keinen Mangel leiden.

Der Fürst sah einst den Hirsch, und zwang den Diener, das Geheimniß zu verrathen. Als nun das Thier des andern Tages wieder erschien, setzte sich der König zu Pferde und folgte ihm nach durch den Fluß bis zu der Höhle, in welcher seine Tochter war. Er ging hinein, und fand sie knieend vor einem Kreuze und im Gebet begriffen, zu ihrer Seite aber lag der weiße Hirsch. Er betrachtete sie eine Weile, und sagte dann: Kehre mit mir nach Hornberg zurück. Die Jungfrau entgegnete aber: Sie habe ihr Leben Gott geweiht und der Gemeinschaft der Menschen entsagt.

Als das Zureden des Königs nichts half, gerieth er in Zorn, und wollte sie vom Kreuze wegreißen, welches sie umfaßt hielt. Da blieb der Arm, an dem er sie ergriffen hatte, in seiner Hand; ein Grauen überfiel ihn, und er eilte von dannen.

Notburga lebte von nun an ruhig in ihrer Höhle, bis der Herbst sich einstellte und die Blätter des Waldes herab-

fielen. Da kamen Engel, die ihre Seele in den Himmel trugen, und den Leichnam mit weißen Rosen bestreuten, die in dieser Jahreszeit nirgends mehr blühen. Vieles Volk strömte herbei, denn man hatte die ganze Nacht über einen Glanz um die Höhle gesehen. Zwei schneeweiße Stiere, die noch kein Joch getragen, wurden an einen neuen Wagen gespannt und die heilige Jungfrau darauf gelegt. Die Stiere, die man gehen ließ wie sie wollten, führten den Leichnam nach Hochhausen auf die Stelle, wo jetzt die Kirche steht, und dort wurde Notburga begraben. Das Volk nennt sie gewöhnlich die Kreichgauer Heilige, und alte Leute aus der Gegend zeigen im Sommer, wenn der Thau auf den Feldern liegt, auf einem Acker die Spur des Weges, welchen der Hirsch von Hornberg nach der Höhle genommen.

Diese Höhle ist noch vorhanden. Sie liegt in einem Kalkfelsen, am linken Ufer des Neckars, wurde aber schon großen Theils von dem Strome und den Eisgängen zerstört. Wenn man den Namen der Heiligen gegen die Höhle ruft, so wird er von einer leisen Geisterstimme wiederholt.

Bei dem Kirchenzwiste in Hochhausen wurde der Stein mit der Inschrift vom Grabe der Notburga hinweggenommen, und das Altarbild, worauf ihre Geschichte dargestellt ist, übertüncht. Darob entstand Klage bei dem Bischof von Worms, in dessen Sprengel Hochhausen gehört, und bei dem Bischof von Speier als Lehnsherrn des Orts. Jetzt ist das Bild wieder sichtbar, allein durch jenes Uebertünchen und die Feuchtigkeit sehr beschädigt.

26.

Der Waldgeist.

Auf der Burg Huneberg am Hardgebirge lebte ein Junker, Namens Schott. Er war von schöner Gestalt und adelichen Sitten, aber arm, so daß er nicht den Muth hatte, um ein Fräulein aus den vielen alten Geschlechtern der Gegend zu werben. Eines Tages lief er mißmuthig im Walde umher, und sah ein altes Männlein am Wege sitzen. Ich bin hungrig, sagte das Männlein, gieb mir etwas zu essen. Schott langte aus seiner Jagdtasche ein Brod hervor und reichte es dem Alten.

Als er ein andermal wieder durch den Forst schweifte, vernahm er ein Geschrei, wie um Hülfe. Er eilte darauf zu, aber die rufende Stimme schien sich immer weiter zu entfernen. Endlich fand er ein schönes Knäblein unter einem Baume, welches bitterlich weinte. Mann! sagte das Knäblein, bring' mich doch nach Hause; ich fürchte mich vor den Wölfen, und bin gar zu müde.

Aber wo bist Du zu Hause? fragte der Junker.

Ich will Dir den Weg zeigen, erwiederte das Kind, und schwang sich hurtig auf seinen Rücken. Nun ging's Berg auf und Berg ab, daß dem Junker der Schweiß von der Stirne rann. Endlich, als die Sonne bereits unterging, kamen sie an ein altes, steinernes Haus, das war mit einem Wassergraben umgeben, in welchem Schwäne saßen. Jetzt sind wir am Ziele, rief das Knäblein und sprang herab.

Aber Schott erschrack nicht wenig, denn es hatte sich ganz verändert und war ein häßliches Zwerglein geworden.

In dem Hause da wirst Du eine Nachtherberge finden, sagte der kleine Unhold, und den Lohn für Deine Mühe.

Aber wer bist Du? stammelte der Junker.

Ich bin der Waldgeist, antwortete der Zwerg, und wer mir Vertrauen beweist, der bereut es nie. Mit diesen Worten verlor sich das kleine Wesen im Gestrüpp, Schott aber ging über die schmale, hölzerne Brücke und klopfte an dem steinernen Hause, und eine junge, schöne, freundliche Dirne öffnete ihm die Thüre. Es war die einzige Tochter einer betagten Mutter und der letzte Sprosse des alten Geschlechts der Herren von Schwanau, die durch Krieg und anderes Unglück in Armuth gerathen waren. Dem Ritter gefiel das Fräulein über die Maßen, und er beschloß, um ihre Hand anzuhalten, doch war er ehrlich, und verhehlte seine Umstände nicht.

Die Mutter sagte: Es ist in unserm Hause eine alte Prophezeihung, die letzte Erbtochter von Schwanau werde zu Reichthum und Ehre gelangen, nur dürfe sie ihren Namen nicht ändern.

Der Junker von Huneberg war es zufrieden, den Namen Schwanau anzunehmen, und das Wappen des Geschlechts mit dem seinigen zu vereinen. Auf dem Heimwege fand er das alte Männlein wieder. Es winkte ihm und führte ihn in eine Höhle, wo ein großer Schatz verborgen lag. Das ist die Morgengabe Deiner Braut, sagte das Männlein. Thue immer recht, und Euer Glück wird blühen.

Schott führte seine schöne Braut heim, und die Worte des Waldgeistes gingen an ihm und seinen Kindern in Erfüllung.

27.

Die Zerstörung von Hohenkrähen.

Ohnfern des Bodensees, eine Stunde von der Veste Hohentwiel, sieht man auf einem Bergkegel die Ruinen der einst starken, fast unüberwindlichen Burg Hohenkrähen, an die sich jetzt eine freundliche Meierei anlehnt. Von dem Untergange dieser Burg hat sich folgende, wohl meist historisch begründete Sage erhalten:

In der freien Reichsstadt Kaufbeuern lebte zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts ein angesehener Mann, Namens Johannes Guttenberg, der sich im Handel große Reichthümer erworben hatte. Seine Tochter Margaretha, das einzige Kind einer glücklichen aber kurzen Ehe, war von der Natur nicht stiefmütterlich begabt worden, und sowohl ihr liebenswürdiges Wesen, als der Reichthum ihres Vaters, machten sie zum Gegenstande vieler Hoffnungen und Bewerbungen. Sie schien dabei ziemlich gleichgültig, aber im Stillen hatte sie ihr Herz einem jungen Edlen, Otto Kreßling, zugewendet, dessen Vater in Kaufbeuern von den Ueberresten eines durch Kriege und andere Unglücksfälle zerstörten, einst beträchtlichen Vermögens lebte.

Die Stadt feierte den Jahrestag ihrer Gründung, und diesmal sollte es mit ungewöhnlicher Pracht geschehen, und unter anderm auch ein Stechen dabei Statt haben. Manche Ritter fanden sich darum in Kaufbeuern ein, aber es waren nur solche, die vom Steigbügel lebten, oder daheim auf

ihren verfallenen Burgen in schmählicher Unthätigkeit und unter Entbehrungen aller Art, vom Ruhme ihrer bessern Ahnen zehrten. Das Mittelalter mit seinen ritterlichen Tugenden neigte sich zum Untergange; viele der berühmtesten Geschlechter waren erloschen, und wie in Frankreich König Franz I., so standen in Deutschland Kaiser Max, Franz von Sickingen, Göz von Berlichingen und wenige Andere als die letzten Repräsentanten des Ritterthums da, und gleichsam als die Hüter der Grenze zwischen einer alten und einer unter bedenklichen Anzeichen beginnenden neuen Zeit.

Unter den Edlen, welche zu dem Feste nach Kaufbeuern zogen, war auch Stephan Hausner aus dem Hegäu. Ein baufälliges Schloß und einige großentheils öde liegende Ländereien mit verarmten Zinsleuten machten seine ganze Habe aus; an trotzigem Muth und waghalsiger Tapferkeit mochten es ihm aber Wenige zuvor thun. Auch trieb er sich beständig im Lande umher, und nahm an allen Fehden Theil, wobei, wenn auch nicht Ehre, doch reiche Beute zu gewinnen war.

Hausner hörte in Kaufbeuern von der schönen Tochter des reichen Guttenbergs sprechen, und bald bot sich auch auf einem Balle, den die Stadt gab, eine bequeme Gelegenheit, sie zu sehen. Da kam ihm plötzlich der Gedanke, um sie zu freien. Er meinte, der Vater und die Tochter würden sich eine solche Verbindung zur hohen Ehre rechnen, und säumte darum auch nicht, dem alten Guttenberg einen Besuch zu machen und ihm seinen Wunsch vorzutragen.

Der Alte sah ihn verwundert an, und sagte dann zum Ritter: ich erkenne die Ehre, welche Ihr mir und meinem

Hause erzeigen wollt; Ihr scheint jedoch in einem Irrthume befangen.

In einem Irrthume? fragte Hausner.

So sehe ich's an, fuhr jener fort; Ihr glaubt nämlich, durch eine Heirath würde meine Tochter zu Euch erhoben; aber umgekehrt, Ihr werdet vielmehr dadurch zu ihr erniedrigt. Eure Kinder verlieren das Recht der Ebenbürtigkeit, und können weder bei Turnieren erscheinen, noch in Dom- und Ritterstifte aufgenommen werden, noch auf das Anspruch machen, was Ihr als Lehen besitzt.

Der Ritter schien sich auf eine gute Antwort zu besinnen, Guttenberg schnitt jedoch den Faden des Gesprächs schnell ab, indem er sagte: Der Adler soll auf dem Felsen bleiben, und die Lerche in der Furche des Ackers, und damit Gott befohlen!

Hausner ergrimmte höchlich über diesen kurzen Bescheid, und sein Zorn entbrannte noch mehr, als er vernahm, Guttenberg habe seine Tochter dem jungen Kreßling zugesagt, um sich alle unangenehmen Freier vom Halse zu schaffen. Er verließ Kaufbeuern auf der Stelle, und ritt nach Hohenkrähen zu seinem Waffenbruder Friedingen. Dieser schritt eben, über düstern Gedanken brütend, im Saale seines Schlosses auf und ab, als Hausner zu ihm trat. Woher des Weges? fragte er den Gast.

Vom Ritterspiele in Kaufbeuern.

Pfui, rief Friedingen, wer wird eine Fastnachtsmummerei mit so ehrenvollem Namen belegen? Wäre ich dahin gezogen, so hätte ich statt meines edlen Rosses den Esel meines Müllers zum Ritt genommen.

Je nun, versetzte Hausner, man muß sich in die Zeit schicken.

Ich nehme sie auch, wie sie ist, entgegnete der Ritter von Hohenkrähen; darum siehst Du die Bilder meiner Ahnen hier alle verkehrt an der Wand hängen, damit sie die Schmach ihrer Abkömmlinge nicht sehen.

Hausner meinte, es gäbe noch wackere Männer genug, die dürften nur fest zusammenhalten.

Friedingen schüttelte den Kopf. Geh' vom See abwärts, längs dem Rhein hin, bis wo das Siebengebirge steht, und zähle die zerbrochenen Burgen auf beiden Seiten, und Du wirst Lust bekommen, ein Karthäuser zu werden, um nichts mehr als memento mori zu sprechen. Dieser Kaiser Max hat nun vollends durch seinen Landfrieden dem edlen Ritterthume den letzten Stoß gegeben, und was noch übrig bleibt, ist um nichts besser, als Weiberkrieg mit Ofengabeln und Besen.

Wenn Du Lust hast zu einer mannhaften Fehde, so ist jetzt Gelegenheit, denn ich komme eigentlich mit der Bitte, Du möchtest mir Deine Burg leihen. Mein altes Uhunest drüben hält keinen Steinwurf mehr aus.

Meine Burg ist Dein, antwortete der Ritter von Hohenkrähen, und reichte dem Gaste die Hand, aber gib mir nähern Bericht.

Hausner erzählte nun, wie er in Kaufbeuern sich einen Korb geholt, und darum der Stadt einen Absagebrief senden wolle.

Ein Strahl wilder Freude flog über Friedingens finsteres Gesicht, und ein großer Gedanke schien zugleich in seiner Seele aufzugehen. Komm, sagte er, ich schreibe den Absagebrief in Deinem Namen, und Du kritzelst Dein Handzeichen darunter.

Der Brief wurde ohne Verzug abgeschickt, und Friedingen traf alsbald Anstalten, Hohenkrähen in Vertheidigungsstand zu setzen. Durch ihre Kundschafter erhielten die Ritter jetzt Nachricht, daß einige Handelsleute aus Kaufbeuern auf der Heimkehr aus der Schweiz begriffen seien. Hausner legte sich mit einem Haufen Reisiger in einen Hinterhalt, überfiel die sorglos Reisenden, welche von einer Fehde nichts wußten, und schleppte sie auf Hohenkrähen. Unter den Gefangenen befand sich auch Georg Kreßling, der Vater des jungen Otto, welchen Guttenberg seiner Tochter zum Gatten bestimmt hatte. Er kam von St. Gallen, und war unterwegs zufällig mit den Kaufleuten zusammengetroffen. Diese wurden von Hausner noch ziemlich milde behandelt, nur forderte er von ihnen ein bedeutendes Lösegeld, welches die Stadt Kaufbeuern für sie bezahlen sollte; den alten Kreßling aber ließ er in Ketten schlagen, und schwur hoch und theuer, der Ritter müsse sein Gefangener bleiben, bis sein Sohn ihm die schöne Margaretha als Braut abtrete.

Als das Begebniß in Kaufbeuern ruchbar wurde, entstand große Unruhe in den Gemüthern. Die Stadt konnte nicht so viele Leute aufbringen, um einen Kriegszug gegen Hohenkrähen zu unternehmen, und nach langer Berathschlagung entschloß man sich endlich eine Botschaft an den Kaiser zu senden, der sich damals in Nürnberg aufhielt.

Otto Kreßling erbot sich, mit den Abgeordneten des Raths dahin zu gehen. Kunz von der Rosen war sein Oheim, und hatte dem Kaiser so glänzende Beweise großen Muthes und unerschütterlicher Treue gegeben, daß Max nicht leicht

eine seiner Bitten zurückwies, denn er verlangte nie Unbilliges und Ungerechtes.

Der Kaiser war höchlich entrüstet, als ihm Kunz von dem frevelhaften Beginnen Hausners und Friedingens Nachricht gab. Er versprach dem Abgeordneten auf der Stelle Genugthuung und ertheilte alsbald seinem Feldobristen, dem berühmten Georg von Frundsberg, Befehl, gegen Hohenkrähen aufzubrechen, und die Friedensstörer zu züchtigen.

Frundsberg galt mit Recht für einen trefflichen Kriegsmann, aber die Lage der Burg Hohenkrähen machte eine Belagerung sehr schwer und langwierig. Auch war die Veste hinreichend mit Mannschaft und Geschütz versehen, und man konnte gewiß seyn, daß die beiden Ritter das Aeußerste wagen würden, weil für sie Alles auf dem Spiele stand. Frundsberg sah zur Bezwingug des Schlosses kein Mittel als den Hunger, und er schloß sie darum auf's engste ein. Die Belagerung dauerte bereits einige Wochen, als Friedingen eines Tages, wie er gewöhnlich that, auf einen der Thürme stieg, um zu erspähen, ob die Belagerer in ihrer Stellung keine Veränderung vorgenommen. Da erblickte er einen jungen Ritter, der ziemlich nah an die Burg heransprengte, als wolle er etwas auskunden. Friedingen riß der Wache neben ihm die Büchse aus der Hand, legte an und drückte los, aber das Gewehr zersprang und zerschmetterte ihm den Arm. Der Schmerz, den er umsonst zu meistern suchte, und der starke Blutverlust zogen ihm eine Ohnmacht zu, und er wurde durch einige Soldaten, welche die Wache herbei rief, auf sein Gemach gebracht. Der Wundarzt erklärte, der Ritter könne nur durch Abnahme des Arms vom Tode gerettet werden, aber Friedingen warf ihm einen

furchtbaren Blick zu. Geh, zürnte er, geh und übe deine Kunst an den Memmen, die das Leben als ein Almosen haben, und es darum in seiner zerplumptesten Gestalt noch immer als eine köstliche Gabe in Ehren halten.

Er ließ hierauf Hausner vor sein Lager rufen, und sagte zu ihm:

Ich bin ein Stamm, der fällt, nicht weil seine Wurzeln abgefault sind, sondern durch die Hand des Schicksals, das mir diesmal freundlich entgegentritt, denn länger kann sich die Burg doch nicht halten, unsre Lebensmittel reichen kaum noch auf vierzehn Tage. Nimm Deine Leute und auch alle von den Meinigen, die ihre Haut in Sicherheit bringen wollen, und ziehe diese Nacht durch den unterirdischen Gang ab, der euch über die Linie der Belagerer hinaus bringt.

Wie, rief Hausner, ich sollte Dich verlassen, meinen Waffenbruder? Wenn ich meine Schmach auch in den Mantel der Nacht hülle, so wird sie der Tag doch bald bescheinen.

„Willst Du, als Landfriedensbrecher, durch den Strick endigen?"

Und was wird Dein Loos seyn? fragte Hausner.

„Ein ehrenvolles Grab."

In diesem Augenblicke trat ein Knecht herein, mit der Nachricht, es sei ein Herold vor dem Thore mit einer Aufforderung.

Friedingen hieß Hausner hinabgehen, um den Antrag zu vernehmen. Dieser kehrte bald zurück und rief mit grimmigem Lachen: Freien Abzug bietet Frundsberg Dir und Deinen Leuten an, wenn Du mich auslieferst.

Hab' ich nicht einen prophetischen Geist, sagte Friedingen. Geh und sag dem Herold, ich würde morgen früh einen

Ritter in's Lager schicken zur gütlichen Verhandlung. Du aber thue diese Nacht, wie ich Dir gerathen, oder die Raben singen Dir Dein Requiem.

Hausner sah in der That keine andere Wahl vor sich, als Flucht. Er verließ die Burg eine Stunde vor Tages-Anbruch, und ihm folgten nicht nur seine Leute, sondern auch die meisten Knechte und Reißigen Friedingens, so daß dieser mit einem alten treuen Ritter, Namens Bridinger, und sieben Knechten allein auf Hohenkrähen zurück blieb. Der unterirdische Gang, durch welchen Hausner seinen Weg nahm, führte in einen abgelegenen Thalgrund. Dort verließen ihn, wie verabredet, alle seine Begleiter, denn sie fürchteten, als Friedensstörer ergriffen und hingerichtet zu werden. Hausner war lange unentschlossen, wohin er sich wenden sollte. Aber während er langsam und in tiefem Nachsinnen durch das Thal ritt, sah er plötzlich einen jungen Ritter mit einigen Reißigen auf sich zusprengen. Es war Otto Kreßling, den Frundsberg um Lebensmittel ausgesandt hatte. Beide erkannten sich augenblicklich; Hausner sprang vom Pferde und suchte Zuflucht in einer Kapelle, die am Wege stand.

Otto folgte ihm mit gezogenem Schwert, und nicht achtend der geweihten Stätte, stieß er ihn am Altare nieder.

Unterdessen war der Morgen angebrochen, und im ersten Frühschimmer ritt Bridinger ins Lager, und wurde nach kurzem Verweilen vor den Feldobristen geführt.

Wie lautet Euer Antrag? fragte Frundsberg.

Er ist kurz, antwortete der Ritter: Freien Abzug für Friedingens Leute und ihm ein ehrenvolles Grab unter den Ruinen seiner Burg.

„Ist Friedingen todt?"

Dann konnt' ich ja nicht in seinem Namen kommen, entgegnete Bridinger. Aber der Knochenmann hat ihm die dürre Hand entgegengestreckt, und der Ritter hat sie gefaßt, und will sie nicht mehr lassen.

„Ihr sprecht räthselhaft."

Der Ritter ist verwundet; ein herzhafter Schnitt des Arztes konnt' ihn retten, aber er will sterben, weil er seine Zeit überlebt hat, und sein Grabmal sollen die Ruinen seines Stammsitzes seyn.

Frundsberg wurde nachdenkend. Ich habe diesen Friedingen immer geachtet, sagte er nach langem Schweigen, so trotzig er sich auch dem Gesetze entgegen stemmte. Er wollte die Ehre der Vergangenheit fest halten, in der Schmach der Gegenwart, und er war der Einzige unter den Raubrittern, der nicht den Raub suchte, sondern den Kampf. Eure Bedingungen sind gewährt: Ihr, Bridinger, zieht mit Friedingens Leuten frei ab, und liefert uns die niedergeworfenen Gefangenen aus. Den Ritter lasse ich ehrenvoll bestatten, und dann sein Schloß abbrechen.

Friedingen lebte nur noch wenige Stunden. Als Frundsberg in die Burg eingezogen war, und an sein Lager trat, war er bereits eine kalte Leiche. Er wurde in der Schloßkapelle neben seinen Ahnen begraben, und die Veste hierauf zerstört.

28.

Der Minneberg.

Bei Dossenheim an der Bergstraße liegen auf einer waldigen Höhe die Trümmer der einst festen Schauenburg. Hier lebte Bertold, der letzte seines Stammes, zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts. Er hatte eine einzige Tochter, Ida genannt, die in jugendlicher Anmuth heranblühte. Ein wackrer junger Ritter, Hug von Habern, kam manchmal auf die Schauenburg, und es entging dem Fräulein nicht, daß sie es war, die ihn anzog. Auch blieb er ihrem Herzen nicht lange gleichgültig. Beide liebten sich, ohne daß es Hug gewagt hätte, von Liebe zu sprechen. Auch trat jetzt ein unwillkommenes Ereigniß zwischen die Wünsche und Hoffnungen des Ritters. Als pfälzischer Vasall mußte er mit seinem Herrn gegen König Ludwig in den Krieg ziehen. Der Abschied auf Schauenburg war traurig. Hug bat das Fräulein, seiner zu gedenken, und schenkte ihr ein schönes Windspiel, das ihn gewöhnlich begleitete, und an welchem Ida immer ein großes Wohlgefallen gezeigt hatte.

Der Krieg dauerte lange, und Hug kehrte erst nach einem Jahre in die Heimath zurück. Sein erster Ausflug war nach der Schauenburg. Aber schon unterwegs vernahm er, der alte Bertold sei inzwischen gestorben, die Herrschaft von dem Lehnsherrn eingezogen worden und Fräulein Ida verschwunden. Der Ritter wurde sehr traurig ob dieser Nach-

richt; er suchte da und dort Erkundigung einzuziehen von dem Fräulein, allein die zurückgebliebenen Diener selbst wußten keine weitere Auskunft zu geben, als daß sie wenige Tage nach dem Begräbnisse ihres Vaters, von einem einzigen alten Diener begleitet, die Burg verlassen, weil sie gefährlichen Nachstellungen ausgesetzt gewesen.

Hug stellte jetzt Nachforschungen an in den Klöstern und überall, wo er eine Spur der verlornen Geliebten zu entdecken hoffte. So gingen viele Monde vorüber, und er wurde täglich schwermüthiger und mied alle Gesellschaft der Menschen. Manchmal durchstrich er den finstern Odenwald, weniger um sich an der Jagd zu ergötzen, als weil die Einsamkeit der Wälder ihm zusagte. Einst kam er an den Fuß des Minnebergs, wo er sich ermüdet an einer Quelle niederlegte. Ida's Bild trat lebendiger als je vor seine Seele. Da rauscht es durch's Gebüsch, er springt auf und greift nach dem Bogen, in diesem Augenblicke sieht er das Windspiel, welches er Ida beim Abschiede geschenkt. Es kannte seine Stimme, sprang an ihm hinauf und gab seine Freude durch hunderterlei Bewegungen zu erkennen. Dann eilte es in's Gebüsch, kam wieder hervor, und schien den Ritter einzuladen, ihm zu folgen. Hug that es, und das Thier führte ihn auf die Höhe des Bergs zu einer Felsenhöhle, an deren Eingang Ida mit dem alten, treuen Knechte saß. Die Freude des Wiedersehens war unbeschreiblich. Sie erzählte, wie sie nach dem Verluste der väterlichen Güter und bedrängt von dem Ungestüm eines rohen Edelknechts, der sie zu entführen gedachte, in diese Einöde ihre Zuflucht genommen, da jeder andre Weg zu gefährlich gewesen.

Hug brachte sie zu einer frommen Wittwe in Sicherheit, bis er sie nach wenigen Monaten als Braut zum Altare führte. Wo die Höhle stand, baute er eine stattliche Burg und nannte sie Minneberg. Zum ewigen Gedächtniß ließ er das Windspiel, welches ihn zu der Geliebten geführt, am großen Portal des Schlosses aushauen, wo es erst in der letzten Zeit weggenommen und an der Ziegelhütte unten im Thale, beim Dorfe Guttenbach, über einer Stallthüre eingemauert wurde, und noch zu sehen ist.

29.

Sage vom alten See.

Im Elsenzgau, bei den Ruinen von Steinsberg, zieht sich eine Niederung hin, die man den alten See nennt. Schlanke Silberpappeln erheben sich auf dem erhöhten Ufer des ehemaligen Sees, der jetzt durch frisches Grün und mannichfaltige Blumen das Auge ergötzt.

Auf dem Steinsberg soll einst ein graulicher Recke gehaust haben, welcher das Schrecken der weiten Gegend war. Er beraubte die harmlosen Wanderer, trieb den Hirten ihre Heerden weg, und fiel manchmal ein hübsches Mägdlein in seine Hand, so wurde es auf seine unzugängliche Burg geschleppt. Eines Tags zog er an einer Kapelle vorüber, die am Ufer des Sees unter Linden stand, und gewahrte darin

eine Jungfrau von wunderbarer Schönheit. Sie kniete vor dem Altare und verrichtete ihr Gebet zum Danke, daß der Himmel ihre Mutter von einer schweren Krankheit errettet. Der Ritter entbrannte alsbald in schnöder Lust, riß die Jungfrau vom Altare weg, und achtete nicht ihrer Thränen und ihrer Todesangst. Schon wollte er sie auf sein Pferd heben, und mit ihr davon sprengen, da bat ihn das Mägdlein, ihr nur noch ein kurzes Gebet in der Kapelle zu gestatten. Der Räuber willigte ein. Sie warf sich vor dem Bilde der heiligen Jungfrau zur Erde, und rief im Wahnsinne der Verzweiflung: O du Reine und Unbefleckte, nimm auch mich rein und unbefleckt zu dir. Dies sagend, rafft sie sich auf, eilt aus dem Kirchlein und stürzt sich in den See. Aber die Fluth theilt sich nicht unter ihren Füßen; wie von unsichtbaren Händen getragen schwebt sie darüber hin, und erreicht glücklich das andre Ufer. Der Ritter, in blinder Wuth, will ihr nacheilen, aber die Wasser schlagen über seinem Haupte zusammen und die Geister des Abgrunds reißen ihn hinab in ihr dunkles Reich.

Noch jetzt hört der Wandrer manchmal in einsamen Nächten eine wehklagende Stimme, wenn er an dieser Stätte vorübergeht, und die Zitterpappel rauscht geheimnißvoll, und erfüllt das Herz mit Grauen.

30.

Der todte Zeuge.

Im siebenten Jahrhundert kam Fridolin aus Schottland an den Oberrhein, um daselbst die Lehre des Kreuzes auszubreiten. Auf einer Aue, da wo jetzt Säckingen steht, und im Münster seine Gebeine ruhen, baute er ein Kirchlein und ein Kloster. Das Land umher gehörte zwei adeligen Brüdern, Urso und Landolph. Jener gab zum Heil seiner Seele und mit des Bruders Einwilligung seine Besitzungen dem Kloster und widmete den Rest seiner Tage frommer Bußübung. Nach seinem Tode kam Landolph, und riß mit Gewalt an sich, was der Verstorbene der Kirche geschenkt hatte. Fridolin trat vor ihn unerschrockenen Herzens, und sprach: Gieb Gott, was Gottes ist, und laß ab vom unrechten Gut, denn es wird Dir und Deinen Kindern Unheil bringen. Landolph lachte höhnisch. In acht Tagen, sagte er, hält der Graf ein Geding zu Rangkwil im Rheinthal; dort wollen wir unser Recht suchen, und kannst Du meinen Bruder als Zeugen stellen, so begeb ich mich meines Anspruchs.

Da machte sich Fridolin auf und ging nach Glaris, wo Urso in einer Kapelle begraben lag. Dort warf er sich nieder zum Gebet, schlug dann mit seinem Stabe dreimal auf den Grabstein und rief: Du bist zum Gericht geladen von deinem Bruder; säume nicht zu erscheinen zur gesetzten Stunde, damit kein Fluch deinen Namen bedrohe.

Zu Rangkwil saß am bestimmten Tage der Landgraf mit den zwölf Schöffen, die ihm das Recht finden halfen. Fridolin und Landolph traten vor seinen Stuhl, und brachten ihre Klage und ihre Einrede vor. Mein Bruder hat keine Schrift über die Vergabung ausgefertigt, sagte Landolph; nur sein eignes Zeugniß kann hier gelten. Der ehrwürdige Vater soll ihn stellen, um Red und Antwort zu geben.

Kaum war das Wort aus seinem Munde, da pochte es an der Thüre wie mit Geisterhand, und die Anwesenden überlief ein Grauen, nur Fridolin schaute ruhig und vertrauend nach der Thüre, die sich langsam öffnete. Urso schritt herein in seinem Todtengewand, bleich und mit starren Zügen, doch schien sein Auge sich jetzt zu beleben, und der farblose Mund öffnete sich zum Reden.

„Weh Dir, Bruder, sprach der Verstorbene mit hohler, dumpfer Stimme, weh Dir, daß Du die Ruhe meines Grabes gestört hast, und dreimal wehe über den Frevel, den Du ausüben willst am Eigenthum des Herrn. Mit Deiner Bewilligung gab ich dem Kloster Fridolins meine Besitzungen, und muß nun zeugen gegen Dich. Der Richter soll sprechen. Landolph warf sich auf seine Kniee.

Ich schenke auch mein Eigenthum der Kirche, sagte er mit zitternder Stimme, und will mein Leben unter Fridolins Gehorsam in einer Zelle beschließen.

Da lächelte der Todte und verschwand. Landolph aber bat den frommen Priester, ihn unter seine Brüder aufzunehmen, damit er Vergebung finde für sein Vergehen.

31.

Die Edelfrau-Höhle.

Im Gebirge diesseits des Rheins ist eine wilde, felsige Gegend, die Gottschläg genannt. Ueber einem Wasserfalle, der brausend vom Gestein herabstürzt, sieht man eine Felsenhöhle, die seit undenklichen Zeiten das Edelfrauenloch heißt, und von deren Namen sich folgende Sage im Munde des Volkes erhalten hat.

Auf dem Schlosse Bosenstein, im Kappler Thal, welches früher schon von den Hunnen und später noch einmal im Bauernkriege zerstört wurde, lebte ein Ritter Welf vom Bosenstein mit seiner Hausfrau. Diese war voll eiteln Sinnes und dabei hart gegen das Hausgesinde und die Armen. Einst auf einem Spaziergange begegnete ihr ein zerlumptes Bettelweib mit sieben kleinen Kindern, und bat um ein Almosen. Die Edelfrau zürnte die Bettlerin an und sagte: Ei, Du unverschämte Dirne, mußt Du sieben Kinder haben, wenn Du sie nicht nähren kannst? Ach, seufzte das Weib, ich hatte wohl Brod für sie, so lange mein Mann lebte, der ein fleißiger Köhler war, aber der Himmel hat mich zur Wittwe und diese Unmündigen zu Waisen gemacht, darum sollen die Menschen sich unsrer erbarmen.

Der Edelfrau stieg das Blut zu Gesicht ob der freien Rede, und sie versetzte höhnisch: Du hättest Deine sieben Bracken dem Manne in's Grab legen sollen. Das arme Weib warf einen flammenden Blick auf sie und rief: Nun

so wünsche ich, daß Du mit sieben Knaben zugleich niederkommen mögest.

Die Edelfrau schlug ein lautes Gelächter auf, aber zugleich wurde sie von einem unerklärlichen Schauer ergriffen. Es war in ihr das Gefühl, als könne der Fluch in Erfüllung gehen. Dies geschah auch wirklich. Einst als der Ritter von Bosenstein auf der Jagd abwesend war, wurde sie plötzlich von Wehen überfallen, und brachte sieben Knäblein zur Welt. Da rief sie eine vertraute Magd und befahl ihr, sechs von den Kindern zu nehmen und sie in einem Weiher zu ertränken. Die Magd that wie ihr geboten worden. Als sie sich mit den Kindern dem Weiher näherte, kam eben der Burgherr von der Jagd zurück. Was trägst Du in diesem Korbe? fragte er. Es sind sechs junge Hündlein, die ich in's Wasser tragen soll, stotterte die Dirne, den siebenten hat die gnädige Frau für sich behalten.

Der Ritter verlangte die Hunde zu sehen, und erfuhr nun die gräßliche That. Er legte der Magd Stillschweigen auf, nahm die Kinder und brachte sie in das Haus eines wackern Landmannes, der sie erzog. Nach sieben Jahren stellte er ein Gastgebot an, wobei man guter Dinge war. Gegen Ende des Mahls fragte er: was der Frau gebühre, die ihre eignen Kinder tödte?

Eine solche Rabenmutter soll man mit einem Laib Brod und einem Kruge Wasser lebendig einmauern, rief die Edelfrau, die in diesem Augenblicke ihres Verbrechens nicht gedachte. Da ließ der Ritter die sechs Knaben hereintreten und sprach: Diese da wolltest Du ertränken lassen. Du hast Dein Urtheil selbst gesprochen.

Die Edelfrau wurde jetzt in die Höhle in Gottschläg

gebracht, die von diesem Begebnisse ihren Namen hat. Das Geschlecht der Edlen von Bosenstein erlosch in seinen männlichen Nachkommen erst im Jahre 1773, und die Burg ist jetzt ein Eigenthum der Herren von Türkheim.

32.

Die Kapelle.

Bei dem friedlichen Dörfchen Dallau, eine Stunde von Mosbach, liegt ein Berg von mäßiger Höhe, auf welchem vor Zeiten ein Frauenkloster stand. Auch die Ruinen desselben sind jetzt verschwunden, mit seinem Namen, doch hat sich das Andenken davon noch in dem Namen der obersten Bergspitze erhalten, welche die Kapelle heißt. Als die Hunnen das deutsche Land überzogen und verheerten, lebten in diesem Kloster zwölf junge Nonnen mit ihrer betagten Vorsteherin. Sie waren sämmtlich aus den edlen Geschlechtern der Gegend, und von unsträflichem Wandel. Da die Feinde sich dem Neckarthale näherten, geriethen sie in große Angst, denn allenthalben verübten die zuchtlosen Schaaren der Fremden unerhörte Frevel. Einst verharrten die Jungfrauen bis um Mitternacht im Gebete, und flehten zum Himmel um Schutz und Rettung, da läutete es an der Klosterpforte. Ein alter Mann mit kreideweißem Barte, aber von ehrwürdigem Ansehen, bat um Einlaß und Nachther-

berge. Freundlich nahmen die frommen Frauen den Wanderer auf, und setzten ihm Speise und Trank vor. In seinem Antlitze lag eine Hoheit und Milde, welche Ehrfurcht und Vertrauen zugleich erweckten. Die Klausnerinnen theilten ihm ihre Besorgnisse mit und baten um seinen Rath.

Wie Ihr an mir Erbarmen geübt habt, sagte der Greis, so wird Gott auch Eurer sich erbarmen, denn er hört das Flehen der frommen Unschuld. Mein Rath ist aber, Ihr laßt alsbald dreizehn Todtensärge verfertigen, und sie in die Kapelle stellen. Nahen sich die Feinde diesen Mauern, so schmückt Ihr Euer Haupt mit Blumenkränzen und legt Euch in die Särge wie Verstorbene. Ich werde wiederkommen zu derselben Stunde, da die Feinde in dieses Gotteshaus dringen, und Euch einsegnen.

Die Jungfrauen thaten, wie der Greis sie geheißen. Sie ließen in Eile dreizehn Särge verfertigen, und als sie das Geschrei und den Lärm der heranziehenden Hunnen vernahmen, setzte eine der andern einen Kranz auf's Haupt, und sie legten sich in die Särge, die Hände über der Brust gefaltet. Plötzlich kam der Greis in kirchlichem Gewande und begleitet von zwei wunderschönen Chorknaben aus der Sakristei geschritten, und verrichtete die Gebräuche, wie sie bei Beerdigungen gewöhnlich sind, denn die Jungfrauen waren wirklich eingeschlummert, um jenseits, im Lande der Ruhe, wieder zu erwachen. Kaum war die letzte Segnung zum Frieden aus dem Munde des Greises, als die Hunnen hereinstürzten, aber von einem plötzlichen Schreck gefesselt wurden. Der Greis hatte eine edle, hohe Jünglingsgestalt angenommen, eine Glorie umgab sein Haupt und über die todten Jungfrauen verbreitete sich ein goldner

Schimmer. Von namenloser Angst ergriffen, stürzten die Kriegsknechte aus der Kapelle und dem Kloster fort, und keiner wagte es mehr, die Spitze des Bergs zu betreten. Als nun das Land wieder von den wilden Horden gereinigt war, kehrten die Umwohner des Klosters in ihre Hütten zurück und wollten auch, nach alter Gewohnheit, dem Gottesdienste auf dem Berge wieder beiwohnen, aber sie fanden mit Erstaunen die Zellen verlassen, und in der Kirche erhoben sich dreizehn Gräber, jedes bezeichnet mit einem Kreuze und auf den Kreuzen die Namen der zwölf Jungfrauen und ihrer Vorsteherin.

33.

Die Falkenburg.

Die schöne Liba saß am Spinnrocken, und schaute manchmal durch das Erkerfenster der Falkenburg hinaus auf den Weg, der aus dem Eichenwald führte. Sie war mit Guntram verlobt, einem jungen Ritter aus der Nachbarschaft, und hing an ihm mit treuer Liebe. Guntram wollte an das Hoflager des Pfalzgrafen ziehen, um dort sein Lehen zu empfangen, und noch vorher von seiner Braut Abschied nehmen. Eine Stunde mochte sie so gesessen haben, als er auf seinem Grauschimmel das Thal heraufsprengte. Sie warf in der Freude die Spindel aus der Hand, und wollte ihm entgegeneilen, verwickelte sich aber in das Gespinnst, und

ehe sie sich noch losmachen konnte, trat Guntram schon zur Thüre herein. Liba wurde in diesem Augenblicke von einer Bangigkeit ergriffen, welche sie nicht zu meistern wußte, und Guntram hatte Mühe, sie durch Worte und Liebkosungen in etwas zu beruhigen. Er schied mit dem Versprechen, in vierzehn Tagen wieder bei ihr zu seyn, und trug ihr noch viele Grüße an ihre Mutter auf, die in der Kirche war.

Guntram hatte den festen Vorsatz, so bald als möglich zurückzukommen, denn auf der Falkenburg blieben sein Herz und seine Gedanken zurück; allein es geschah nicht, wie er wünschte und dachte. Der Pfalzgraf wollte eben, als er dort anlangte, eine Gesandtschaft nach Burgund schicken, und wählte unter andern dazu auch Guntram, denn er besaß eine einnehmende Gestalt und adeliche Sitten. Sechs Wochen gingen über der Reise hin; auf dem Heimwege verirrte sich Guntram mit seinen Gefährten in einem dicken Walde; die Nacht brach ein, und der Ritter sah sich zuletzt von den übrigen getrennt, und mußte den Weg in der Finsterniß und durch das Gestrüpp auf gut Glück suchen. Endlich vernahm er das Rauschen eines Bachs, und ritt darauf zu. Der Strom floß an einem Hügel vorüber, auf welchem die Warten und Mauern einer alten Burg recht schauerlich sich erhoben. Guntram bat um Einlaß, der ihm auch gewährt wurde, nachdem er seinen Namen genannt hatte. Man führte ihn in ein stattliches Gemach, dessen Wände mit Schildereien behangen waren. Guntram betrachtete aufmerksam diese Bilder, welche mancherlei Geschichten vorstellten. Auf dem einen wurde der Grundstein zu einer Kirche gelegt, auf dem andern kämpfte ein Ritter mit einem Haufen von Sarazenen; auf dem dritten vertauschte

ein andrer das Schwert mit dem Pilgrimsstabe. Ueberhaupt schien das Ganze eine Erzählung von den Hauptbegebnissen des Geschlechts zu enthalten, welchem die Burg gehörte.

Nachdem Herr Guntram den Kreis dieser Darstellungen durchlaufen hatte, bemerkte er in einer Ecke noch ein Gemälde, über welchem ein schwarzer Flor hing. Neugierig zog er den Vorhang weg, und erblickte eine schöne Jungfrau, die an einem offenen Grabe stand. Sie sah aber recht blühend und lebenslustig aus, und war beschäftigt, ihre langen, blonden Haare zierlich zu ordnen. Guntram wußte die seltsame Vorstellung nicht zu deuten, und zerbrach sich den Kopf darüber. — In diesem Augenblicke trat der Burgherr in das Gemach, und hieß den Gast willkommen. Herr Bodo, dies war sein Name, war ein hochbetagter Mann, einem alten Stamme vergleichbar, dessen Blüthen und Blätter vor der Zeit gefallen sind, weil ein Wurm das Lebensmark verzehrte. Ueber den einst so lebendigen Strom in seiner Brust war ein erstarrender Frosthauch hingegangen, und er durfte nur die Augen schließen, so hielt man ihn für einen Todten. Gutherzig war er immer gewesen, und er setzte bald alle seine Leute in Bewegung, um dem Fremden die gebührende Ehre zu erweisen. Auch schien er Wohlgefallen an Guntrams Reden und Erzählungen zu finden, und blieb bei ihm sitzen, bis ihn gegen Mitternacht der Schlaf übermannte. Guntram wurde jetzt von einem alten Diener in ein Schlafgemach geführt. Der Weg dahin ging durch einen langen, öden, schauerlichen Bogengang. Die Fenster waren mit Spinnengeweben überzogen, und beim Schimmer des Lichts schwirrten Fledermäuse hervor, und umkreisten Guntram und seinen Begleiter.

Herr Ritter, fing der alte Diener an, Ihr werdet glauben, in ein verwünschtes Schloß gerathen zu seyn, wo Zauberer und Unholde spuken. Unser Herr ist ohne Kinder, und seine Gedanken mögen nirgends am Irdischen mehr festhalten. Seit dreißig Jahren, da seine letzte Tochter, die schöne Erlinde, starb, läßt er alles zerfallen, und das Gemach, wohin ich Euch nun bringe, ist das einzige, worin wir einen Gast noch mit Ehren beherbergen können. — Indessen, fuhr der Alte nach einigem Schweigen fort, indessen geschieht es selten, daß ein Fremder bei uns einspricht, und seit fünf Jahren seit Ihr wieder der Erste.

Während dieser Rede waren sie in das Gemach gekommen. Guntram hätte gern von dem Burgherrn und seinen Schicksalen Näheres erfragen mögen, allein der Alte wich seinen Fragen aus, und als er dem Ritter eine gute Nacht wünschte, fügte er leise hinzu: Herr, wenn Ihr vielleicht die Nacht in der Stube neben an ein kleines Geräusch hört, so laßt dies Euch nicht anfechten, macht ein Kreuz und betet ein Vaterunser.

Mit diesen Worten entfernte er sich, und dem Ritter wurde es fast ein wenig unheimlich zu Muthe, denn er dachte an eine Gespenstererscheinung, und die alte Burg war auch dazu gemacht, eine solche Furcht zu erwecken. Darum befolgte er treulich den guten, frommen Rath des alten Dieners, betete ein Vaterunser, und bekreuzte sich Stirne, Mund und Brust. Auch ließ er die Kerze brennen, und da er sich nicht entschließen konnte, zu Bette zu gehen, so warf er sich in einen Armstuhl. Nicht lange, da däuchte ihm, er höre im Nebengemach leise Fußtritte, und gleich darauf

vernahm er den sanft verschwebenden Gesang einer weiblichen Stimme. Das ist kein gespenstisches Wesen, dachte Herr Guntram bei sich, und der Alte mag wohl hier ein hübsches Mägdlein versteckt haben, welches mir nicht sichtbar werden soll.

Mit diesen Gedanken öffnete er leise sein Gemach, und ging hinaus in der Hoffnung, durch das Schlüsselloch erspähen zu können, wer denn eigentlich neben ihm herberge. Die Thüre des Nebengemachs stand halb offen, und eine Lampe brannte auf einem Fußleuchter. Mit Erstaunen sah Guntram eine Jungfrau von der anmuthigsten Gestalt an einem Tische vor einem Spiegel sitzen. Sie spielte mit ihren langen, blonden Locken, und schien mit großem Wohlgefallen die schönen Züge ihres blühenden Antlitzes zu betrachten. Guntram stand wie angewurzelt, und konnte sich nicht satt sehen an der freundlichen Erscheinung. Mit Mühe versagte er sich's sie anzureden, allein es däuchte ihm, zu solcher Zeit und an solchem Orte, doch allzu unschicklich, und er schlich sich endlich wieder auf seine Kammer, und warf sich auf's Bette, doch floh ihn der Schlaf, denn vor den Augen seines Gemüths saß noch immer die holde Jungfrau, von deren Gestalt ein Zauber ausgegangen war, der sein Herz umsponnen hatte.

Als sich der alte Diener des Morgens bei Guntram erkundigte, ob ihm die Nacht ruhig vorübergegangen, bejahte es dieser, und verschwieg, was er gesehen. Der Burgherr lud seinen Gast ein, sich einige Tage auf dem Schlosse auszuruhen, und der Ritter nahm die Einladung an, obgleich in diesem Augenblicke Liba's Bild, wie ein warnender Schutzgeist an ihm vorüberschwebte. Er brachte

den Tag damit hin, die Gelegenheit der Burg und die Umgebung zu besehen. Indem er einen einsamen Pfad zwischen düstern Nadelhölzern hin verfolgte, kam er an eine Kapelle, die wenig besucht schien. Nesseln und Dornen wuchsen ringsum, und durch ein zerbrochenes Fenster streckte ein Ahorn einen seiner Aeste in das Innere, und beschattete den halb zerfallenen Altar. Neben dem Altare und an den Wänden der Kapelle befanden sich viele Grabmäler und darunter ein offenes, leeres Grab. Auf dem Grabsteine, der an die Wand gelehnt war, standen die Worte: Bete, Wanderer, damit ich zur Ruhe komme, aber hüte dich vor meinem Anblick.

Guntram wußte nicht was er von der seltsamen Inschrift denken sollte, und ihm kam das mit Flor behangene Bild in's Gedächtniß. Nachgerade überfiel ihn ein kleines Grauen über das Geheimnißvolle in dieser abgelegenen Burg, er dachte jetzt auch an seine Liba, und faßte den Vorsatz, seine Reise noch an demselben Abend fortzusetzen. Zum Unglück fand er bei seiner Rückkehr auf die Burg den Besitzer nicht zu Hause, und da er nicht ohne Abschied scheiden wollte, mußte er sichs gefallen lassen, noch eine Nacht an dem bedenklichen Orte zuzubringen. Als er sich zur Ruhe begeben wollte, hörte er im Nebenzimmer wieder das vorige Geräusch, und bald darauf erklang ein Lied in so süßen Tönen, daß Guntram sich unwillkührlich zu der holden Sängerin hingerissen fühlte. Die Thüre ihres Gemachs stand halb offen, wie gestern; ihre Gestalt aber kam dem Ritter noch schöner vor; sie trug ein leichtes Nachtgewand, welches die schönen Umrisse des blühenden Leibs mehr zeigte, als barg, und ihr Auge schwamm in sehnsüchtiger Schwer-

muth. Der Ritter mochte sich nicht mehr länger meistern; er trat zu ihr in das Gemach, und stotterte einige Entschuldigungen, sie sah und hörte ihn mit freundlichem Lächeln an, jedoch ohne etwas zu antworten. Auf einige Fragen, die er an sie that, zeigte sie auf eine Schrift, die in den schwarzen Marmortisch, an welchem sie saß, eingegraben war. Die Schrift lautete so:

Ich muß schweigen. Liebe kann mich binden, Liebe kann mich lösen.

Guntram wurde einen Augenblick nachdenkend — die Jungfrau sah ihn traurig an, aber mit einem Blicke, der sein Inneres durchfuhr. Er ergriff ihre Hand und drückte sie an seine Lippen — die Jungfrau ließ es geschehen. Er wagte einen Kuß auf ihre Wange — da nahm sie einen Ring aus einer Schublade und reichte ihn dem Ritter dar. Im Rausche des Augenblicks steckte ihn dieser an den Finger — und riß die Jungfrau ungestüm in seine Arme. Da flatterte ein Käuzchen an's Fenster, und fing gar schauerlich zu schreien an. Sie machte sich hastig los von dem Ritter, hauchte einen Kuß auf seine Lippe, und verschloß sich in ein Seitengemach.

Dem Ritter wurde es doch jetzt fast zu unheimlich zu Muthe, allein der Rausch seiner Sinne war noch nicht ganz verschwunden, und er warf sich unruhig auf sein Lager. Als er beim ersten Sonnenstrahle erwachte, kehrte auch die Nüchternheit zurück, aber zugleich wandelte ihn eine Beklommenheit an, daß er auf der Burg nicht länger aushalten mochte, sondern nach kurzem Abschied vom Burgherrn das Weite suchte. Er trieb sein Roß unaufhörlich an, und erst als die grauen Thürme der Burg seinem Blicke entschwunden

waren, und er aus dem Walde in's Freie kam, ward es ihm leichter um's Herz.

Auf dem Felde sah er einige Hirten. Er stieg ab, um seinem Rosse einige Rast zu gönnen, gesellte sich zu ihnen, und that einige Fragen nach der grauen Waldburg. Das ist eine gräuliche Geschichte, anwortete einer der Hirten. Der alte Bodo, der noch auf der Burg lebt, hatte eine schöne Tochter, Erlinde genannt. Viele reiche und angesehene Herren warben um ihre Hand, aber sie war eitel und thöricht, und forderte von ihren Liebhabern halsbrechende Dinge. Einige ließen sich darauf ein, und büßten die Verwegenheit mit dem Leben. Darunter war ein Jüngling, untadelich an Gestalt und Sitten, und der einzige Sohn einer betagten Mutter. Diesem hatte sie aufgegeben, in der Walpurgisnacht drüben im Königsbann auf dem Kreuzwege zu stehen, und ihr am andern Tage zu berichten, was er gehört und gesehen. Der junge Rittersmann hielt das für ein Kinderspiel, und begab sich ohne Waffen in den Wald. Aber Tags darauf fand man nur noch einige Stücke von seinem Leichnam. Viele behaupteten, die Unholde hätten ihn getödtet, welche in der Walpurgisnacht dort ihren Spuk treiben; andre meinen jedoch, er sei von Wölfen zerrissen worden. Die Mutter des Jünglings verfiel über die Trauerbotschaft in Wahnsinn, und fluchte dem Fräulein in ihrer Sterbestunde, und dieser Fluch ging in Erfüllung. Erlinde erkrankte neun Tage darauf und starb plötzlich. Aber als man sie begraben wollte, und am Grabe den Sarg noch einmal öffnete, da war ihr Leichnam verschwunden. Sie geht jetzt noch in der grauen Waldburg um, wie sie leibte und lebte, und sucht die Fremden, die da herbergen,

zu bestricken. Wer aber in ihr Netz fällt, der muß sterben nach dreimal neun Tagen, und nur wer ihrer verführerischen Gestalt widersteht, kann sie erlösen und zur Ruhe bringen.

Dem Ritter fiel bei dieser Erzählung eine Felsenlast auf's Herz. Er betrachtete den Ring, den ihm die Jungfrau gegeben, und es rieselte ihm kalt durch Mark und Gebein, als er darauf die Worte las:

Du bist mein!

Die Nacht brach an, und der Weg führte durch einen düstern Föhrenwald. Um die Bäume lag eine Todtenstille, und kein Zweiglein regte sich. Guntram ritt eine Weile fort, in der Hoffnung, die Waldherberge zu erreichen, und bald entdeckte er zur Seite, an einem alten Hünengrab, ein Feuer, um welches sich einige Wesen wie Schattengestalten bewegten. Als er näher kam, gewahrte er drei alte Weiblein, die etwas Seltsames zu treiben schienen. Er hielt sein Roß an, um die Erscheinung zu betrachten. Das eine Weiblein sang:

Drei Nesseln riß ich ab
Drüben vom Riesengrab!
D'raus spann ich den Faden hier,
Schwesterchen, ich schenk ihn dir.

Da sang die zweite:

Will den Faden in Thränen kochen,
Hab' ein Webschiff aus Todtenknochen,
Fünf Ellen Leinwand web' ich mir,
Die, Schwesterchen, schenk ich dir.

Hierauf antwortete die dritte:

Will nähen d'raus ein Hemdlein fein,
Will wickeln einen Schläfer d'rein,
Du, Reiter, reit' gemach,
Das Hemd, ich bring's dir nach.

Guntram war's, als ängstigten ihn böse Träume — unwillkührlich spornte er sein Roß, daß es mit ihm über Hecken und Steine rannte. Keuchend erreichte er die Waldherberge, wo er die Nacht zubrachte.

Des andern Tages um die Abenddämmerung langte er an der Falkenburg an, wo seine Verlobte wohnte. Indem er über die Zugbrücke reiten wollte, sah er zwei Männer vor sich hergehen, die einen Sarg trugen. Von unsäglicher Angst ergriffen, rief er ihnen zu, aber sie hatten sich plötzlich aus seinen Augen verloren. Er stieg mit wankenden Knieen die Treppe hinauf — Liba flog, mit dem Schrei des Entzückens, in seine Arme. Guntram fragte, wer gestorben sei, und erwähnte der Männer mit dem Sarge. Ei, sagte Liba lachend, Du hast wohl das Brautbett für einen Sarg angesehen. Sie öffnete die Thüre eines Gemachs, und zeigte ihm die Bettstelle, welche so eben gebracht worden war. Guntram schüttelte den Kopf, und seine Beklemmung nahm zu. Er that sich Gewalt an um heiter zu scheinen,. und bat die Geliebte, die Trauung nun nicht länger aufzuschieben. Sie war es zufrieden, und der Tag wurde hiezu bestimmt. Je näher die Stunde kam, je mehr fühlte Guntram sein Herz erleichtert. Es wurden einige Gäste aus der Nachbarschaft geladen, und der Zug erhob sich nach der Kapelle. Der Weg führte über den Burghof. Beim Heraustreten aus dem Thore kam es Guntram vor, als wandle vor der Braut her eine verschleierte, weibliche Gestalt, die von einem schwarzgekleideten Ritter geführt werde. Da fiel ihm der Sarg wieder ein, und die graue Waldburg, und er hatte nicht den Muth, seine Begleiter zu fragen, wer die Verschleierte sei, die doch früher nicht in dem Saale ge-

genwärtig gewesen. Man trat in die Kapelle und zum Altare. — Indem Guntram der Braut seine Rechte reichen wollte, fühlte er eine eiskalte Hand in der seinigen — es war die Hand der Jungfrau von der Waldburg, welche in diesem Augenblicke zwischen ihm und Liba stand. Da umhüllte Nacht seine Blicke, die Schauer des Todes durchrieselten sein Gebein, mit einem Schrei des Entsetzens sank er zu Boden, und mußte nach der Burg zurück gebracht werden. Es währte lange bis er wieder zur Besinnung kam. Er verlangte einen Priester, und nachdem er diesem die Beichte abgelegt hatte, ließ er Liba an sein Lager rufen, und erzählte ihr, was ihm auf der Waldburg begegnete. Sei Du jetzt der Engel meiner letzten Stunde, fügte er hinzu, und verscheuche mit Deinem Gebete das schreckliche Bild, wenn es wieder vor mich treten will.

Liba sank laut betend auf die Kniee, und Guntrams Antlitz erheiterte sich, und in seine Seele kam der Friede von oben. Er gewann wieder einige Lebenskraft, und sagte zu Liba: Mir ist's, ich könne weder leben noch sterben, bis Du meine Gattin bist.

Die Jungfrau ging schweigend, und rief den Priester, der ihre Hände ineinander legte. Kaum war die heilige Handlung vorüber, da umnachteten die Schatten des Grabes Guntrams Auge — noch einmal streckte er die Hand nach der Geliebten aus — sie sank an seine Brust, und seine Seele entfloh.

Liba vertrauerte ihre Tage im Wittwenschleier, und folgte bald dem unglücklichen Gatten.

31.

Die Clemenskirche.

Wenn man durch den schauerlichen Felsenschlund bei Bingen an Hatto's gespenstischem Thurme vorüber geschifft ist, und Asmannshausen hinter sich hat, macht der Rhein eine starke Krümmung, und das linke Ufer tritt wie eine Halbinsel hervor. Dicht am Strome, unter Wallnußbäumen, liegt die verlassene Clemenskirche, und hinter derselben erheben sich Rheinstein und Reichenstein, welche Rudolph der Habsburger als Raubnest brechen ließ. Von der Stiftung dieser Kirche hat sich folgende Sage in einem alten Liede erhalten.

Auf einer Burg im benachbarten Sauerthale lebte ein schönes, züchtiges Fräulein. Der Ritter von Rheinstein warb um die Hand des Mägdleins, wurde aber abgewiesen. Da faßte er den Entschluß, sich ihrer mit Gewalt zu bemächtigen, und es gelang ihm auch, sie zu rauben und auf ein Schiff zu bringen. Aber plötzlich entstand auf dem Rheine ein gewaltiger Sturm, desgleichen die Steuerleute nie erlebt hatten, und Jedermann auf dem Schiffe verzweifelte an seiner Rettung. Da that die Jungfrau ein Gelübde, dem heiligen Clemens eine Kirche am Ufer zu erbauen, wenn er sie aus der Gefahr des Todes und aus den Händen ihres schändlichen Entführers befreien würde. Jetzt sah man plötzlich den Heiligen in seinem bischöflichen Anzuge auf dem Wasser erscheinen. Er reichte der Jungfrau die Hand, und sie

wandelte mit ihm so sicher über die schäumenden Wogen hin an's Ufer, als wär's auf dem festen Lande. Das Schiff aber mit den Menschen, die sich noch darauf befanden, wurden vom Abgrunde verschlungen.

35.

Herzog Thassilo.

Thassilo, der zweite Herzog in Bayern, hatte zur Gemahlin Luitberg, eine Tochter des Lombardenkönigs Desiderius. Dieser war von Karl dem Großen überwunden und in das Kloster Corvey gesteckt worden, darum reizte Luitberg den Gemahl zum Haß und Aufstand gegen den König. Thassilo fing einen Krieg an und rief fremde Völker in's Land, wurde aber von Karl geschlagen, und mußte vor ihm und den Fürsten zu Ingelheim erscheinen. Da las man ihm Folgendes vor aus den bayerischen Gesetzen:

„Welcher Herzog in Königslanden sich auf irgend eine Weise vermessen wird, des Königs Gebot zu verachten, der soll seiner Würde entsetzt, zu andächtigem, beschaulichem Leben verurtheilt und seines Heils verlustig seyn."

Thassilo wurde jetzt geschoren, in eine Mönchskutte gesteckt und in's Kloster zu Fulda gebracht. Später kam er in die Abtei Lorsch am Rhein, Worms gegenüber. Hier lebte er in strenger Buße, und bereute schmerzlich, was er verschuldet hatte.

Viele Jahre gingen hin. Da hielt sich Karl einst zu Ingelheim auf, und besuchte auch das Kloster Lorsch. Seiner Gewohnheit nach ging er des Abends in die Kirche zum Gebet. Indem er auf den Knieen lag, trat in die Kirche ein blinder Greis von ehrwürdigem Ansehen. Ein Knabe von holdseliger Gestalt führte ihn zum Altare, wo er sich niederwarf. Um das kahle Haupt des Greises schien sich jetzt eine Glorie zu bilden.

Der König erzählte dem Abte, was er gesehen, und sagte: Gewiß, es ist ein Heiliger unter Euern Mönchen. Nennt mir seinen Namen. Der Abt wunderte sich deß, wußte jedoch keinen Bescheid zu geben. Darum ging er des andern Abends mit dem Könige in die Kirche. Der blinde Mönch erschien wieder, und der liebliche Knabe leitete abermals seine Schritte. Das ist Herzog Thassilo, flüsterte der Abt. Da ging Karl auf den Greis zu, nannte ihm seinen Namen und bat um seinen Segen. Thassilo antwortete: Ich habe schwer gegen Euch gesündigt und meinen Lehnseid gebrochen. Verzeiht mir, damit ich im Frieden scheiden möge, denn mein letztes Stündlein ist nahe.

Karl reichte ihm die Hand, und Thassilo starb kurze Zeit darauf.

36.

Der Pfeil.

Am linken Rheinufer sieht man noch auf einer waldigen Höhe die Ueberreste einer alten Burg. Am Eingange ist ein Wappen mit einem Pfeil. Hier war der Stammsitz der Edlen von Sick. Einer des Geschlechts wurde von dem jungen Ritter Walter von Than auf der Jagd getödtet, nicht aus Absicht, sondern durch Zufall, aber er erbot sich doch zur Geldbuße, wie sie das Gesetz festsetzte, oder zum ehrlichen Gotteskampfe. Kunz von Sick, der Bruder des Getödteten, war ein jähzorniger Mann und wollte Blutrache üben, darum wies er trotzig das Erbieten ab. Einst, als Walter, nichts Böses ahnend, durch den Forst ritt, kam aus dem Dickicht ein Pfeil auf ihn zugeflogen, der ihn aber verfehlte, und in einer Buche haften blieb. Der junge Ritter nahm den Pfeil und ging damit auf die Burg seines Feindes, als dieser eben ein Gastgebot gab, und viele Gäste um sich versammelt hatte. Er reichte ihm den Pfeil dar, und sagte freundlich: Ich wußte nicht, daß ihr Gäste hättet, sonst wär' ich ein andermal gekommen.

Dem Hausherrn stieg die Gluth des Zorns in's Gesicht; weil er sich aber seiner That schämte, suchte er sich zu meistern, und sagte: Ihr seid mir ein werther Nachbar, nehmt Platz an meinem Tische. Der Zufall wollte, daß Walter neben die Tochter des Ritters zu sitzen kam. Schoneta war ein schönes, verständiges und ehrbares Mägdlein, die wohl

das Mitleid kannte, aber nicht den Haß. Der Ritter von Than und Schoneta fanden Wohlgefallen an einander. Nachdem die Tafel aufgehoben war, sagte jener zu dem Burgherrn: Ich will Euch eine Sühne vorschlagen, die allen Groll tilgen wird zwischen uns: Gebt mir die Hand Eurer Tochter. Der Alte gehörte zu den Menschen, denen der Wein gutes Blut macht, auch hatte ihn Walters Edelmuth überrascht. Er gab darum nicht nur sein Jawort, sondern nahm auch zum Andenken des Begebnisses einen Pfeil in sein Wappen auf.

37.

Tiefenau.

Nahe bei der Burg Tiefenau, eine halbe Stunde vom Rhein, war einst ein dunkler, tiefer See. Auf der Burg lebte ein Ritter, der hatte eine einzige Tochter von so wunderbarer Schönheit, daß weit und breit davon gesprochen wurde, und viele Herren kamen um sie zu werben. Eines Tags ging sie spazieren unter den Bäumen am See, und kam nicht wieder zurück. Der Vater suchte sie auf und rief laut ihren Namen, da vernahm er aus dem See die Worte: Ich muß hier in der Tiefe wohnen, denn ich habe von dem Wasser des Sees getrunken, hüte Dich es zu kosten. In dem Augenblick trat ein anmuthiges Knäblein zu dem Ritter von Tiefenau, und reichte ihm aus einem goldnen Becher

zu trinken. Der Ritter schauderte, aber neben ihm stand ein Jüngling, der edel war von Gestalt und Sitten. Er hatte die Tochter des Ritters geliebt, doch seiner Armuth wegen nicht gewagt, seine Neigung zu gestehen, obgleich sie ihm immer freundlich begegnete. Der Ritter nahm dem Knaben den Becher aus der Hand und leerte ihn hastig. In diesem Augenblicke faßte ihn das Knäblein bei der Hand, und stürzte mit ihm in den See, der jetzt ausgetrocknet ist. Aber auf dem Moor, welcher zurückgeblieben, sieht man oft in der Nacht helle Flämmlein wandeln, und vernimmt bisweilen klagende Stimmen, die aus dem Boden zu kommen scheinen.

38.

Kaiser Friedrich der Rothbart.

Inmitten des zwölften Jahrhunderts baute Kaiser Friedrich der Rothbart zu Lautern im Waßgau eine Pfalz aus rothen Sandsteinen, welche auf der einen Seite mit einer starken Mauer, auf der andern mit einem Fischweiher umgeben war. In dem Weiher pflegte der Kaiser manchmal zu fischen. Einstmals setzte er zwei Karpfen hinein, die mit einer goldnen Kette verbunden waren. Sie wurden lange nach des Kaisers Tod gefangen, und die Stadt Lautern nahm sie in ihr Wappen auf.

Nach einer Sage, die sich lange erhalten und auch allgemein verbreitet hat, soll Friedrich nicht in Palästina ge-

storben, sondern beim Baden im Wasser verschwunden seyn, und in einer tiefen Berghöhle bei Kaiserslautern sitzen. Um den Berg fliegt beständig ein Schwarm krächzender Raben, und wenn diese von dannen ziehen, wird der Kaiser wieder aus dem Berge hervorgehen zur Hülfe der durch die Sarazenen bedrängten Christenheit.

Ein Ritter von der benachbarten Burg Beilstein ließ sich's einst gelüsten, in die Höhle hinab zu steigen. Friedrich saß im Purpurmantel an einem steinernen Tische, um welchen sein Bart schon zweimal herum gewachsen war; neben ihm lagen Schwert, Reichsapfel und Krone. An der Wand lehnte sein Schild, darauf war ein blutrothes Herz abgebildet, von einem weißen Pfeile durchstochen. Als der Ritter eintrat, schaute der Kaiser auf, wie aus schwerem Traume, und fragte: Sind die Raben fort? Als der Ritter es verneinte, versank er wieder in eine Art Schlummer.

Sein Enkel, Friedrich II., liebte gleichfalls den Aufenthalt zu Kaiserslautern. Im Jahre 1230 setzte er einen Hecht in den Kaiserswog oder Teich; an den Fisch steckte er vorher einen breiten goldnen Ring mit griechischer Inschrift. Dieser Ring war von gar kunstreicher Arbeit, denn er dehnte sich aus nach dem Wachsthum des Fisches. Im Jahr 1479 soll Churfürst Philipp den Hecht gefangen und auf seine Tafel nach Heidelberg haben bringen lassen. Der damalige Kanzler des Churfürsten, Johann Cämmerer von Worms, Freiherr von Dalberg, übersetzte die Inschrift wie folgt:

„Ich bin unter allen Fischen der erste, welcher durch die Hände Kaiser Friedrich II. in diesen Wog gesetzt worden, den 5. Oct. 1230.“

Dieser Fisch, welcher demnach zweihundert sieben und sechzig Jahre lang in dem Weiher gesessen, soll neunzehn Fuß lang und dreihundert und fünfzig Pfund schwer gewesen seyn. Zum Gedächtniß wurde derselbe abgemalt im Schlosse zu Lautern.

39.

Die Schlangenjungfrau.

Von Augst, wo die Römer eine Kolonie hatten, sollen unterirdische Gänge bis nach Basel hinziehen. Einst wagte es ein kecker Jüngling, in diese Gänge hinab zu steigen. Er versah sich zu dem Ende mit einer geweihten Kerze, um die bösen Geister, welche da hausen sollen, entfernt zu halten. Nachdem er lange, bald rechts, bald links, unter der Erde fortgewandelt war, kam er in ein großes Gemach, wo auf einer eisernen Kiste eine wunderschöne Jungfrau lag, die aber von den Hüften abwärts eine gräuliche Schlange war. Als er sich derselben nähern wollte, sprang ein großer, schwarzer Hund auf ihn los, allein die Jungfrau machte ein Zeichen, und das Thier schlich sich in eine Ecke. Sie nahm jetzt einen Schlüssel, den sie am Halse trug, schloß die Kiste auf, und gab dem Jünglinge einige von den goldnen und silbernen Münzen, womit dieselbe angefüllt war.

Hierauf erzählte die Jungfrau: sie sei von vornehmer Abkunft, aber in diese Gestalt verwünscht worden, und dürfe

nur Erlösung hoffen, wenn ein reiner, keuscher Jüngling sie dreimal küsse. Der solle dann auch den ganzen Schatz haben, welcher in diesen unterirdischen Gängen verborgen liege.

Der Jüngling faßte sich ein Herz und küßte die Jungfrau zweimal, aber plötzlich überfiel ihn eine Angst, und er entfloh.

Das Gold und Silber, welches ihm die Jungfrau geschenkt, war noch in seiner Tasche, als er wieder an's Tageslicht gelangte, doch eben nicht zu seinem Glücke. Er ergab sich dem lüderlichen Leben. Als er nun das Geld durchgebracht hatte, wollte er wieder in die Höhle gehen und mit dem dritten Kuß die Schlangenjungfrau erlösen, damit ihm der große Schatz zu Theil würde. Doch mochte er nie den Eingang mehr finden. Die Kerze erlosch in seiner Hand, so wie er sich demselben näherte, und aus den Ruinen drangen furchtbare Töne hervor.

40.

Der Ring.

Im Oppenauer Thale lag einst die Bärenburg, von welcher längst nichts mehr sichtbar ist. Bald nach ihrer Zerstörung ging die Sage, es sei ein großer Schatz an Gold und Kostbarkeiten daselbst verborgen. Einem jungen, kecken Edelknechte

von Bosenstein kam es zu Sinne, den Schatz zu heben. Sein Herz stand sehr nach Reichthum, und ein fahrender Schüler hatte ihn auch eine Beschwörung gelehrt, und wie man es bei solchen unheimlichen Dingen anzufangen habe. Mit großer Mühe öffnete er sich einen Eingang und kam in das Todtengewölbe. Daselbst lagen in den Särgen zerfallene Gerippe, jedoch von Kostbarkeiten war nichts zu entdecken. Endlich fand er in dem letzten Sarge den noch unverwesten Leichnam einer Jungfrau von Bärenburg, und auf dem Sarge stand geschrieben, sie sei die letzte ihres Stammes gewesen. Am Finger trug sie einen funkelnden Diamant und um den Hals eine goldene Kette. Der Edelknecht freute sich des Fundes; er nahm den Ring und die Kette, und ging damit nach Hause. Des andern Tags wollte er weitere Nachforschungen anstellen, und ging wieder in die Ruinen. Am Eingange saß die Jungfrau, die er im Sarge gesehen hatte. Du hast mir meinen Ring genommen und meine Kette, sagte sie; reiche mir Deine Hand, denn nun mußt Du Dich mit mir verloben. Den Edelknecht überlief es kalt und warm; er eilte davon, und starb wenige Tage hernach.

41.

Die Wahrsagerin.

Die schöne Hildegard von Hoheneck hatte ihre Lust an der Jagd; darum streifte sie Tagelang in dem Walde umher, der auf viele Stunden weit die Burg Hoheneck umgab. Eines Abends ruhte sie ermüdet an einem Felsbrunnen, da kam ein altes Weiblein des Wegs daher, und schöpfte mit der hohlen Hand einen Trunk aus der Quelle. Hildegard fragte, wer sie sei und wohin sie gedenke. Die Leute nennen mich das Waldweiblein, antwortete die Alte, denn meine Heimath ist in diesem Forst.

Hildegard hatte von dem Waldweiblein gehört, und verlangte, es solle ihr wahrsagen.

Weil Du so vorwitzig bist, in die Zukunft zu schauen, versetzte die Alte, so vernimm denn, daß einer der Pfeile, die Du in Deinem Köcher hast, den Nibling von Flersheim treffen wird.

Die Jungfrau erschrak, denn Nibling von Flersheim war ihr Verlobter. Doch faßte sie sich bald, weil sie leichten Sinnes war, und hielt die Worte des Waldweibleins für eitles Geschwätz.

Beim Nachhausegehen schoß sie einen Raubvogel, der aber in's Gebüsch herabfiel, so daß sie ihn nicht finden konnte.

Wenige Tage nachher kam ein Holzhacker athemlos auf die Burg gelaufen und berichtete, der Ritter von Flersheim

liege todt im Walde; er sei auf dem Wege nach Hoheneck rücklings von einem Pfeile getroffen worden.

Hildegard eilte hinaus zur Stelle, und erkannte augenblicklich, daß ihr Verlobter mit demselben Pfeile getödtet worden, den sie nach dem Raubvogel abgeschossen. Ein Nebenbuhler des Ritters von Flersheim hatte den Pfeil gefunden, und da der Jüngling eben durch den Wald daher ritt, auf ihn abgedrückt.

Hildegard stiftete nun ein Seelengeräth in das Kloster Enkenbach und ließ auf der Stelle, wo ihr Geliebter gefallen war, eine Kapelle errichten.

42.

Der Gast.

Im Wormsgau lebte ein Ritter, den man nur den Einaug hieß, denn er hatte in einem Gefechte ein Auge verloren. Als nun Friede war, lagerte er an den Wegen, und beraubte die Vorbeiziehenden. Einst ritt er mit einem Knechte durch den Wasgau, um allerlei Kundschaft einzuziehen. Sie verirrten sich aber in dem Walde, und gelangten endlich auf die Burg Ramstein, wo sie um Herberg baten, weil die Nacht schon hereingebrochen war. Der Herr des Schlosses nahm sie gastfreundlich auf, und ließ ihnen reichlich Speise und Trank vorsetzen. Der Einaug bemerkte bald, daß auf Ramstein großer Reichthum seyn müsse, darum beredete

er sich mit seinem Knechte, den Burgherrn zu ermorden, und sich seines Goldes zu bemächtigen.

Im Schlosse war bereits alles zur Ruhe gegangen, aber der Besitzer konnte nicht schlafen, allerlei Schreckbilder traten ihm vor die Seele, und als er sich ihrer nicht länger erwehren mochte, verließ er das Lager und ging in die Kapelle, um zu beten.

Jetzt schlug die Stunde nach Mitternacht, das Zeichen, welches der Einaug seinem Knechte gegeben. Dieser schlich sich nach dem Schlafgemache des Ramsteiners, als er aber das Bett leer fand, glaubte er sich geirrt zu haben, und trat in das Gemach daneben, in welchem der Einaug schlief. Dieser hatte des starken Weines zu viel getrunken, und kein Geräusch mochte ihn wecken. Der Knecht, in der Meinung, es sei das Gemach des Burgherrn, stieß ihm das Schwert durch die Brust. In diesem Augenblicke kam der Ritter von Ramstein mit einem Lichte in der Hand aus der Kapelle zurück. Der Knecht fiel ihm zu Füßen, und bekannte die That.

43.

Die Waldkapelle.

Im alten Reichsforst bei Kaiserslautern sah man noch zu Anfange der französischen Revolution die mit Moos und Gesträuch bedeckten Ueberreste einer Kapelle, von deren Entstehung folgende Sage ging.

Blicker von Ranstall wurde mit einem Theile des Forstes belehnt, weil er dem Kaiser treue Dienste im Felde geleistet. Außer dem Kriege liebte er nichts so sehr als die Jagd, und selbst die Sonntage und die Feste des Herrn waren ihm nicht heilig genug, um das Waidwerk an solchen Zeiten ruhen zu lassen. Einstmals, den Abend vor Ostern, jagte er bis tief in die Nacht. Da vernahm er plötzlich ein Geräusch, wie von vielem Hochwild, die Rüden schlugen an, er vertheilte schnell seine Knechte und legte einen Pfeil auf den Bogen. Das Geräusch näherte sich immer mehr, die Hunde winselten und schmiegten sich ängstlich an ihren Herrn an. Auf einem Sechzehnender von ungeheurer Größe kam ein schwarzer Jäger geritten. Er stieß in sein Hüfthorn, und ringsum erhob sich das wilde Geschrei der Jagd. Ganze Rudeln von Hirschen und Rehen sprangen aus dem Dickicht. Dem Ritter von Ranstall sträubten sich die Haare empor und ein Todesschauer rieselte durch sein Gebein. Jetzt ritt der schwarze Jäger auf ihn zu. Der Ritter, in der Angst seines Herzens, stieß in das Hüfthorn, um seine Knechte herbeizurufen, aber er that es mit solcher Gewalt, daß ihm die Adern sprangen und er todt zur Erde fiel. Auf der Stelle, wo sein Leichnam gefunden wurde, ließen seine Nachkommen eine Kapelle bauen und stifteten darin eine Pfründe.

44.

Der Zweikampf.

In der Reichsstadt Worms wurde ein Turnir ausgeschrieben. Dabei fand sich auch der Herr von Grevenstein ein mit seiner Tochter Bilhild, die den Preis austheilen sollte. Der Ritter von Wolfseck liebte die schöne Bilhild und hoffte auch den Dank aus ihrer Hand zu erhalten, denn an Leibesstärke und Gewandtheit mochten ihm wenige gleich kommen. Auch hatte er beim ersten Stechen bereits alle Gegner aus dem Sattel gehoben, als Kolb von Wartenstein in die Schranken ritt, und den Wolfsecker in den Sand warf. Dieser ergrimmte über den Schimpf, welcher ihm widerfahren, und gab vor, der Wartenberger habe Zauberei gebraucht. Kolb forderte den Gegner zum ehrlichen Zweikampfe. Der Tag erschien, welcher dazu anberaumt war, und alle in Worms anwesenden Herren, so wie eine zahllose Menge Volkes versammelten sich auf dem Platze. Der Ritter von Wolfseck hielt in den Schranken, allein der Wartenberger blieb aus, auch wollte ihn den Tag zuvor Niemand in Worms gesehen haben. Ein lautes Gemurmel erhob sich, und die Kampfrichter waren schon bereit, das Urtheil nach den Kampfgesetzen zu sprechen, und den Angeklagten für schuldig zu erklären, als ein Ritter in ganz schwarzer Rüstung, mit geschlossenem Visir daher sprengte. An dem Wappen auf seinem Schilde und an seiner Feldbinde, so wie an der edlen, hohen Gestalt, glaubte jedermann den Herrn von Warten-

berg zu erkennen. Er ritt in die Schranken, jedoch sein Gegner schien zu zaudern, und die ihm nahe standen, wollten ein Zittern an ihm bemerken. Endlich mußte er sich zum Kampfe bequemen. Als aber beide die Lanzen eingelegt hatten und auf einander los ritten, bäumte sich Wolfsecks Pferd, und warf seinen Reiter ab, mit solchem Ungestüm, daß ihm die Rippen zerbrachen. Der schwarze Ritter aber jagte mit Blitzesschnelle davon. Der Niedergeworfene gestand nun, daß er seinen Gegner Tags zuvor, als dieser spät durch den Wald geritten, habe ermorden lassen. Kaum war das Geständniß abgelegt, als seine Sinne sich verwirrten, und er in wilder Raserei seine Seele aushauchte.

45.

Die Burgfrau von Baden.

Rheinau gegenüber lag einst das feste Schloß Baden, von einem uralten Geschlechte bewohnt. Lutz von Baden, der im dreizehnten Jahrhundert lebte, führte lange ein wüstes Leben, bis er einst in einer Fehde so übel zugerichtet ward, daß er nur noch am Stabe gehen konnte. Er schien jetzt den Jugendrausch ziemlich ausgeschlafen zu haben, und heirathete ein Fräulein aus dem Thurgau. Kunigunde war, wenn auch keine der schönsten, doch gewiß eine der tugendreichsten Frauen ihrer Zeit; sie hielt streng auf Zucht und

gute Sitte im Hause, und half', wo sie nur konnte, der Armuth aus der Noth. Aus Erbarmen nahm sie eine adelige Jungfrau, Namens Amina, zu sich, deren Vater als Friedensbrecher geächtet worden war, und die jetzt keine Zuflucht wußte, als das Kloster, wozu sie jedoch wenig Neigung in sich verspürte. Amina war schön und verschlagen; sie gewann bald die Neigung des Burgherrn, der alles aufbot, ihre Gunst zu erwerben. Amina wußte das Netz so klug zu werfen, daß sich Lutz ganz darin verstrickte. Sie ließ ihn merken, daß sie nicht unempfindlich sei, betheuerte aber zugleich, sie werde ihr Herz nie verschenken ohne ihre Hand.

Von dem Ritter war der alte böse Geist zwar gewichen, aber er schlich noch immer in seiner Nähe herum, und harrte des Augenblickes, da er ihn wieder in seine Gewalt bekommen mochte. Dies geschah jetzt, und Lutz brütete bald über allerlei Anschlägen, um in den Besitz des schönen Fräuleins zu gelangen. Zuletzt faßte er den Gedanken, die treue Hausfrau heimlich aus der Welt zu schaffen, und verschob die Ausführung der schrecklichen That nur noch bis Kunigunde ihr Knäblein entwöhnte, welches sie selbst stillte. Dann wurde das Werk der Finsterniß so heimlich vollzogen, als möglich; die Burgfrau starb plötzlich an einem Steckfluß, wie man aussprengte, und wenige Monate nachher führte der Ritter Fräulein Amina zum Altare. Der kleine Hugo, welcher jetzt ohngefähr vierzehn Monate alt war, wurde den Händen einer Wärterin anvertraut. Diese kümmerte sich nicht sonderlich um die Pflege des Knaben; wenn er des Nachts weinte, so schlief sie ruhig fort, und stieß manchmal Scheltworte gegen das unschuldige Kind aus. Einst däuchte ihr, sie höre die Wiege gehen, worin das Kind schlief; sie richtete

sich auf im Bette, und gewahrte mit Schrecken eine weißgekleidete weibliche Gestalt, ganz der verstorbenen Kunigunde ähnlich, die an der Wiege saß, und das Knäblein schaukelte. Nach einer Weile nahm die weiße Frau das Kind auf den Schoos, drückte es an ihr Herz, legte es dann wieder in sein Bettlein und verließ das Gemach, als eben der Hahn den Tag ankündigte. Die Wärterin gab dem Ritter und seiner Gattin Nachricht von der Erscheinung. Lutz schalt sie eine Närrin, obgleich er sich bei der Erzählung eines geheimen Schauers nicht erwehren konnte, Amina aber gerieth auf den Verdacht, Kunigunde sei nicht wirklich vergiftet, sondern irgendwo eingesperrt worden, und habe Mittel gefunden, zu ihrem Söhnlein zu kommen. Von Argwohn und Zorn getrieben, nahm sie in der folgenden Nacht die Stelle der Wärterin ein. Eben schlug die Glocke zwölf, als der kleine Hugo zu wimmern anfing, und zugleich die weiße Gestalt in das Zimmer trat und sich an die Wiege setzte. Der Mond warf sein Licht durch das Fenster, und Amina erkannte Kunigundens Züge; sie sah todtenbleich aus, legte aber freundlich und mit mütterlicher Besorgtheit dem Kleinen die Kissen zurecht. Wüthend sprang Amina vom Lager und wollte die Gestalt beim Arme fassen, aber der Arm zerfloß unter ihrer Hand in Luft. Die weiße Frau erhob sich vom Sitze, und drohte ihr mit dem Zeigefinger, dann nahm sie das Kind und trug es im Gemache auf und ab. Amina's Blut gerann zu Eis. Zitternd floh sie, und als der Ritter des Morgens erwachte und nach ihr fragte, gab man ihm ein Brieflein folgenden Inhalts:

> **Ich habe Kunigundens Geist gesehen und gehe in ein Kloster, um für meine und Deine Sünden zu büßen. Thue desgleichen.**

In der Seele des Ritters erwachten alle Schrecken des Gewissens. Er übergab sein Söhnlein einem wackern Geistlichen zur Pflege und Erziehung, entsagte der Welt, und lebte als Einsiedler in einer Klause tief im wilden Gebirge.

46.

Die todte Braut.

Die Burg zu Lauf, eigentlich Neuwindeck genannt, soll vor ihrer Zerstörung lange unbewohnt gewesen seyn, wegen des Geisterspuks, der sich Tag und Nacht darin hören ließ. Zu dieser Zeit suchte ein junger Ritter, der in der Gegend fremd war, Herberg auf der Burg. Er hatte Mühe, in der nächtlichen Dunkelheit den Eingang zu finden. Im Schloßhofe stand hohes Gras, und sein Ruf verhallte schauerlich zwischen den einsamen Mauern. Endlich erblickte er in einem Zimmer der Burg ein Licht, und stieg die Treppe hinauf. Im alten Rittersaale saß ein Mägdlein an einem Tische und schien so vertieft in Gedanken, daß sie den Eintretenden nicht bemerkte. Sie war schön wie ein Engel, aber die Rosen ihrer Wangen schienen vom Kummer gebleicht. Auf den Gruß des Ritters sah sie auf und nickte mit dem Kopfe. Als er seine Bitte um ein Nachtlager vorgebracht, stand sie auf, holte Wein und Wildpret nebst mancherlei Geflügel herbei, und gab dem Frem-

den ein Zeichen, sich's schmecken zu lassen. Brod und Salz fehlten, er hatte aber nicht den Muth, darum zu bitten, denn es kam ihm alles gar unheimlich vor, besonders da die Jungfrau bis jetzt noch keine Silbe gesprochen. Bald regte aber der Wein die Lebensgeister des Ritters auf, und er begann ein Gespräch:

„Ihr seid wohl die Tochter dieses Hauses?"

Sie nickte mit dem Kopfe.

„Und Eure Eltern?"

Sie zeigte nach ein Paar Bildnissen an der Wand, und sprach mit leiser Stimme: ich bin die letzte meines Stammes.

Dem jungen Ritter gefiel die schöne Maid über die Maßen, und da er auch dem Kruge fleißig zusprach, so ging ihm das Herz immer mehr auf. Er war arm, und dachte, hier kannst du vielleicht Dein Glück machen.

Nach einigen Reden ergriff er ihre Hand und fragte, ob sie noch frei sei?

Sie bejahte es mit einem abermaligen Kopfnicken, und der Ritter machte ihr einen Heirathsantrag. Ihr Antlitz erheiterte sich jetzt; sie stand auf, nahm aus einer Schublade zwei Ringe und einen Kranz von Rosmarin, den sie in die schwarzen Locken heftete, dann winkte sie dem Ritter, ihr zu folgen. Er gehorchte nicht ohne Grauen, und hätte gern sein Wort zurückgehabt, aber in diesem Augenblicke traten zwei ehrwürdige Greise herein, festlich gekleidet, die ihn und die Jungfrau in die Mitte nahmen und nach der Burgkapelle führten. Dort standen mehrere Grabmäler, auf einem derselben lag ein Bischof aus Erz gegossen im kirchlichen Ornate. Die Jungfrau berührte die eherne Gestalt,

die sich schnell erhob und vor den Altar trat, auf welchem sich die Kerzen von selbst anzündeten. Die ehernen Züge des Bischofs schienen sich zu beleben, seine Auge glänzten wie ein Stern durch leichten Nebel, und er sprach mit tiefer, hohler Stimme:

Kurd von Stein, sagt, ob ihr die gegenwärtige Jungfrau, Bertha von Windeck, zu Eurem ehelichen Gespons ersehen habt?

Der Ritter bebte wie das Laub der Espe im Winde, das Wort erstarb auf seiner Zunge, und seine Sinne fingen an sich zu verwirren. Da hörte man das Krähen des Hahns in einem benachbarten Meierhofe, die ganze Versammlung verschwand, eine furchtbare Windsbraut fuhr durch die Kapelle, und schien die Burg aus ihrer Tiefe zu reißen. Der Ritter fiel ohnmächtig nieder, und als er wieder zu sich kam, lag er im hohen Grase des Schloßhofs und neben ihm sein treues Roß.

47.

Das Rockenweibchen.

Dem Schloß Eberstein im Murgthale kehrt ein hoher Fels den Rücken zu, und heißt darum nach alter Sprachweise, der Rockenfels. In einer unterirdischen Kammer des Felsens wohnte einst ein Bergweiblein, zwar nicht jung und

nicht schön, aber gar freundlich und dienstfertig über die Maßen. Sie kam oft des Abends in die Spinnstuben der umwohnenden Landleute, und erzählte dem jungen Volke seltsame Mähren; und wo sie war, wurden die Spulen noch so bald voll, und der Faden wurde noch so fein und gleich.

Damals lebte auf Eberstein ein Burgvogt, ein gar harter Mann; der zwang die Mägde im Frauenhaus Tag und Nacht zur Arbeit, und gönnte ihnen weder Ruhe noch einen Bissen Brodes. Unter den Mägden war eine junge, schmucke Dirne, Klara mit Namen, auf die hatte der Schloßgärtner seine Neigung geworfen, und sie liebte ihn gleichfalls. Weil sie aber eine Eigene war, durfte sie sich ohne des Vogts Einwilligung nicht verheirathen, und dieser wußte jedesmal, wenn ihn die jungen Leute mit Bitten bestürmten, eine Ausrede, um die Sache zu verzögern. Einst, als die Dirne recht flehentlich in ihn drang, sagte er mit höhnischem Lächeln, indem er die Dirne ans Fenster führte:

Siehst du dort drüben das Grab?

Ach, seufzte Klara, und das Wasser lief ihr über die blühenden Wangen, ach, es ist ja das Grab meiner Eltern.

Die Nesseln gedeihen recht gut auf dem Grabe, fuhr der Vogt fort. Ich habe mir sagen lassen, es lasse sich aus dieser Pflanze ein überaus zarter Faden spinnen, und darum will ich dir einen Vorschlag thun: Du spinnst mir aus jenen Nesseln ein Stückchen Leinwand, das gerade zu zwei Hemden reicht, aber nicht größer und nicht kleiner. Das eine wird dann dein Brauthemd, und in dem andern soll man mich begraben.

Mit diesen Worten ging er, boshaft kichernd, seiner Wege; die arme Dirne aber stand bestürzt da, und wußte

sich keinen Rath. In der Trauer ihres Herzens ging sie zum Grabe ihrer Eltern, und weinte und betete, daß es einen Stein hätte erweichen mögen. Da trat das Bergweiblein zu ihr, und fragte um die Ursache ihres Grams. Klara erzählte, was zwischen ihr und dem Vogt vorgefallen war. Das Gesicht des Bergweibleins verfinsterte sich; sei getrost, sagte es zu der Dirne, dir soll geholfen werden. Nach diesen Worten riß es die Nesseln auf dem Grabe aus, und trug sie hin über den Berg.

Kurze Zeit nachher jagte der Vogt in dem Forst über der Murg, und kam auch auf den Rockenfels, wo eben das Bergweiblein am Eingange seiner Höhle saß, und die Spindel recht wacker schnellte. Du spinnst dir wohl ein Brauthemd, Alte? sagte der Vogt.

Ein Brauthemd und ein Todtenhemd, zu dienen, Herr Vogt, versetzte das Mütterchen.

Du hast da einen schönen Flachs! den hast du mir gewiß gestohlen?

Mit nichten, versetzte das Bergweiblein: er ist drüben auf dem Grab des ehrlichen Gottfrieds gewachsen.

Diese Worte stachen dem Vogt ins Gewissen. Aengstlich kehrte er nach Eberstein zurück, und kämpfte mit sich selbst, ob er das Jawort zu Klarens Verbindung geben sollte oder nicht. Einige Tage vergingen, und er konnte zu keinem Entschlusse kommen. Gegen Abend, als er eben beim vollen Becher im Gemache saß, kam Klara, und trug in der Hand zwei zierliche Hemden.

Herr Vogt, sagte sie, was Ihr verlangt habt, ist geschehen. Hier sind zwei Hemden aus den Nesseln am Grabe meines Vaters, das eine für Euch und das andre für mich.

So will ich auch Wort halten, antwortete der Vogt, morgen soll deine Hochzeit seyn. Er sprach dies mit Lachen, aber in seinem Herzen war ein Bangen, und vor seinen Augen war es dunkel. Es war, als trieb ihn eine unsichtbare Hand, und so gab er Befehl zur Trauung des Gärtners mit Klaren, und versprach, sie in die Kirche zu begleiten. Aber am nächsten Morgen war er dem Tode nah, und als Klara und ihr Bräutigam den Segen des Priesters empfangen hatten und aus der Kirche zurückgingen, da läutete die Todtenglocke für den Burgvogt.

48.

Der Mummelsee.

Wir theilen hier einige Sagen vom Mummelsee mit, wie sie in dem bekannten Simplicissimus aufgezeichnet stehen, woraus sie auch die Brüder Grimm in ihre deutschen Sagen aufgenommen haben.

Im Schwarzwald, nicht weit von Baden, liegt ein See auf einem hohen Berge, aber unergründlich. Wenn man ungerad, Erbsen, Steinlein, oder was anders, in ein Tuch bindet und hineinhängt, so verändert es sich in gerad, und also, wenn man gerad hineinhängt, in ungerad. So man einen oder mehr Steine hinunterwirft, trübt sich der heiterste Himmel, und ein Ungewitter entsteht, mit Schloßen und Sturmwinden.

Da einst etliche Hirten ihr Vieh bei dem See gehütet, so ist ein brauner Stier daraus gestiegen, sich zu den übrigen Rindern gesellend, alsbald aber ein Männlein nachgekommen, denselben zurückzutreiben, auch, da er nicht gehorchen wollen, hat es ihn verwünscht, bis er mitgegangen.

Ein Bauer ist zur Winterszeit über den hartgefrornen See mit seinen Ochsen und einigen Baumstämmen ohne Schaden gefahren, sein nachlaufendes Hündlein aber ertrunken, nachdem das Eis unter ihm gebrochen.

Ein Schütz hat im Vorübergehen ein Waldmännlein darauf sitzen sehen, den Schoos voll Geld und damit spielend; als er darauf Feuer geben wollen, hat es sich niedergetaucht und bald gerufen: wenn er es gebeten, so hätte es ihn leicht reich gemacht, so aber er und seine Nachkommen in Armuth leben müßten.

Eines Males ist ein Männlein auf späten Abend zu einem Bauern auf dessen Hof gekommen, mit der Bitte um Nachtherberg. Der Bauer, in Ermangelung von Betten, bot ihm die Stubenbank oder den Heuschober an, allein es bat sich aus, in den Hanfräpen zu schlafen. Meinethalben, hat der Bauer geantwortet, wenn Dir damit gedienet ist, magst Du wohl gar im Weiher oder Brunnentrog schlafen. Auf diese Verwilligung hat es sich gleich zwischen die Binsen und das Wasser eingegraben, als ob es Heu wäre, sich darin zu wärmen. Frühmorgens ist es herausgekommen, ganz mit trockenen Kleidern; und als der Bauer sein Erstaunen über den wundersamen Gast bezeiget, hat es erwiedert: ja, es könne wohl seyn, daß seines gleichen nicht in etlich hundert Jahren hier übernachtet. Von solchen Reden ist es mit dem Bauer so weit in's Gespräch kommen,

daß es solchem vertraut, es sei ein Wassermännlein, welches sein Gemahel verloren und in dem Mummelsee suchen wolle, mit der Bitte, ihm den Weg zu zeigen. Unterweges erzählte es noch viel wunderliche Sachen, wie es schon in viel See'n sein Weib gesucht und nicht gefunden, wie es auch in solchen See'n beschaffen sei. Als sie zum Mummelsee gekommen, hat es sich untergelassen, doch zuvor den Bauer zu verweilen gebeten, so lange, bis zu seiner Wiederkunft, oder bis es ihm ein Wahrzeichen senden werde. Wie er nun ungefähr ein Paar Stunden bei dem See aufgewartet, so ist der Stecken, den das Männlein gehabt, sammt ein Paar Handvoll Bluts mitten im See durch das Wasser heraufgekommen und etliche Schuh hoch in die Luft gesprungen, dabei der Bauer wohl abnehmen können, daß solches das verheißene Wahrzeichen gewesen.

Ein Herzog zu Würtemberg ließ ein Floß bauen, und damit auf den See fahren, dessen Tiefe zu ergründen. Als aber die Messer schon neun Zwirnnetz hinuntergelassen und immer noch keinen Boden gefunden hatten, so fing das Floß, gegen die Natur des Holzes, zu sinken an, also daß sie von ihrem Vorhaben ablassen und auf ihre Rettung bedacht seyn mußten. Vom Floß sind noch Stücke am Ufer zu sehen.

49.

Die Entstehung des Klosters Frauenalb.

Im alten Zaberngau, der an den Kraichgau und Neckargau grenzte, lebte Graf Erchinger auf seinem Schloß Magenheim, später Monheim genannt. Zu diesem kam einst Herzog Friedrich von Schwaben, Albert von Zimmern, Bertold von Eberstein und andere Herren, um sich Kurzweil zu machen. Nahe bei Erchingers Schloß lag der Stromberger Wald, reich an allerlei Gewild. In diesem Walde ließ sich von Zeit zu Zeit ein ungemein großer Hirsch sehen, dessen aber der Graf und sein Jäger nie habhaft werden mochten. Als nun der Graf mit seinen Gästen bei Tische saß, meldete ein Diener, der große Hirsch sei neuerdings zum Vorschein gekommen. Des freute sich die Gesellschaft höchlich, und alle die Herren, welche da beisammen waren, und viele ihrer Leute gingen hinaus, den Hirsch zu fangen oder zu erlegen. Albert von Zimmern ritt getrennt von den Uebrigen und erblickte auf einmal den Hirsch, desgleichen ihm noch nie zu Gesicht gekommen war. Er verfolgte ihn mit großem Eifer durch die Wildniß, bis er ihn plötzlich aus den Augen verlor, und nun nicht wußte, wo er sich befand. Da begegnete ihm ein Mann von schrecklicher Gestalt, über dessen Anblick der von Zimmern erschrack, obgleich es ihm gar nicht an Muth gebrach. Er bezeichnete sich mit dem Kreuze; der Mann aber redete ihn an, und sagte: er möchte ohne Besorgniß seyn,

und ihm ruhig folgen, denn er sei gesandt, ihm wunderbare Dinge zu zeigen. Albert willigte ein, und der Mann ging vor ihm her, bis sie zum Walde hinauskamen. Da däuchte es jenem, er befinde sich in einem lustigen Wiesengrunde, und vor ihm stand ein prächtiges Schloß, wie er nie eines gesehen. Als er sich mit seinem Führer dem Schlosse näherte, kamen ihm viele Diener entgegen, aber keiner sprach ein Wort, sondern still nahmen sie ihm das Pferd ab. Sein Wegweiser sagte darauf zu ihm: er solle sich nicht wundern über das Schweigen dieser Leute, auch nicht mit ihnen reden, sondern nur ihm folgen, und thun, wie er ihm weisen würde. Sie traten hierauf in das Schloß, und wurden in einen großen, schönen Saal geführt, wo ein vornehmer Herr mit seinen Hofleuten bei der Tafel saß. Sie standen vor Albert alle auf und neigten sich vor ihm, und setzten sich dann wieder zum Essen und Trinken. Albert hatte sein bloßes Schwert in der Hand, und wollte selbiges durchaus nicht von sich legen. Er betrachtete mit Verwunderung die ungemein kunstreichen silbernen Gefäße, und sah, wie man Speisen auf- und abtrug, doch alles im tiefsten Schweigen.

Nachdem er lange so gestanden hatte, und die an der Tafel sich weiter nicht um ihn zu bekümmern schienen, winkte ihm sein Führer, sich zu entfernen. Albert bückte sich gegen die Gesellschaft, die es erwiederte, und ging mit dem Manne, der ihn begleitete, hinaus in den Hof, wo einige Diener sein Pferd hielten. Sie setzten ihm den Bügel zurecht, und kehrten, als er aufgestiegen war, ohne ein Wort zu sagen, in das Schloß zurück. Der Mann führte ihn nun wieder über den Weg, den sie gekommen waren, nach dem Stromberger Walde. Albert befragte den Führer über das Schloß,

und was er daselbst gesehen. Da gab ihm das Gespenst zur Antwort: Der Herr an der Tafel war ehemals Dein Oehm, Friedrich von Zimmern, der gar tapfer wider die Ungläubigen gestritten. Da er aber auch seine Unterthanen sehr drückte, und wir, seine Diener, ihm getreulich dazu verhalfen, ihren sauern Schweiß zu erpressen, so müssen wir nun gerechte Strafe leiden, bis Gott es anders fügen wird. Ich mache Dir dies offenbar, damit Du nicht Dein Leben mit ähnlicher Schuld beladest. — Schlage nun den Weg ein, er bringt Dich zu Deinen Freunden; doch thue vorher noch einen Blick rückwärts, damit Du siehst, wie sich der Glanz in Elend verwandelt.

Nach diesen Worten verschwand das Gespenst; Albert aber drehte sich um, und sah, wo das Schloß gestanden, nichts als Feuer und Flammen, und vernahm ein lautes Wehklagen, welches aus den Flammen hervorging. Von Angst ergriffen, jagte er nach Monheim zurück, wurde jedoch von Herzog Friedrich und den Uebrigen nicht gleich wieder erkannt, denn sein Haar und Bart waren ganz weiß geworden. Er erzählte, was ihm begegnet, und bat Erchingen um die Erlaubniß, auf der Stelle, wo er die Erscheinung gehabt, eine Kirche bauen zu dürfen. Erchingen gewährte die Bitte augenblicklich, und Bertold von Eberstein, der mit zugegen war, that zugleich ein Gelübde, im Albthal ein Frauenkloster zu bauen, und stiftete hierauf das Kloster Frauenalb.

50.

Die Belagerung von Eberstein.

Im Jahre 938 hat Kaiser Otto, als er im Elsaß wider Herzog Gieselbert in Lothringen gestritten, nach Eroberung der Stadt Straßburg das Schloß Eberstein belagert, und durch seine Obristen die Belagerung auch anderthalb Jahre beharret, aber doch nichts fruchtbarliches verrichtet. Derhalben einer aus den Obristen dem Kaiser einen Hof und Turnier gen Speier auszuschreiben gerathen, zu dem Ende, daß nicht zu zweifeln, die Grafen von Eberstein, als tapfere Ritter, würden sich dahin verfügen, und dem Ritterspiel beiwohnen, in deren Abwesen aller Ernst und Fleiß fürzuwenden, daß die Vestung möcht erobert und eingenommen werden. Kaiser Otto hat ihm diesen Fürschlag lassen gefallen, und in's Werk gerichtet. Als nun der Kaiser und andere Fürsten und Herrn zum Turnier zu Speier erschienen, haben sich drei Grafen von Eberstein auch eingestellt, und die Beschirmung der Burg andern anvertraut. Den ersten Tag des Turniers hat man zu Abend einen Tanz in Gegenwart des Kaisers angestellt, und bevorab den Grafen von Eberstein guten Willen und Ehre erzeigt, und bestellt, daß sie mit Vortänzen vor andern geehrt worden. Es hat sich aber zugetragen, daß eine edle Jungfrau, deren des Kaiserl. Obristen Anschlag zu Ohren gekommen, im Tanzen, mit kurzen Worten in geheim denselben dem Einen von Eberstein eröffnet. Nach vollendetem Tanz haben sich die Brüder zusam-

mengezogen, mit einander berathschlagt, was ihnen zu thun seyn wolle, und sich verglichen, alsbald ins geheim abzuziehen. Damit aber dem Kaiser ihr Vorhaben nicht unzeitig verkundschaftet oder verdächtig wurde, haben sie 100 Goldgülden ausgeboten, Morgens mit andern darum zu turnieren, oder so viel von dem, der würde unterliegen, dazu zu gewinnen, und solch Geld bei dem Frauenzimmer zu mehrerer Bestätigung ihres Anwesens deponirt; hernach sich noch desselben Abends aus der Stadt über Rhein, und mit großer Eile in ihre Burg begeben, und die Sache eben also bewendet gefunden, inmaßen sie dessen die edle Jungfrau berichtet, dann die Kaiserlichen denselben Tag die Vestung mit großem Ernst, aber doch nochmals vergeblich zum Sturme angelaufen. Als nun folgenden Tags der bestimmte Turnier wieder angegangen, und die von Eberstein nicht erschienen, hat der Kaiser vermerket, daß ihnen sein Anschlag verkundschaftet, und aus seines Obristen Botschaft vernommen, daß man den Sturm mit großem Schaden seines Volks verrichtet, und starken Widerstand erlitten. Dieweil dann der Kaiser viel Zeit und Volk verloren, und deren von Eberstein treffliche Tugend genugsam erfahren, ist er zu Rath worden, sich mit ihnen zu versöhnen, dieselben mit Freundschaft ihm verpflichtet zu machen, und zu deren Bestätigung seine Schwester Hedwig, König Heinrichs Tochter, dem jüngern Grafen Eberhard von Eberstein zu vermählen. Demnach er nun solch sein Gemüth und Fürhaben gedachten Grafen durch Botschaft zu vernehmen gegeben, haben sie sich solcher anerbotener Gnade und Freundschaft höchlich erfreut, solche mit höchstem Danke beliebt, und ist das Beilager in Sachsen gehalten worden.

51.

Peter von Staufenberg.

Peter Dirminger, der auf seiner Burg Staufen in der Ortenau wohnte, und auch Herr von Staufen hieß, kehrte einstmals von der Jagd heim. Es war schon um die Abenddämmerung, als er gegen das Dorf Nußbach kam, und da er müde und durstig war, ging er zu einem Brunnen, der seitwärts vom Wege stand, und von alten Eichen beschattet wurde. An der Quelle saß eine schöne Jungfrau im weißen Gewande, die seinen Gruß sittsam erwiederte, und ihn beim Namen nannte. Der Ritter war verwundert, und fragte, wer sie sei nnd woher sie ihn kenne. Ich wohne ganz nahe, antwortete sie, und habe Euch manchmal gesehen, wenn Ihr mit Euern Jägern hier an der Quelle einen Trunk schöpftet, und da hört' ich denn auch von Euern Begleitern Euern Namen nennen.

Der Ritter von Staufen, der noch jung und unverheirathet war, fand Wohlgefallen an der schönen Jungfrau und ihrem klugen Gespräche, und die Liebe bemeisterte sich seines Herzens.

Die folgenden Tage um dieselbe Stunde ging er jedesmal zu dem Brunnen, aber die Unbekannte ließ sich nicht sehen. Am Abend des vierten Tages, als er fast schwermüthig an dieser Stelle saß und sich mit dem Rücken an eine Eiche lehnte, vernahm er einen ungemein lieblichen Gesang, der aus dem Brunnen zu kommen schien. Er stand

auf und sah sich sorgfältig nach allen Seiten um, konnte aber niemand entdecken, und auch die Stimme schwieg. Eben wollte er seinen Platz unter der Eiche wieder einnehmen, in Erwartung, die unsichtbare Sängerin werde sich noch einmal hören lassen, da sah er die Jungfrau auf dem Steine sitzen, auf welchem er zuvor gesessen hatte. Sie schien fröhlichen Muthes, denn auf alle seine Fragen gab sie ihm keinen rechten Bescheid, ondern antwortete jedesmal mit einem Scherze, wodurch der Ritter in nicht geringe Verlegenheit gerieth. Dabei war sie aber so einnehmend, daß er seinem Herzen keine Gewalt mehr thun konnte, sondern ihr seine Liebe gestand. Sie wurde nachdenkend, und beschied ihn auf den nächsten Morgen vor Sonnenaufgang an den Brunnen.

Der Ritter fand sich an dem bestimmten Orte ein, als kaum die Sterne zu erblassen anfingen. Mit dem ersten Morgenlicht trat die Jungfrau aus dem Gebüsch hervor, in aller Huld und Schönheit, so daß der Ritter meinte, es stehe ein überirdisches Wesen vor ihm. Um ihre blonden Locken, die vom Thau feucht schienen, hing ein Kranz von blauen Kornblumen, und ihre Brust schmückten zwei Rosenknospen. Sie sah den Ritter mit dem hellen, reinen Blick der Unschuld an, er aber wußte kein Wort hervorzubringen. Endlich ergriff er doch ihre Hand, und redete von seiner Liebe. Da bat sie ihn, sich neben sie zu setzen, und sagte:

Ich bin keine von den Töchtern der Menschen, sondern eine Wasserjungfrau, die man auch Mümmelchen oder Wasserfeien nennt. Wir geben unsere Liebe nicht ohne unsere Hand und unsre Hand nicht ohne unsere Liebe. Aber merkt wohl auf, Herr Ritter! Wenn Ihr Euch mit mir verbindet, so muß Eure Treue rein bleiben, wie diese Quelle, und fest,

wie der Stahl Eures Schwertes. Untreue brächte Euch den Tod und mir unendlichen Jammer; denn wie unsere Liebe immer dauert, so auch unser Schmerz.

Der Ritter schwur hoch und theuer, daß es ihm eben so unmöglich sei, ohne sie zu leben, als ihr je untreu zu werden. Die Jungfrau reichte ihm jetzt einen kostbaren Ring dar, und er drückte sie liebevoll an seine Brust, und sprach von der anmuthigen Lage seiner Burg, und wie sie dort leben wollten in Friede und Freude. Es wurde der Tag verabredet, an welchem er sie heimführen wollte als seine Hausfrau. Der Morgen dieses Tages erschien. Als der Ritter aus seinem Schlafgemache in den Saal trat, erblickte er auf einem Tische drei kunstreich geflochtene Körbchen, das eine mit Gold, das andere mit Silber und das dritte mit Edelsteinen mancher Art angefüllt. Es war die Morgengabe seiner Braut. Diese erschien bald darauf, von mehreren Gespielinnen begleitet, und die Trauung sollte vor sich gehen. Die Jungfrau verlangte den Ritter noch vorher allein zu sprechen; sie führte ihn in ein Nebengemach, und sagte: Bedenkt noch einmal, Herr Ritter, was ihr thut. Wenn je Euer Herz gegen mich erkaltet und warm wird für eine andere, so seid Ihr verloren, und es wird ein Zeichen geschehen Eures nahen Verderbens. Von mir werdet Ihr nichts mehr zu sehen bekommen, als diesen meinen rechten Fuß.

Der Ritter fiel ihr um den Hals, und wiederholte die Betheuerungen trunkener Liebe. Die Trauung geschah jetzt, und dieser Tag, so wie viele folgende, gingen in Lust und Heiterkeit vorüber. Die junge Frau schien mit jedem Morgen herrlicher aufzublühen, und es war noch kein Jahr verflossen, als sie den Ritter mit einem schönen Knaben beschenkte.

Bald darauf entzündete sich ein schwerer Krieg im Frankenreiche. Peter von Staufenberg besaß Muth und Ehrbegier, und er wollte neben der Liebe auch Ruhm gewinnen. Die Gattin hielt es nicht für ziemlich, ihn von der Waffenbahn zurückzuhalten; doch ließ sie ihn in der Scheidestunde mit schwerem Herzen aus den Armen los, und beschwor ihn weinend, ihrer und des Säuglings an ihrer Brust nicht zu vergessen.

Peter zog nun mit einem Haufen Reisiger über den Rhein und begab sich unter die Fahnen eines fränkischen Herzogs. Schon im ersten Treffen zeigte er die Kraft seines Armes und seine Klugheit auf eine Weise, die ihm die Gunst des Herzogs erwarb; in einer Feldschlacht rettete er diesem das Leben, und hatte großen Antheil an dem Siege, der zum schnellen Frieden führte. Der Herzog bewies sich dankbar — er bot dem wackern deutschen Ritter die jüngste und schönste seiner Töchter zur Gattin an. Peter war nicht gleichgültig gegen ihre Reize und noch weniger gegen die Ehre, mit einem Fürstenhause in Verwandtschaft zu kommen, doch war er auch nicht unredlich genug, seine Verheirathung zu verschweigen. Er erzählte offenherzig, wie alles dabei zugegangen Der Herzog schüttelte den Kopf, und sagte, hier habe der böse Geist sein Spiel; der Ritter sei mit einem gespenstischen Wesen verbunden, und um seiner Seele willen müßte er sich von einem solchen Bande zu befreien suchen. Der Hofkaplan, der jetzt gerufen wurde, erklärte dasselbe, und versicherte, sobald der Ritter den Segen der Kirche und eine christliche Gattin von der Hand des Priesters empfange, werde der Zauberspuk verschwinden. Peter ließ sich leicht bereden, und verlobte sich mit der schönen Fürsten-

tochter. Die Trauung sollte nach vierzehn Tagen statt haben. Den Abend zuvor langte einer seiner Knechte von Staufen bei ihm an, mit der Botschaft, seine Gattin und sein Kind seien plötzlich von der Burg verschwunden. Peter erkundigte sich nach den Umständen, und erfuhr, daß dies am nämlichen Tage und zur nämlichen Stunde geschehen, da er seine neue Verlobung gehalten. Nun wurde er fast noch in dem Glauben an eine gespenstische Täuschung bestärkt, und ging des andern Tages mit ziemlich leichtem Herzen zur Trauung, die auf einem Lusthause geschah. Als die Gesellschaft fröhlich bei der Tafel saß, und auch der Ritter guter Dinge war, sah er von ohngefähr nach der Wand des Zimmers, und in diesem Augenblicke kam ein niedlicher Frauenfuß aus der Wand hervor. Der Ritter rieb sich die Augen, ob er auch recht sehe, doch die Erscheinung blieb eine geraume Zeit. Da überlief es ihn kalt und warm, und große Schweißtropfen hingen an seiner Stirne, denn er gedachte der Warnung, welche ihm die Wasserjungfrau gegeben. Er that sich Gewalt an, und leerte eifrig den Becher, um seiner Bangigkeit Herr zu werden, welches ihm in etwas gelang. Gegen Abend brach die Gesellschaft aus dem Lusthause nach dem herzoglichen Schlosse auf — der Weg ging über eine Brücke; aber Peter, der zu Pferd war, ritt durch den sehr seichten Fluß. Kaum befand er sich in dessen Mitte, da kochte und schäumte das Wasser, wie beim Meeressturm, haushoch schlugen die Wellen empor, und über dem Haupte des Ritters zusammen; sein Roß fing an zu scheuen und sich zu bäumen — wild warf es seinen Reiter ab, und sprang an's Ufer. — Furchtbarer tobte jetzt der Strom noch einen Augenblick lang, aber plötzlich wurde er ruhig, wie von unsichtbarer

Macht gebändigt — das Wasser floß still und klar dahin — der Ritter von Staufen war verschwunden, und auch sein Leichnam konnte nicht mehr gefunden werden.

52.

Die Felsenhöhle.

Nach der ehemaligen Abtei Allerheiligen geht von Oberachern aus der Weg durch ein wildes Thal. Nicht weit davon liegt, an einer einsamen Waldstelle, ein mächtig großer Fels, der durchaus wie eine alte Kirche gestaltet ist. Nach einer dunkeln Sage war dies eine der ersten christlichen Kirchen der Gegend, und von einem edlen Alemannen gestiftet worden. Er hinterließ sieben Töchter, welche eben so schön als fromm waren, und auf der väterlichen Burg in Stille und Eingezogenheit lebten. Es war um die Zeit, als der Hunnenkönig Attila mit seinem furchtbaren Heere an den Rhein kam, um nach Gallien zu gehen. Er ließ eine Menge Flöße verfertigen, auf welchen der Rheinübergang geschehen sollte. Von den Schaaren, die ausgeschickt wurden, das nöthige Holz herbeizuschaffen, kam eine durch Zufall auf die Burg, auf welcher die sieben Schwestern wohnten. Diese rauhen Krieger ehrten eben so wenig die Tugend als die Wehrlosigkeit, und ließen ihren frechen Begierden freien Zügel. Die Jungfrauen sahen hier nur die Wahl zwischen Tod und Schande; auch

waren sie bereits im Augenblick entschlossen, den ersten vorzuziehen, als ein alter, treuer Diener ihnen rieth, gegen Abend durch einen unterirdischen Gang nach der Kirche zu flüchten, welche ihr Vater erbaut hatte. Er wollte bis dahin die ungeschlachten Gesellen beim Trunke festhalten, und meinte, sie würden's doch nicht wagen, das Haus des Herrn zu entweihen.

Die sieben Schwestern nahmen den guten Rath dankbar an, und erreichten auch glücklich die heilige Stätte; aber ein treuloser Knecht, der ihre Flucht entdeckt hatte, verrieth den Hunnen das Geheimniß. Diese stürzten voll Wuth nach der Kirche; als sie aber die Thüre verschlossen fanden, fällten sie im Walde eine junge Tanne, und hieben die Krone und Aeste davon ab, um mit dem Stamme die starke eichene Pforte zu sprengen. Die Arbeit war in einer Stunde vollendet, und mit wildem Hohengeschrei eilte die freche Rotte, das ruchlose Vorhaben in Ausführung zu bringen. Sie kamen bald an Ort und Stelle, allein der Eingang in die Kirche war nicht mehr zu finden. Auch die Fenster und überhaupt jede Oeffnungen waren verschwunden. Wohl stand die Kirche noch da, doch als ein dichter Fels, und leis und schauerlich tönte daraus hervor ein Sterbegesang. Noch vernimmt bisweilen der einsame Bergbewohner in stillen Nächten liebliche Stimmen, die aus dem Stein zu kommen scheinen, aber keine Furcht erregen, sondern das Gemüth mit einem frommen Sehnen erfüllen.

53.

Die Odilienhöhle bei Freiburg.

Odilie, die Tochter des Elsassischen Herzogs Attich, war im Kloster zu Meienfeld erzogen worden, und hatte früh in ihrem Herzen gelobt, den Schleier zu nehmen. Sie kam einst aus dem Kloster an das Hoflager ihres Vaters, und ihre Schönheit wurde für viele Herzen gefährlich. Bald fanden sich einige Herren ein, die um ihre Hand warben, und darunter war auch ein vornehmer Alemanne, der dem Herzog wohl gefiel, weswegen er darauf bestand, seine Tochter sollte diesem ihr Jawort geben. Odilie aber gedachte ihres Gelübdes, und da der Herzog immer dringender wurde, und sie keinen andern Ausweg mehr sah, beschloß sie, die Flucht zu ergreifen. Sie legte ihre kostbaren Gewänder ab, zog ein ärmliches Kleid an, und kam so glücklich an den Rhein, wo ein Schiffer sie alsbald an's andere Ufer brachte. Ihre Flucht blieb nicht lange verborgen, und der Herzog sandte seine Leute auf allen Straßen aus, um die Flüchtige einzuholen. Er selbst setzte sich zu Pferd, und schlug zufällig den Weg ein, welchen Odilie genommen hatte. Der Fährmann, welcher sie übergeschifft, beschrieb ihre Gestalt so genau, daß dem Vater kein Zweifel blieb, und er ließ sich und sein Gefolge ohne Verzug an's rechte Ufer übersetzen.

Odilie hatte bereits die Hälfte eines Berges erstiegen, von welchem man das Rheinthal überschauen konnte. Abgemüdet von der Angst und dem ungewohnten Wege, setzte

sie sich auf ein Felsenstück, und erhob den Blick zum Himmel und faltete die Hände im stillen Gebete. Kaum hatte sie einige Augenblicke so gesessen, und neue Kräfte und neuen Muth gesammelt, als sie ein Geräusch hörte. Ein Trupp Reiter kam den Berg herauf, und Odilie erkannte die Farbe ihres Vaters. Sie sprang auf, und eilte dem Dickicht der Höhe zu, um sich dort verbergen zu können. Im Anfange gab die Furcht ihren Schritten Flügel, doch allmälich wich ihre Kraft, und sie war nahe daran, erschöpft niederzusinken. Ein Fels, um welchen hin der Pfad führte, verbarg sie noch den Augen der Verfolger. Zitternd streckte Odilie die Arme zum Himmel, und flehte um Rettung. Da that plötzlich der Fels sich von einander, sie trat hinein, und er schloß sich hinter ihr.

In diesem Augenblicke vernahm sie das Getrappel der Rosse und die Stimme ihres Vaters, der sie beim Namen rief. Mein Vater! antwortete Odilie; und mit Verwunderung hörte Attich die Stimme seiner Tochter aus dem gediegenen Fels klingen. Odilie! rief er noch einmal; und ihn faßte ein Grauen, als ihre Worte wieder aus dem Gesteine hervordrangen.

Ihr verfolgt den, der mich schützt, sagte Odilie, und erzählte, was ihr begegnet war. Da erkannte Attich den Willen des Herrn, und schwur, das Gelübde seines Kindes zu ehren, und für sie auf Hohenburg ein Kloster zu erbauen.

Jetzt öffnete sich der Fels wieder, und Odilie trat hervor, wie von einem Glanze des Himmels umgeben, und sank an die Brust ihres Vaters.

Der Fels aber blieb offen von dieser Stunde, und in der Höhle, welche Odilien verborgen, entsprang ein klarer,

frischer Quell, der mit Heilkraft begabt war für kranke Augen.

Häufig wird noch jetzt diese Höhle aus der Umgegend besucht, und Odiliens Name lebt im Munde des Volkes, wie in der Geschichte.

51.

Der Jäger.

In einer wilden, einsamen Gegend des Schwarzwaldes sieht man noch das verbröckelte Gemäuer einer alten Burg, deren Namen verloren gegangen. Doch hat sich davon folgende Sage erhalten. Der letzte Bewohner des Schlosses war ein reicher Graf, der jedoch, außer dem Waidwerk, keine Lust kannte und keine Beschäftigung. Er hegte das Wild in seinen Forsten so treulich, daß es die Felder der umwohnenden Bauern gänzlich verwüstete, und viele derselben Hungers starben. Einst, am Vorabend eines kirchlichen Festes, trieb er sich wie gewöhnlich bis tief in die Nacht im Walde herum, und verirrte von seinem Gefolge. Umsonst war er bemüht, einen Pfad zu entdecken; die Wildniß wurde immer graulicher, und ihm blieb zuletzt kaum noch so viel Kraft, sich durch das dichte Gestrüpp durchzuarbeiten. Endlich, um Mitternacht, gelangte er auf einen freien Platz mitten im Forste, wo er sich auf den Rasen niederwarf, um auszurasten. Es

rauschte etwas durch's Gebüsch daher — er griff nach seinem Jagdspieß, doch seine Hunde begannen gar ängstlich zu winseln, und als das Geräusch näher kam, sprangen sie heulend in das Dickicht. Dem Grafen, so keck er sonst war, kam die Sache doch seltsam vor, zumal da jetzt ein stattlicher Mann, einen Bogen in der Hand und ein Hüfthorn an der Seite, keuchend und stöhnend aus dem Walde gelaufen kam. Hinter ihm drein ritt ein großer Schwarm von Todtengerippen, alle auf gewaltigen Sechzehnendern. Der Mann suchte ihnen zu entrinnen, aber wohin er sich auch wenden mochte, von allen Seiten kam ihm ein Trupp von solchen Reitern entgegen, und sie jagten ihn wohl eine Stunde lang auf dem Platze her und hin, bis der Graf in der Angst seines Herzens laut den Namen des Erlösers anrief, worauf die Gerippe auf den Hirschen alsbald verschwanden. Der Mann aber, den sie gejagt hatten, trat zu dem Grafen und sagte:

Ich bin Dein Aeltervater, und habe wie Du mein Leben lang Wild und Menschen gequält. Wohl hundert arme Kerle, die in meinem Wildbann frevelten, ließ ich lebendig auf Hirsche schmieden, und die Thiere dann durch Hunde verfolgen, bis sie irgendwo niederstürzten, und der Unglückliche, den sie trugen, unter langen Qualen sein Leben verhauchen mußte. Zur Strafe irre ich jetzt in meinen Wäldern umher, und jegliche Nacht verfolgt mich der Schwarm meiner Gemordeten, und ich dulde tausendfach, was ich an ihnen verübt. Gehe nach Haus, und sei menschlicher, als ich war.

Bei diesen Worten verschwand die Erscheinung. Der Graf aber war so vom Schreck ergriffen, daß er sich nicht mehr von der Stelle bewegen konnte. Erst am Morgen fan-

den ihn seine Leute, allein so entstellt in jedem Gesichtszuge, daß sie ihn kaum mehr erkannten. Sie wollten ihn nach der Burg zurückführen; da that er ihnen seinen Entschluß kund, an dem Orte, wo sie ihn gefunden, eine Klause zu bauen. Bis diese fertig seyn würde, wollte er in einer nahen Höhle wohnen. Seine bewegliche Habe ließ er unter die Armen ausschreiben und alle Zugänge in seine Burg vermauern, damit kein menschliches Wesen sie mehr betreten könne, und der Name seines Geschlechts verschwinden solle unter den Menschen.

55.

Der Köhler.

Im Gebirge, ohnfern der Stelle, wo die Burg Zähringen steht, lebte in uralter Zeit ein Köhler mit seinem Sohne. Sie nährten sich redlich von ihrem Gewerbe, doch hatte der Sohn kein sonderliches Gefallen daran, denn seit er einmal am Hoflager des Herzogs die stattlichen Ritter und die schöngeschmückten Frauen bei einem Kampfspiele gesehen hatte, war sein Sinn nach etwas Höherem gerichtet, und er bat seinen Vater oft, ihn bei einem wackern Ritter in Dienst treten zu lassen. Der Alte mochte jedoch von solchen Dingen nichts hören, und fertigte den Jüngling jedesmal mit dem Sprüchlein ab, der Mensch müsse nie über seinen Stand hinausstreben.

Eines Tags, als beide, wie häufig geschah, über diese Sache in einen kleinen Zank gerathen waren, kam ein alter Mönch des Wegs daher. Nachdem er die Ursache des Zwists vernommen, betrachtete er den Jüngling gar aufmerksam, ergriff die Hand desselben, als wollte er aus den Linien etwas herauslesen, und sagte alsdann freundlich, indem er ihm seinen Segen gab: mit Gott! dies sei Dein Wahlspruch, mein Sohn. Er zeigte hierauf dem alten Köhler einen Platz, dort sollte er fürder seine Kohlen brennen. Der Köhler that nach den Worten des Mönchs, und gleich nach dem ersten Brande fand er dort einen großen Klumpen geschmolzenen Silbers. So geschah es auch die folgenden Male, und der Köhler sammelte nach und nach einen großen Schatz, den er sorgsam in einer Felsenhöhle verbarg.

Um diese Zeit trug sich's zu, daß der Herzog in einen unglücklichen Krieg verwickelt wurde, und sich zuletzt genöthigt sah, mit seiner Gemahlin und seinen Kindern und wenigem treuen Gesinde eine Zuflucht in der Wildniß auf dem Kaiserstuhl zu suchen. Es wäre ihm leicht gewesen, einen neuen Herrhaufen zu sammeln, und den Feinden die Spitze zu bieten, allein er mangelte des Geldes, und mußte nun mit den Seinigen Noth und Ungemach ertragen. Das hörte der alte Köhler, und sagte zu seinem Sohne: Geh hinüber auf den Kaiserstuhl, und biete dem Herzog unsern Schatz an und Deinen Arm. Der Jüngling gehorchte mit Freuden, und der Herzog war eben so erstaunt als gerührt über dieses Anerbieten. Er rief seine Gemahlin und seine Kinder, und stellte ihnen den Jüngling vor. Mit dem Schatze wurden nun in der Stille Söldner geworben, und der Herzog überfiel seine Feinde, die sich schon sicher glaubten im Besitz

des Landes, ganz unerwartet. Der junge Köhler führte sein Schwert bei dieser Gelegenheit so kräftig, daß er viel zum Siege beitrug. Noch schöner bewährte sich seine Tapferkeit in einem zweiten Treffen, wo er den feindlichen Heerführer gefangen nahm, und dadurch dem Krieg ein Ende machte. Der Herzog bewies sich höchst dankbar; er machte den jungen Köhler zum Herrn großer Ländereien, und gab ihm seine Tochter zur Gemahlin.

Der Verfasser der alten Freiburger Chronik erzählt diese Sage, mit einigen Abänderungen, und macht — historisch unstatthaft — den jungen Köhler zum Erbauer des Schlosses Zähringen.

56.

Der Klingel.

So heißt eine kleine Kapelle, die hinter Gernsbach am hohen Murgufer steht, wo der Weg auf das Schloß Neueberstein führt. In uralter Zeit standen hier graue Eichen, unter denen eine heidnische Wahrsagerin ihre Wohnung hatte; als später das Christenthum in der Gegend sich ausbreitete, baute an der Stelle ein Einsiedler sich ein Häuschen, und richtete daneben ein Kreuz auf. Einmal in tiefer Nacht hört er eine klagende Stimme. Alsbald zündet er eine Kienfackel an, und geht hinaus. Da erblickt er unter einem Baum ein junges, schönes Weib in einem Gewande, welches ihre

Reize nur schwach verbirgt. Die langen dunklen Locken fielen auf die Schultern und bis an die Hüften, und in der Hand hielt sie einen Stab, in welchem allerlei Zeichen eingekerbt waren. Die Nacht ist kalt, sagte sie, gib mir ein Obdach in Deiner Hütte: Der Klausner wollte ihre Bitte gewähren, aber sie weigerte sich, ihm zu folgen, bevor er das hölzerne Kreuz weggeschafft hätte. Der Mann erschrack anfangs ob solchem Begehren, aber die Schönheit des Weibes entzündete sein Herz, und im Kampfe mit sich selbst, sprach er ein leises Gebet. Da plötzlich hörte man ein Glöcklein klingen, und im Nu war die weibliche Gestalt verschwunden. Das Göcklein tönte noch immer fort, und der Einsiedler ging jetzt der Stelle nach und fand das Glöcklein im Gebüsche. Er baute alsbald eine Kapelle aus Baumrinden, und hing es hinein, und davon hat der Ort seinen Namen erhalten.

57.

Die silberne Glocke.

Im Brisgau, bei dem Dorfe Hecklingen, sieht man noch die Ruinen der Burg Lichteneck. Einst lebte auf der Burg eine fromme Wittwe, die ließ eine Kapelle bauen, auf der Stelle, wo in alter Zeit ein heidnischer Tempel gestanden. Beim Graben der Fundamente entdeckten die Arbeiter viele silberne Münzen und Gefäße. Davon ließ die Wittwe ein

silbernes Glöcklein gießen, und verordnete, daß es nie geläutet werden sollte, als in der Christnacht.

Bei einem Kriege näherten sich die Feinde auch der Burg Lichteneck, da wurde das Glöcklein in den Schloßbrunnen geworfen, damit es nicht geraubt werden möchte. Aber die Feinde zerstörten die Burg, und verschütteten den Brunnen. Seitdem hört man noch in der Christnacht das Glöcklein aus der Tiefe herauf klingen.

58.

Die Lindenkirche.

An der Straße, die nach Basel führt, nicht weit von dem Bade Hub und der Burg Windeck, sieht man eine freundliche Wallfahrtskirche, zu der Linde genannt. Den Namen hat sie von einer uralten Linde, die wenige Schritte von der Kirche steht. In alter Zeit soll das Madonnenbild, welches jetzt auf dem Hauptaltare der Kirche aufgestellt ist, in einer Blinte des Baumes gestanden haben. Es geschah nun, daß ruchloses Gesindel die Gegend überschwemmte und Kirchen und Bilder zerstörte, da wuchs plötzlich die Rinde wieder über die Blinte, als wenn nie etwas davon herausgeschnitten worden wäre, und das Madonnenbild blieb im Baume eingeschlossen und jeglichem Auge verborgen, bis Friede und Ordnung wiederkehrten. Ein Hirtenmädchen, das in

die Nähe der Linde seine Heerde trieb, vernahm einen lieblichen Gesang, unwissend, woher die Töne kommen möchten. Als es aufmerksamer wurde, schienen sie aus dem Baume hervor zu klingen. Am zweiten und dritten Tage geschah dasselbe, und nun erzählte sie ihrem Vater, was sie gehört. Dieser meinte, das könne ein Blendwerk seyn, und von einem bösen Geiste herrühren. Er nahm seine Holzart, um den Baum zu fällen, als er aber kaum die Rinde berührte, fiel der Theil ab, welcher die Blinte bedeckt hatte, und das Madonnenbild stand vor ihm. Die Mähr verbreitete sich bald, und alles Volk aus der Gegend kam, um das Wunder zu schauen und dem Bilde seine Verehrung zu bringen. Die Edlen von Windeck bauten hernach neben die Linde eine Kapelle und stellten das Bild hinein.

59.

Die Wallfahrt zu Tryberg.

Das Städtchen Tryberg liegt in einer engen Schlucht des Schwarzwaldes, welche von drei hohen Bergrücken gebildet wird, die sich gegen zweihundert Fuß über dasselbe erheben. Drei Waldströme fallen von drei Seiten in das Thal herab. Im sechzehnten Jahrhundert lagen auf den benachbarten Höfen von Schönwald und Schonach Oestreichische Soldaten, die manchmal nach dem Städtchen gingen. Wenn

sie nun beim Heimgange an der rauschenden Schonach hinauf stiegen, vernahmen sie wunderbare Melodieen, welche aus den Wipfeln der Tannen zu kommen schienen. Sie wußten die Erscheinung nicht zu deuten, und spähten allenthalben in dem Gehölze umher. Endlich fanden sie an einer alten Tanne, neben einem Felsbrünnlein, ein aus Lindenholz geschnitztes Marienbild mit dem Kinde. Die frommen Krieger nahmen das Bild, faßten es in eine Blende von Blech, und befestigten die Blende mit einer Opferbüchse an den Baum, an welchem das Bild gelegen. Bald kamen Wallfahrer von allen Seiten herbei, und der milden Gaben wurden so viele, daß die Opferbüchse sie nicht mehr fassen mochte, und man den Anfang zum Bau eines Kirchleins machen konnte.

Noch jetzt vernimmt man manchmal jene wunderbare Musik. In der Felskluft, durch welche die Schonach rauscht, ist eine natürliche Aeolsharfe. Melodisch bewegen sich im Windhauch die Wipfel der Tannen, und der Bergstrom gegenüber begleitet die geisterhaften Töne.

60.

Das Burgfräulein von Windeck.

Vier Stunden von Baden liegen auf einer Bergspitze die Ruinen des Schlosses Windeck mit zwei noch mächtigen Thürmen. Ein Burgfräulein soll daselbst noch bisweilen sichtbar werden. Einst, so erzählte mir ein grauer Winzer,

einst verfolgte ein Jäger ein Stück Hochwild bis zu den Trümmern der Burg, wo es sich plötzlich verlor. Es war ein heißer Tag; der Jäger trocknete sich den Schweiß von der Stirne und sagte: Wer mir doch jetzt einen Trunk brächte aus dem verschütteten Keller da unten, wo noch manches Faß mit köstlichem Weine liegen soll!

Kaum war das Wort aus seinem Munde, da trat eine wunderschöne Jungfrau hinter der Epheumauer hervor; sie war schneeweiß gekleidet, an ihrem schwarzen Gürtel hingen ein Gebund Schlüssel und in der Hand trug sie einen silbernen Becher. Dem jungen Waidmanne pochte das Herz gewaltig, zumal da sie ihm jetzt zunickte und den Becher entgegenhielt. Ihre holdseelige Gestalt machte, daß er sich schnell ein Herz faßte, auf sie zuging und den Becher nahm und mit einem Zuge leerte. Aber der Wein floß wie Feuer durch seine Adern, und er entbrannte in wahnsinniger Liebe zu dem Burgfräulein. Sie mochte es in seinen Blicken lesen, denn sie schaute ihn ernsthaft an, und verlor sich schnell hinter dem Gemäuer.

Von diesem Tage an hatte der Jüngling weder Ruhe noch Rast. Wo er ging und stand, da sah er vor sich die schöne Jungfrau, wie sie ihm zuwinkte und den Becher reichte. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend verweilte er unter den Ruinen, in der Hoffnung, sie werde sich ihm wieder zeigen. Allmählich ergriff ihn ein Siechthum, und eines Tags fanden Holzhauer ihn todt am Eingange des Schlosses. Man sagt, das Burgfräulein sei ihm noch einmal erschienen in der letzten Stunde, da er weder leben noch sterben konnte, und habe ihm einen Kuß gegeben, und in diesem Augenblicke sei er verschieden.

61.

Burg Schwarzach.

Auf der Burg Schwarzach lebte eiu Edelherr, dessen Namen verloren gegangen. Er war hoch betagt und blind, aber der Himmel hatte ihm drei Töchter verliehen, die seine trüben Tage erheiterten durch kindliche Liebe und sorgsame Pflege. Einige Stunden tiefer im wilden Gebirge hauste zu derselben Zeit ein andrer Ritter, der von allen Umwohnern gefürchtet wurde, obgleich nur wenige ihn je gesehen hatten. Er zog meist in entfernten Gegenden umher, und wenn er manchmal mit reicher Beute beladen zurückkehrte, so verkroch er sich in sein Felsennest, und nie wurde das Thor seiner Burg dem Pilger oder dem wandernden Sänger geöffnet. Einst schickte er seiner Diener einen auf die Burg Schwarzach und ließ den Edelherrn fragen, ob er ihm vergönne, selbst zu kommen, und um die Hand einer seiner Töchter zu werben? Die Mädchen vernahmen den Antrag mit Entsetzen, und auch der blinde Greis schüttelte den Kopf und sagte: Ich würde meine Kinder lieber den Thieren der Wildniß Preis geben, als sie einem solchen Unholde anvertrauen.

Der Waldritter ergrimmte über diese Antwort und sann auf Rache. Eines Abends kam er, als Pilger vermummt, auf die Burg Schwarzach, und heuchelte großes Mitleid mit dem blinden Greise.

Auf dem Herwege, sagte er, bin ich durch eine Schlucht

gekommen, welche die kalte Klinge ganannt wird, wie ich von einem Jäger erfuhr, dem ich dort begegnete. In dieser Schlucht wächst eine Wurzel, deren Saft die Augen des Blinden dem Lichte wieder öffnet. Er beschrieb nun die Wurzel, ihre Blätter und Blüthen, und bedauerte nur, daß sein Gelübde ihm kein Zögern erlaube, indem er sonst die Jungfrauen in die Schlucht begleiten würde. Aber, setzte er hinzu, die Wurzel muß an einem Freitage in der Frühe gegraben werden, wenn der frische Thau auf den Blättern liegt.

Die drei Schwestern kannten nichts angelegentlicheres, als am nächsten Freitage, da kaum die Dämmerung anbrach, sich an den bezeichneten Ort zu verfügen. Sie machten den Weg nicht ohne ein geheimes Grauen, denn die Gegend war unheimlich. Ein steiler Pfad führte von der Höhe hinab in ein enges Thal, welches von schwarzen Tannen verdunkelt wurde, durch deren Zweige nur selten ein Strahl der Sonne schlüpfte. Giftschwämme und scheusliches Ungeziefer bedeckte den feuchten Boden, und im überhängenden Grase schlich ein trübes Bächlein hin. Als die Jungfrauen sich nach der Pflanze umsahen, stürzte der Ritter wie ein Raubthier aus dem Dickicht hervor, und tödtete sie mit seinem Schwerte. Aber kaum war die schreckliche That vollbracht, da faßte ihn ein Grauen, als stünde er vor dem Richter, der in's Verborgene sieht, der Boden schien unter seinen Füßen zu wanken, und er glaubte im Rauschen des Waldes ächzende Stimmen zu vernehmen. Er warf das blutige Schwert von sich und floh zitternd und bleich wie Marmor, ohne zu wissen wohin. Einige Tage irrte er in den Bergen umher, da kam ihm zuletzt der Gedanke, er wolle an der Stelle, wo er die Jungfrauen getödtet, eine Klause errichten, und in strengen Buß-

übungen sein Leben daselbst hinbringen. Als er in die Schlucht kam, erblickte er ein frisch aufgeworfenes Grab und an dem Grabe auf einem Steine saß der blinde Greis, dem der Schmerz um seine Töchter die Sinne verwirrt hatte.

Da packte ihn neues Entsetzen; er eilte von dannen, und nie konnte man erfahren, welches Ende er genommen.

62.

Der Hennegraben.

Nicht weit von der Burg Windeck liegt eine Meierei, der Hennegraben genannt. Zwischen den fröhlich grünenden Weinreben und den hohen, dunkeln Kastanienbäumen sind noch die Spuren eines Grabens zu erkennen, welcher sich um ein Vorwerk des Schlosses herzog. Zur Zeit als der Dechant an der Domkirche zu Straßburg auf Windeck gefangen saß, wohnte unten im Wolfshag in einer Mooshütte eine hochbetagte Frau, welche von den Umwohnern das Waldweiblein genannt wurde. Sie kannte viele verborgene Dinge und auch die geheimen Heilkräfte der Pflanze und Wurzeln, und die wilden Thiere des Forstes thaten ihr nichts zu leid, sondern schienen vielmehr ihrer Stimme zu gehorchen. Ihr ganzer Reichthum bestand in einigen weißen Hühnern von ungewöhnlicher Größe, die sich ihr Futter im Walde suchten.

Eines Tags saß die Alte vor ihrer Hütte, da kamen zwei wunderschöne Knaben des Wegs daher. Sie waren müde und traurig, und fragten nach dem Wege zu der Burg. Die Alte hieß sie freundlich willkommen, und gab ihnen Obst und Brod zur Erquickung. Der jüngere, ein Knabe von dreizehn Jahren, ließ sich's wohlschmecken, aber der ältere, der zwischen sechzehn und achtzehn Jahren stehen mochte, hielt niedergeschlagen seinen Apfel in der Hand, und Thränen traten ihm in die Augen. Er suchte sie jedoch zu verbergen, und ging zu dem nahen Felsenbrünnlein, und wusch sich das Gesicht mit dem klaren, frischen Bergwasser. Wie die Rose, die der Thau erfrischt hat, so glänzten jetzt seine Wangen im blühenden Jugendroth, und das Waldweiblein schaute ihn wohlgefällig an und sagte: Du bist gewiß kein Knabe, sondern eine Jungfrau; aber habt Vertrauen zu mir, Kinder, und sagt mir, wo Eure Eltern wohnen, und was Euer Begehren auf Windeck ist?

Die Kinder fingen beide zu weinen an, und der älteste erwiederte:

Wohl bin ich ein Mägdlein, und heiße Imma von Erstein, und dies ist mein Bruder. — Unser Ohm, der Dechant von Straßburg, hat uns bis jetzt väterlich erzogen, und nun liegt er da oben auf der Burg gefangen, und wir wollen den Burgherrn bitten, daß er ihn frei gebe.

Bringt Ihr denn Lösegeld? fragte die Alte.

Ach, antwortete die Jungfrau, indem sie ein diamantenes Kreuz aus dem Busen zog: ich habe nichts, als dieses, aber wir wollen den Windecker bitten, daß er uns als Geißel behalte, bis der Ohm sich gelöst haben wird.

Nun so will ich den Dechant loskaufen, sagte das Waldweiblein und streichelte der Jungfrau die Locken aus dem Gesichte. Hört mich, Kinder. Die Straßburger werden ehestens anrücken und die Burg belagern. Noch diese Nacht hab' ich zwei Kundschafter belauert, die sich hier im Dickicht versteckt hielten. Sie hatten die Gelegenheit der Burg gut ausgespäht und besonders die schwache Seite bemerkt, drüben am Tannenwalde, wo das steinerne Todtenkreuz steht. Geht hinauf zu Herrn Reinhard, dem jungen Ritter auf Windeck, und sagt ihm, er solle dort eilig einen tiefen Graben aufwerfen lassen, und noch heute, denn ich fürchte, die Feinde möchten schon in dieser Nacht heranziehen.

Aber wird der Ritter auch unsern Ohm freigeben? fragten die Kinder.

Ich gebe Euch ja ein Lösegeld, erwiederte die Alte. Sie klatschte jetzt in die Hände, und von allen Seiten flogen und trippelten ihre weißen Hühner herbei. Sie nahm eine derselben, und gab sie Imma mit den Worten: Diese Henne bring' dem Ritter Reinhard auf Windeck, damit er den Dechant von Ochsenstein freigebe.

Die Kinder schauten sie verwundert an.

Thut, wie ich sage, fuhr die Alte fort. Der Ritter soll die Henne, sobald die Sonne heute untergegangen ist, bei dem Kreuze niedersetzen, wo die Feinde den Angriff machen wollen. Er hat auf seiner Burg nicht Hände genug, den Graben noch tief und breit genug machen zu lassen; meine gute Henne aber wird's zu Stande bringen. Bei diesen Worten streichelte sie das Thier, und sang in leisen, kaum vernehmlichen Tönen:

Hör', was ich sag',
Wenn sich neigt der Tag,
Wenn die Eule schreit,
Mußt du graben tief und breit,
Mußt scharren die Erd' heraus,
Bis zu des Todten Haus,
Bis zu dem Heldenschwert,
Welches kein Rost verzehrt.
Geh, und vor Mitternacht
Sei noch das Werk vollbracht.

Imma nahm die Henne nicht ohne Grauen, aber die Alte war so freundlich und treuherzig, daß sie doch Vertrauen gewann. Ihr Bruder zeigte nicht die mindeste Furcht, und freute sich sogar des wunderbaren Schauspiels, welches die Henne ihm geben sollte. Sie hatten kaum die Hälfte des Bergs erstiegen, auf dessen Spitze die Burg liegt, als ihnen ein junger Ritter entgegen kam. Er war von sehr edler Gestalt, und obgleich der stille Ernst in seinem Wesen die Jungfrau ein wenig erschreckte, so benahm ihr doch bald der milde Ton seiner Stimme alle Besorgniß.

Auf seine Frage, wer sie seien, und was sie auf seiner Burg suchten, antwortete Imma:

Edler Ritter, Ihr haltet unsern Ohm, den Dechant von Straßburg, gefangen. Er ist auch unser Vater, denn wir haben keine Eltern mehr, und darum bitten wir Euch, ihn frei zu geben, und uns als Geißeln zu behalten.

Der Ritter konnte seine Rührung nicht verbergen. Er betrachtete die Kinder, eins um's andere, und sein Blick verweilte zuerst unwillkührlich auf der weißen Henne, welche Imma trug. Sie erröthete und erzählte in abgebrochener Rede, was es damit für eine Bewandniß habe.

Der Windecker hörte ihr aufmerksam zu. Seine Blicke wurden immer forschender, und die Jungfrau gerieth in sichtbare Verwirrung. Ihre Worte waren ohne Zusammenhang; ihr Bruder bemerkte es und wollte einhelfen.

Imma, so sagte die Frau nicht.

Imma erglühte bei deiser Rede, als schlüg' ihr eine Flamme in's Antlitz. Edle Jungfrau, sagte der Ritter, in Gottes Geleite seid Ihr hierher gekommen, und im Schutze meines Arms sollt Ihr hier weilen und wieder heimkehren, sobald es Euch gefällt. Jetzt kommt, und bereitet Euerm Ohm eine fröhliche Ueberraschung.

Während Imma und ihr Bruder beim Dechant waren, betrieb der Ritter die Vertheidigungsanstalten seiner Burg. Wohl kannte er die schwache Seite am Tannenwalde, und ließ auch bereits seit einigen Tagen an einem Graben daselbst arbeiten. Allein die Zeit war zu kurz, die Botschaft des Waldweibleins war ihm daher höchlich willkommen, und wenn er alle Umstände überdachte, mußte er großes Vertrauen darein setzen. Als die ersten Sternlein am Himmel blinkten, trug er die Henne zu dem Todtenkreuze, wo sein Großvater im Zweikampfe gefallen und begraben worden war. Mit dem Schlag der Mitternachtstunde begab er sich wieder an den Ort, und fand zu seinem Erstaunen einen tiefen und breiten Graben mit einer Brustwehr, und im Sternenscheine blinkte ihm das Schwert seines Großvaters entgegen, welches man dem Gefallenen mit in's Grab gegeben hatte. Die Henne war verschwunden. Gegen Morgen rückten auch bereits die Straßburger in drei Haufen heran; sie waren zu einem Sturme gerüstet, aber der Graben der Henne ver=

eitelte ihre Absicht und sie wurden mit großem Verluste zurückgeschlagen.

Imma hatte inzwischen auf das Herz des Ritters von Windeck einen großen Eindruck gemacht, und die Jungfrau war auch gegen ihn keineswegs gleichgültig. Allein der gefangene Dechant wollte von einer Verbindung zwischen beiden nichts hören. Als jedoch der Zwist vertragen war, wurde Imma des Windeckers Gattin, und im Münster zu Straßburg legte der Dechant ihre Hände ineinander.

Der Hennegraben hat den Namen beibehalten; doch die Sage davon scheint sich immer mehr zu verlieren.

63.

Die Teufelskanzel.

Am Wege, der von Baden nach Gernsbach durch das Gebirg führt, zieht sich ein gar anmuthiges Wiesenthal mit einem hellen, frischen Bächlein hin. Das Thal erhebt sich allmählich bis zu einem Fels, der am Fuße des Staufen senkrecht empor steigt und auf der breiten Kuppe mit Tannen, Hainbuchen und Gesträuch bewachsen ist. Dieser Fels heißt die Teufelskanzel. Zur Zeit als die ersten christlichen Priester in den Schwarzwald kamen, predigte hier einst der Teufel, und suchte das Volk von der Lehre des Kreuzes abzuziehen. Bald sammelte sich Jung und Alt in Haufen um den Fels her, und Alles horchte der schmeich-

lerischen Lehre und fand sie gar behaglich. Nun erschien auf dem Felse, der bei den Ruinen von der Burg Eberstein auf einer kahlen Höhe liegt, ein Engel des Himmels, und warnte das Volk vor den falschen, hinterlistigen Worten des bösen Geistes. Neugierig kamen jetzt Manche, um ihn zu hören; aber was der Teufel sagte, gefiel ihnen doch besser, und sie verließen den Engel nacheinander, bis auf ein junges, anmuthiges Fräulein und einen Jüngling, der ihr Verlobter war. Jedoch auch der Jüngling schlich sich davon, die Jungfrau blieb aber standhaft, obgleich der Kampf schwer war in ihrer Seele. Neben dem Felse, auf welchem der Engel gestanden, erbaute sie ein Kirchlein und eine Zelle, worin sie ihr Leben zubrachte. Nach der Sage wurde aus der Zelle ein Nonnenkloster, wovon jedoch längst keine Spur mehr vorhanden ist. Der Fels, von welchem der Engel redete, heißt noch die Engelskanzel.

61.

Der Yberg.

Von wenigen Ruinen mögen so mancherlei Sagen im Munde des Volkes seyn, als von der Burg **Yberg**. Zwei Stunden von Baden, auf einem gegen die Ebene vorspringenden Bergkegel, erheben sich ihre grauen Thürme, deren einer von oben bis unten vom Blitz gespalten wurde. Außer diesen und dem allmählich auch einstürzenden vordern Thorbogen liegt alles Gemäuer in Trümmern. Das Geschlecht,

welches einst hier wohnte, ist längst erloschen. Der letzte Besitzer der Burg führte, wie die Sage geht, ein wüstes Leben, und kam dadurch in mancherlei Bedrängnisse. Seine Güter waren verpfändet, und er zehrte eine Zeitlang von dem, was sein Schwert ihm erwarb, bis er in einem Gefechte seinen rechten Arm verlor, und seine meisten Knechte ihn verließen. Jetzt saß er voll düstern Unmuths auf seiner einsamen Burg, und brütete ob allerlei bösen Anschlägen. Da kehrte eines Abends ein Pilger bei ihm ein, der vorgab, er wisse verborgene Schätze zu finden, und wolle ihn von aller Noth befreien. Der Ritter war darüber höchlich erfreut, und sagte: Ich habe von meinen Eltern gehört, daß unser Urgroßvater während einer Belagerung des Schlosses, die ihm das Leben gekostet, einen großen Reichthum an Gold und Edelsteinen vergraben. So Ihr mir zu dem Schatze verhelfen könnt, werde ich mich dankbar erweisen.

Mir ist das wohl bekannt, erwiederte der Fremde, denn ich war dabei, als Euer Ahn, den man den Isengrimm nannte, den Schatz in Sicherheit brachte.

Ihr? fragte der Yburger, und sah ihn mit großen Augen an. Der Mann, von dem Ihr redet, ist seit hundert Jahren todt.

Und doch, fuhr der Pilger fort, hab' ich mehr als einmal mit ihm gezecht. Aber forscht nicht nach Dingen, die Euch unbegreiflich vorkommen, und folgt meinem Rathe. Heute ist Walpurgisnacht. Sobald die Glocke zwölf geschlagen, geht in die Kapelle, wo Eure Väter in einer Gruft beigesetzt sind, öffnet ihre Särge, und traget die Gebeine hinaus in's Freie, damit der Mond sie bescheine. Sobald das geschehen, mögt Ihr die Kostbarkeiten in den Särgen

heben, über die Niemand Gewalt hat, so lange die Todten dabei ruhen. Den Ritter kam ein Grauen an bei diesem Vorschlage, aber seine Begierde nach Reichthum und Genuß war so groß, daß sie seine Furcht überwog. Um Mitternacht ging er in die Kapelle, und bat den Pilger, ihn zu begleiten. Dieser blieb jedoch am Eingange stehen, und weigerte sich beharrlich, das Gotteshaus zu betreten.

Der Ritter öffnete die Särge, und trug die Gebeine hinaus auf eine Stelle, welche vom Monde beschienen wurde. Im letzten Sarge, an den er trat, lag der noch unverweste Leichnam eines Kindes. Als er es zu den übrigen gesellen wollte, standen diese aufgerichtet da, und riefen mit hohler, dumpfer Grabesstimme: Bring uns wieder zu unserer Ruhe, damit wir nicht umgehen müssen auf dieser Burg.

Zu gleicher Zeit erschien der Pilger; das Gewand fiel ihm vom Leibe, und die Gestalt wuchs empor, daß das Haupt, dessen Haare wie Flammen brannten, den Mond zu berühren schien. Sie wollte eben die gespreizten Krallen nach dem Ritter ausstrecken, dessen Blut zu Eis gerann, da regte sich der Leichnam des Kindes in seinen Armen, eine Glorie umgab das holdselige Antlitz, und es rief mit gebieterischer Stimme: Entfliehe Geist des Abgrunds, dieser da soll leben und Buße thun.

Im härnen Gewande verließ der Ritter die Burg seiner Väter, nachdem er ihre Gebeine wieder zur Ruhe gebracht hatte, und wallte von einer heiligen Stätte zur andern, bis man ihn einst an den Stufen eines Altars todt fand. Seine Burg wurde zerstört, aber sein Geist soll noch unter den Trümmern umherirren.

65.

Der Nonnensee.

Hinter der Herrenwiese, einem hochliegenden Bergdorfe, wo der gelbe Enzian neben den ärmlichen Hütten wächst, ist der Nonnensee, welcher manchmal mit dem Mummelsee verwechselt wird. Zu beiden Seiten erheben sich der Schwarzkopf und der Seekopf, wo einst die Schwarzburg und die Seeburg standen. Auf der Seeburg lebten zwölf Brüder, die sich vom Raube nährten, mit einer schönen Schwester, auf der Schwarzburg aber zwölf anmuthige Fräulein mit einem Bruder. Die Seeburger machten einen Anschlag, die zwölf Schwestern aus der Schwarzburg zu entführen. Dies geschah in derselben Nacht, da der Ritter vom Schwarzkopf die Jungfrau von der Seeburg zur Flucht beredete, weil die Brüder sie ihm nicht zur Gattin verwilligten. Beide Theile stießen auf einander auf dem Wege, der in's Murgthal führt. Verzweifelt war der Widerstand, welchen der Ritter von Schwarzburg leistete, aber er wurde überwältigt, gefangen, und nebst der Geliebten und seinen Schwestern in das feindliche Raubnest geschleppt. Hier stieß jeder der zwölf Ritter einen Dolch in seine Brust, und hierauf tödteten sie die eigene Schwester, nachdem sie den gräßlichen Mord des Geliebten hatte ansehen müssen. Die geraubten Jungfrauen wurden gezwungen, ihnen die Hände zu reichen, aber in tiefer Nacht erhoben sie sich vom Lager, nahmen die Dolche aus der Brust des Bruders, und durch-

bohrten damit die schändlichen Entführer. Hierauf wollten sie die Burg verlassen, allein die Knechte fielen über sie her, und tödteten sie auf der Stelle. Bald darauf wurde die Seeburg durch Feuer zerstört. Da sah man die Mauern sich öffnen, zwölf weibliche Gestalten, jegliche ein Kindlein auf dem Arme, schritten hervor, eilten auf den Nonnensee zu, und stürzten sich in seine Tiefe. Kaum war dies geschehen, als die Wasser aufbrausten, und eine schwarze Farbe annahmen.

Jeden Tag, so bald die Dämmerung herabsinkt und die Abendglocke im nächsten Dorfe geläutet worden, kommen dreizehn Stücke Rothwild aus dem Thore der Seeburg heraus und nehmen den Weg nach der Ruine der Schwarzburg. Kecke Wildschützen haben es bisweilen gewagt, eines von diesen Thieren zu schießen; aber wenn es auch niederstürzte, und sie sich nun der Beute bemächtigen wollten, da war keine Spur mehr davon zu sehen. Einmal soll die Kugel zurückgefahren seyn, und den frechen Schützen getroffen haben. Blos am Freitage, oder dem sogenannten Jäger-Sabbath, erscheint der Zug des Gewildes nicht; aber um Mitternacht kommen dann zwölf Nonnen aus einem Thurme der Seeburg, in ihrer Mitte geht ein bleicher Mann, in dessen Brust zwölf Dolche stecken. Während sie in den Schloßhof wandeln, kommt ihnen aus der Hauptpforte eine Reihe von zwölf schwarzen Männern entgegen. An ihren Leibern sind brennende Flecken, und in ihrer Mitte geht eine verschleierte weibliche Gestalt. In tiefer Stille schreiten sie an den Nonnen vorüber, und verschwinden, wie jene, am Eingange in die alte Begräbnißkapelle.

Ein alter Mann, der in der Gegend des Nonnensee's

wohnte, und Crucifixe aus Holz schnitzte, die er in der Umgegend verkaufte, hörte manchmal in der Nacht ein Gestöhne, wie von Sterbenden, das aus dem Wasser zu kommen schien. Dann warf er sich gewöhnlich auf die Kniee und betete für die Ruhe der Abgeschiedenen, die ihr Grab in der Tiefe gefunden. Als ihm seine Frau starb, vernahm er in der Kammer, wo sie auf Stroh lag, eine sanfte Musik. Leise öffnete er die Thür, und erblickte dreizehn Jungfrauen, die mit Lichtlein in den Händen um den Leichnam standen. In der folgenden Nacht ließ die Musik sich wieder hören, und jetzt hatten sich dreizehn Männer um die Todte gereiht, als wollten sie sie bewachen.

66.

Der Ahornbaum.

Am Abhange des Fremersbergs lag einst die Altenburg, von welcher alles verschwunden ist bis auf ihren Namen. Zur Zeit als die Ruinen noch vorhanden waren, kam ein junger Bauer dahin, um einen außerordentlich dicken Ahorn zu fällen, der zwischen dem Gemäuer stand. Mit kräftiger Hand führte er die Axt, aber kein Hieb wollte fassen, und spurlos glitt die Schärfe des Eisens an der glatten Rinde ab. Da trat eine schwarzgekleidete Jungfrau zu ihm aus dem Gemäuer hervor, und fragte, was er mit dem Holze beginnen wolle.

Ei, antwortete der junge Landmann, Tisch und Stühle hätt' ich mir gerne daraus verfertigt, denn auf St. Martinstag werde ich heirathen.

Dieser Ahorn widersteht jedem Eisen, so lange meine Hand ihn nicht berührt, sagte die Jungfrau. Doch will ich Dein Werk fördern, wenn Du mir versprichst, von den Brettern davon eine Wiege zu machen und Dein erstgebornes Kind hineinzulegen.

Der Bauersmann gelobte, ihre Bitte zu erfüllen. Sie berührte jetzt den Stamm, und nach wenigen Streichen fiel er zu Boden, aber in demselben Augenblicke war auch die Erscheinung verschwunden.

Der Bauersmann that nach seinem Versprechen, und als ihm nach einem Jahre ein Knäblein geboren wurde, legte er es in die Wiege aus den Brettern des Ahorns.

Seine Frau saß eines Tags bei der Wiege, und schaukelte den Knaben, da trat die Jungfrau zu ihr herein, mit einem dürren Zweiglein in der Hand. Sie betrachtete eine Weile das Kind und faltete dann die Hände wie zum Gebete. Hierauf reichte sie der Frau das Zweiglein mit den Worten: Bewahrt wohl, was ich Euch hier gebe. Sobald Euer Sohn sein sechzehntes Jahr erreicht, soll er den Zweig in reines, frisches Wasser stellen, und wenn er dann Blätter und Blüthen treibt, hinausgehen in die Altenburg, und damit den runden Thurm gegen Morgen berühren, dessen Eingang verschüttet ist. Es wird zu seinem Glücke seyn und zu meiner Erlösung.

Die Frau war fromm und es freute sie, daß ihr Kind bestimmt seyn sollte, einen irrenden Geist zur Ruhe zu bringen. Der Knabe wuchs heran in Zucht und Ehrbarkeit, und als

er das sechzehnte Jahr erreicht hatte, ging er hinaus in die Ruinen und berührte den Thurm mit dem blühenden Zweige. Da öffnete sich alsbald der verschüttete Eingang, und die Jungfrau stand vor ihm. Wohl Dir und mir, daß diese Stunde erschienen, sagte sie. Ich war jung, die einzige Erbin meines Geschlechts, und einem jungen Manne verlobt, an dem ich mit abgöttischer Liebe hing. Er wurde mir untreu, und gab seine Hand einer Andern. Aber bald fand er den Tod im Kriege, seine Burg wurde zerstört und sein Weib floh mit ihrem Säuglinge auf dem Arme. Erschöpft suchte sie Ruhe im Schatten eines Ahorns, der an der Mauer der Altenburg stand. Ich ließ sie durch meine Knechte hinwegtreiben; aber ihre Kräfte verließen sie, ihre Sinne verwirrten sich, sie sprach einen schrecklichen Fluch aus über mich und meinen Wohnsitz, und stürzte sich mit dem Kinde in's Wasser. Der Fluch der Sterbenden ging in Erfüllung. Eine Krankheit zerriß schnell den Faden meines Lebens, und meine Burg wurde ein Raub der Flammen; mein Geist aber sollte ruhlos umherirren, bis aus den Trümmern der Altenburg ein Ahorn aufwachsen und zwischen seinen Brettern das Kind schlummern würde, welches mich zu erlösen bestimmt ist. Die Gebeine der unglücklichen Mutter und ihres Knäbleins liegen dort am Hügel, wo ein bemooster Stein die Stätte bezeichnet. Grabe sie aus, und setze sie bei in geweihter Erde, und der Segen des Himmels wird in Deinem Hause blühen.

Der Jüngling that, wie die Jungfrau ihm geheißen, und Glück und Ehre krönten seine Tage.

67.

Die Moorjungfrauen.

Auf der Rhöne sind hier und da Sümpfe; zwei davon heißen das rothe und das schwarze Moor. Darauf schweben des Nachts hüpfende Flämmlein, und das sind die Moorjungfrauen. Bei dem rothen Moor stand einst das Dorf Poppenrode, welches versunken seyn soll. In diesem Dorfe lebten sechs hübsche Mägdlein, die hatten sechs Liebhaber, welche in einem andern benachbarten Dorfe wohnten, an den Herbst- und Winterabenden jedoch gewöhnlich ihre Dirnen in der Kunkelstube besuchten. Da verabredeten sich einst die Mägdlein, die jungen Bursche zum Besten zu haben und zu erschrecken. Sie zogen weiße Kleider an, nahmen jede ein Lichtlein in die Hand und wandelten so in einem alten Gemäuer hin, wo der Weg vorbei führte. Als nun die Jünglinge sich dem Orte näherten und in stockfinstrer Nacht die wandelnden Gestalten erblickten, wurde ihnen unheimlich um's Herz, denn sie hatten oft von Gespenstern in dieser Gegend gehört, und sie wollten darum einen andern Pfad einschlagen; aber sie geriethen in den Sumpf, der damals noch tief war, und kamen elendiglich darin um. Die Mägdlein aber siechten langsam ab, und gehen nun um als Moorjungfern.

Beim schwarzen Moor, wo auch ein Dorf versunken seyn soll, ist noch ein Pflaster, die steinerne Brücke genannt. Da saß einst beim Mondlicht ein Mägdlein und harrte des Geliebten, der zu kommen versprochen hatte. Es wurde

Mitternacht, und noch immer ließ sich Niemand sehen, noch hören. Endlich zog ein alter Klosterbruder des Wegs, der ermahnte das Mägdlein, nach Hause zu gehen, weil die Nacht unheimlich sei und keines Menschen Freund. Sie aber betheuerte, sie wolle den Geliebten erwarten und müßte sie warten bis zum jüngsten Tage.

Ihr Liebster war aber in selbiger Nacht in ein fremdes Land fortgezogen, und sie wandelt noch als Geist auf der steinernen Brücke.

68.

Der Grafensprung.

Wolf von Eberstein hatte eine Fehde mit Graf Eberhard von Würtemberg. Dieser zog mit großer Heeresmacht gegen die Burg Alt-Eberstein, und zerstörte dieselbe. Der Graf von Eberstein machte hierauf einen Anschlag, den Würtemberger im Wildbad zu überfallen und gefangen zu nehmen. Das Vorhaben mislang, und Wolf wurde in die Reichsacht gethan. Nun suchte er eine Freistätte auf dem Schloß Neu-Eberstein, wo man ihn freundlich aufnahm. Sein Aufenthalt daselbst blieb jedoch nicht lange verborgen, und er mußte sein Heil in der Flucht suchen. Um die Morgendämmerung wollte er das Schloß verlassen; er hatte ein rasches Pferd und war gut bewaffnet. Allein die Feinde hatten in der Nacht alle Ausgänge am Fuße des Bergs besetzt bis an die Murg, die unten an der jähen Felsenwand vorüberrauscht.

Jetzt wußte der Geächtete keinen Rath, doch sagte er endlich zu sich selbst: Ich will lieber sterben, als lebendig in die Hände meiner Widersacher gerathen, die ihren Spott mit mir treiben würden. Er lenkte jetzt sein Pferd auf die über den Fluß hinausragende Felsenkuppe, gab dem Roß die Sporen und sprengte hinab in die Tiefe. Glücklich erreichte er das andre Ufer, und nahm seinen Weg zu dem Pfalzgrafen. Die Stelle auf dem Felsen oben heißt noch jetzt der Grafensprung.

Eine andere Sage erzählt:

Ein Graf von Eberstein hatte eine wunderschöne Tochter. Es kamen viele Herren, die um sie freiten; da lud sie der Graf zu einem Gastmahle, wobei wacker gezecht wurde. Hirauf sagte er zu seinen Gästen: Wer von Euch die Felsenwand an der Murg hinabreitet, der soll meine Kunigunde heimführen, und einen reichen Brautschatz erhalten. Die Herren sahen sich einander an, und jeder dachte, ich will den Hals nicht brechen. Nur ein junger, kecker Edelknabe unternahm das Wagestück, aber sein Pferd stürzte, und er fand seinen Tod in dem Strome.

69.

Das Gewitter.

Am südlichen Abhange der Hornisgründe liegt in einem unergründlichen tiefen Kessel der Mummelsee. Er ist von Bergwänden und schwarzen Tannen umgeben, hat aber ein krystallhelles Wasser. In der Nähe des Sees weidete ein junges Mägdlein seine Ziegen. Da sah es einst aus dem See einige schöne, gefleckte Kühe hervorsteigen, und hinterdrein ein kleines Männlein mit einem Stecken in der Hand. Er ging auf die Hirtin zu und sagte: Während Deine Ziegen da herumklettern, kannst Du wohl auch auf meine Kühe Acht haben, es soll Dein Schaden nicht seyn. Ich habe anderswo Geschäfte. Mit diesen Worten verlor er sich in die Berge, das Mägdlein aber befolgte treulich seinen Auftrag. Am Abend kehrte das Männlein zurück und dankte der Hirtin für die treue Hut. Es sind schlimme Zeiten, sagte es, und bald werden fremde Kriegsleute in diese friedlichen Thäler eindringen. Kommst Du in Gefahr, so nimm einige Steine von dem Hünengrab dort und wirf sie in ungrader Zahl in den See. Ich werde Dir alsbald Hülfe schicken.

Der Krieg brach wirklich aus, feindliche Schaaren drangen in den Schwarzwald ein, und plünderten und sengten und trieben noch sonst allerlei Frevel. Die Hirtin hatte ihre Ziegen wieder in die Nähe des Sees getrieben, als einige Soldaten von den Hornisgründen herabkamen und auf sie

zueilten. Angstvoll nahm sie jetzt drei Steine von dem Riesengrabe und warf sie in den See. Alsbald fing dieser zu brausen und zu kochen an, der Himmel verfinsterte sich, der Donner rollte, Blitze fuhren aus schwarzen Wolken, und ein furchtbarer Hagel ergoß sich über die Bergwand, wo die Soldaten herab stiegen. Mit Angstgeschrei suchten sie die Höhe wieder zu gewinnen, und als sie sich entfernt hatten, wurde der Himmel wieder blau und klar, und der See hell und ruhig. Nachher warfen oft muthwillige Knaben Steine vom Hünengrab in den See, und jedesmal erhoben sich plötzlich Sturm und Ungewitter, und erfolgten anhaltende Regengüsse.

70.

Zeitelmoos.

Auf dem Fichtelberge liegt ein großer Wald, Zeitelmoos genannt, und an dem Walde ein kleiner See. Da sollen viele Berggeister und Wassergeister hausen. Einst ritt ein Mann am späten Abend durch den Wald, und sah zwei Kinder bei einander sitzen und spielen. Der Mann hieß sie nach Hause gehen, indem die Nacht schon im Anbruche sei. Die Kinder aber lachten ihn aus. Als er nun vor den Wald an den See kam, erblickte er ein Mägdlein am Ufer. Indem er sich ihr näherte, sprang sie in's Wasser, und plätscherte darin herum wie eine Ente. Der Mann

erschrack, denn er hielt sie für eine Unglückliche, die ihrem Leben eiu Ende machen wolle, und weil er ein guter Schwimmer war, warf er sein Oberkleid von sich und sprang ihr nach, und wollte eben ihre Hand fassen, als sie ein helles Gelächter aufschlug. Da kam ihm ein Grauen an, und er schwamm an's Ufer zurück. Dort saßen die zwei Knaben, die er im Walde gesehen, auf seinem Pferde, und baten ihn, er möchte sie jetzt nach Hause bringen. Aegerlich über den Streich, den ihm die Nixe so eben gespielt, schwang er gegen sie seine Peitsche, und sie hüpften wie Heuschrecken herab in's Gras, doch war er kaum einige Schritte fortgeritten, als sie hinter ihm huckten und sich an ihn anklammerten. Er wurde ihrer auch nicht los, bis er zu einem Feuer kam, um welches einige Hirten saßen.

71.

Der Brunnen.

Im Frankenlande steht auf einem Berge das Stammhaus eines edlen Geschlechts. Am Fuße des Bergs quillt ein Brünnlein hervor, dessen Wasser klar und rein ist das ganze Jahr über; so aber jemand aus dem Geschlechte sterben soll, wird es zuerst trüb, und hört dann ganz zu fließen auf. Nun begab es sich, daß der Burgherr schwer erkrankte. Er schickte einen Knecht nach dem Brünnlein, und dieser brachte die Nachricht, es sei vertrocknet. Der Herr und seine Leute

glaubten nun, sein Stündlein werde schlagen, allein er genaß bald, und spottete jetzt des Wahrzeichens und nannte es einen dummen Aberglauben. Zur Feier seiner Genesung wurde ein großes Fest veranstaltet, und es kamen dazu viele Gäste aus der Nachbarschaft. Als die Gesellschaft bei Tische saß und fröhlich war und guter Dinge, brachte ein Diener einen Brief, worin die Nachricht stand, der einzige Sohn des Burgherrn, der in den Türkenkrieg gezogen war, sei in einer Schlacht geblieben. Die Schlacht hatte statt gefunden an eben dem Tage, da das Brünnlein zu fließen aufhörte.

72.

Klopfer.

Im Schlosse Flügelau in Franken hauste einst ein dienstfertiger Geist, der jedoch nie sichtbar wurde, und seine Gegenwart blos durch Klopfen kund that, weßwegen ihn die Burgleute Klopfer nannten. Besonders war er den Mädchen hold, und sie durften nur sagen: Klopfer hol's! so war's da. Er trug Briefe weg, half in der Küche, wiegte die Kinder und ließ sich überhaupt zu allem brauchen, was nicht unrecht war. Einst drangen die Mädchen in ihn, er möchte sich doch sehen lassen, aber er verweigerte es beharrlich. Endlich rief ein kleines naseweises Ding: Klopfer, wenn Du Dich nicht zeigen willst, so sollst Du ferner auch nicht im Schlosse geduldet werden, sondern magst im Stalle bei den Knechten

Dein Wesen treiben. Da erhob sich plötzlich mitten im Gemache eine Flamme, die ganze Burg schien im Feuer zu stehen, doch war alles im Augenblicke wieder verschwunden. Von dem Geiste wurde nichts mehr gehört, bis bald nachher der dreißigjährige Krieg ausbrach. Da schien eines Abends die Burg wieder in Flammen zu stehen; die Bewohner flohen ängstlich in's Freie, und wenige Tage nachher kam ein feindlicher Haufe, welcher die Burg verbrannte.

Sagen

aus den Rheingegenden,

dem

Schwarzwalde und den Vogesen.

Zweiter Theil.

1.

Der Poppele*) von Hohenkrähen.

Auf Hohenkrähen hauste bis in der letzten Zeit ein Hauskobold, der weit umher bekannt war unter dem Namen der Poppele von Hohenkrähen. Nachdem die alte Burg zerstört war, verlor er sich viele Jahre hindurch, als aber das neue Schlößchen erbaut wurde, fand er sich plötzlich wieder ein. Er war gutartig und dienstwillig; meist hielt er sich im Stalle auf und half den Knechten bei den Pferden. Bisweilen wandelte ihn aber auch die Lust an, in der Nachbarschaft umherzuschleichen und allerlei Neckereien auszuüben. So sah er eines Tages im Walde bei der Burg ein hübsches munteres Landmädchen, welches einen Korb mit Milch und Eiern auf dem Kopfe trug und lustigen Muthes daher schritt. Im Augenblicke verwandelte sich Poppele in einen alten Baumast und legte sich dem Mädchen in den Weg. Das gute Kind stolperte darüber hin, der Korb lag am Boden, und die Milchtöpfe und die Eier waren zerbrochen. Das Mädchen weinte helle Thränen und jammerte

---

*) Poppele oder Pappele: Popanz, Ungethüm.

laut. Das ging dem Poppele an's Herz; im Nu war er unbemerkt hinter die Bäume verschwunden, kam jedoch einige Augenblicke nachher wieder zum Vorschein und ging auf das Mädchen zu: „Dir ist ein Unglück begegnet, schönes Kind, tröste Dich aber, siehe, hier ist ein kostbarer Ring mit einem Diamant, den hat die Edelfrau neulich auf der Jagd verloren. Trag ihn hinauf auf das Schloß, sage, Du habest ihn gefunden, und sie wird Dir eine Belohnung geben, die wohl Deine Milch und Deine Eier aufwiegt."

Das Mädchen that, wie es Poppele verlangte. Die Edelfrau war hocherfreut, ihren Ring wieder zu bekommen; ihr gefiel aber auch das schöne Mädchen und seine Redlichkeit, und sie schenkte ihr ein Goldstück.

Die Edelfrau hatte einen Edelknaben, der frech und keck war, und als er das schöne Bauernmädchen aus der Burg gehen sah, ihm augenblicklich nachschlich. Er holte sie im Walde ein und erlaubte sich allerhand Freiheiten gegen sie. Das Mädchen schrie um Hülfe; im Nu kam Poppele daher gesprungen, hing sich dem Knaben auf den Rücken und sagte zu dem Mädchen: „Eile jetzt fort, ich will den Burschen da eine Weile festhalten, daß er Dich nicht mehr einholen soll." Das Mädchen floh wie ein gejagtes Reh, der Edelknabe aber fluchte und schimpfte. Er suchte seine Bürde abzuschütteln, doch der Poppele hing an ihm so fest, wie angewachsen. Jetzt bat der Edelknabe und versprach, dem Mädchen nicht nachzusetzen; allein der Kobold bestand darauf, er müsse ihn auf die Burg tragen, was sich denn jener auch am Ende gefallen ließ.

In den ersten Jahren des neunzehnten Jahrhunderts verschwand Poppele plötzlich von Hohenkrähen. Einige Jahre

hindurch hörte und sah man nichts mehr von ihm. Eines Morgens fanden ihn die Knechte wieder im Stalle. „Poppele, wo warst Du so lange?" war ihre erste Frage. „Ach," sagte er, „ich zog mit Napoleon in Spanien und Rußland herum; aber in dem letzten Lande gefiel es mir gar nicht, darum kehrte ich wieder nach Hohenkrähen zurück."

2.

Sanct Landolin's Bad.

Aus Schottland kam der Missionair Landolin in den Martingau. Da standen einige arme Hütten, und in einer derselben wohnte ein redlicher Mann, Edulf genannt, mit Weib und Kindern. Der gab dem Pilgrim ein Obdach, von da durchstreifte er die Gegend und suchte ein abgelegenes Plätzchen zu seiner Niederlassung. Ein solches fand er im friedlichen Waldthale, wo der Lautenbach und die Unditz sich vereinigen, und fing auch alsbald an, den Boden vom Unkraut zu reinigen und urbar zu machen. In geringer Entfernung von der Stelle, wo Landolin arbeitete, hatte sich ein Häuptling des Landes, Gisok mit Namen, auf den Trümmern eines Römerkastells eine Burg erbaut, die heut zu Tage noch den Namen Gisenburg führt. Ein Jäger Gisok's traf den frommen Mann bei der Arbeit und ermordete ihn. Da entsprangen aus dem Boden, den das Blut des Märtyrers benetzt hatte, fünf Heilquellen, die jetzt Sanct Landolin's Bad heißen und noch häufig besucht werden.

Edulf und die Seinigen wurden besorgt, als ihr Gast nicht zur gewöhnlichen Zeit nach Hause kam. Sie gingen hinaus, ihn zu suchen, und fanden seinen Leichnam, den sie begruben. Auf der Stelle, wo die That geschehen war, bauten sich nachher Mönche ein Kloster, und der Ort erhielt den Namen Mönchszelle.

3.

Tegelstein.

Auf der Burg Tegelstein am Bodensee lebte einst eine Wittwe, Anna von Tegelstein, mit einem Sohne und drei Töchtern. Die Mutter war überaus stolz und hartherzig, und gönnte den Armen kaum die Luft und Brot. Eines Tages kam auf die Burg eine Pächtersfrau in Trauer gekleidet, und sprach zur Edelfrau: „Gnädige Frau, meine einzige Tochter ist gestorben, sie zählte erst achtzehn Jahre und war die Freude meines Lebens. Ich möcht' um ihre schwarzen Locken einen Kranz von weißen Rosen flechten, da sie doch eine Braut des Himmels geworden. Erlaubt, daß ich welche in Eurem Garten breche, wo sie gar schön blühen." „Du magst einen Kranz von Nesseln für Deinen Bastard binden", zürnte die stolze Frau sie an; „Rosen ziemen sich nicht für so gemeines Volk, die sind nur für unsers Gleichen."

„Nun so mögen denn Eure Rosen zu Todtenkränzen für Eure Töchter werden", sprach die Pächterin entrüstet und verließ das Schloß. Aber ihren Wunsch hatte Gott gehört. Die drei Töchter der Edelfrau starben binnen einem Jahre, und jede trug im Sarge einen Kranz von weißen Rosen aus dem Burggarten, und so lange das Geschlecht der Tegelsteine blühte, sah man jedesmal, wenn der Tod eines weiblichen Abkömmlings der Familie nahe war, die Frau Anna gegen Mitternacht im Garten sitzen und einen Kranz von weißen Rosen flechten.

4.

Fürsten - Zell.

Im dreizehnten Jahrhundert zogen aus Deutschland viele Edle und Reißige nach Preußen und Lievland, um dort mit den deutschen Rittern gegen die Ungläubigen zu fechten. Einem solchen Zuge schloß sich auch Kurd von Fürstenzell an, dessen Stammschloß auf einem Hügel an der Alb, einige Stunden vom Rhein, lag. Er ließ eine junge Gattin und zwei Töchter im zartesten Alter zurück. Der Ritter von Fürstenzell wurde schon im ersten Treffen von den Preußen gefangen und zu schimpflichen Knechtsarbeiten verurtheilt. Ueber fünf Jahre brachte er in diesem traurigen Zustande hin, bis endlich ein großer Sieg der Christen ihm Gelegenheit verschaffte, zu seinen Glaubensbrüdern zu ent-

fliehen. Aber jetzt erwachte zugleich das Weh der Heimath in seinem Herzen; er gedachte seiner Gattin und Kinder, und bange Besorgnisse knüpften sich an diese Erinnerung; darum beschloß er, nach Hause zu kehren, legte ein Pilgergewand an und machte sich augenblicklich auf den Weg. Nach vielen Mühseligkeiten sah er endlich das Land seiner Väter wieder, und war kaum noch eine halbe Tagereise von seiner Burg entfernt, als er spät am Abend ein Nonnenkloster erreichte, wo er um Herberge ansprach. Er wurde freundlich aufgenommen und gut bewirthet; hierauf rief die Schaffnerin des Klosters ein junges Dienstmädchen herbei und befahl ihr, den Pilger in die Herberge zu führen, die einige hundert Schritte vom Kloster entfernt lag. Bertha, so hieß das Mädchen, war eine schmucke Dirne von ungefähr achzehn Jahren und schien sehr überrascht, einen Pilgrim zu sehen, der aus so fernen Landen kam und für das Kreuz gestritten.

„Ihr kommt aus Preußen", fragte sie auf dem Wege nach der Herberge mit einer Stimme, die mehr als gewöhnliche Neugierde verrieth.

„Ja, mein Kind."

Ein Ach! entschlüpfte bei dieser Antwort dem Busen des schönen Mädchens.

„Du seufzest", sagte der Pilgrim, „hast Du vielleicht einen Bruder oder Vater, der mit den deutschen Schaaren in jenes Land gezogen?"

„Nein, nein", erwiederte die Jungfrau etwas verlegen. „Aber ein Rittersmann aus unserer Gegend ist vor mehr als fünf Jahren zu den Schwertbrüdern gegangen, und Niemand weiß, ob er noch lebt oder seinen Tod gefunden hat."

„Wie heißt der Mann", fragte hastig der Pilgrim.

„Kurd von Fürstenzell."

„Ich kenne den Ritter, er ist auf dem Heimwege zu den Seinen", rief der Pilgrim. „Aber weißt Du vielleicht Bescheid von ihnen", setzte er mit ungewisser Stimme hinzu.

„Wohl weiß ich Bescheid: ach der arme Ritter."

„Um Gotteswillen, laß mich Alles hören, auch das Schlimmste."

Sie hatten unterdessen die Herberge erreicht, vor welcher eine Bank stand. Das Mädchen drückte den Pilgrim sanft auf die Bank nieder, setzte sich neben ihn und ergriff seine Hand. „Ritter Kurd von Fürstenzell findet seine Burg in den Händen eines Räubers, Diethers von Malsch, und seine Gattin im Grabe."

„Meine Burg, meine Gattin, meine Elsbeth, meine armen Kinder, wo sind die wohl?"

„Gott", rief das Mädchen, und stürzte in die Arme ihres Vaters: „ich bin Eure Irmentraut, meine Schwester ist hier im Kloster."

Bertha erzählte nun, wie drei Jahre nach seinem Weggange sich plötzlich das Gerücht von seinem Tode verbreitet, und Diether hierauf seine Ansprüche auf Fürstenzell, als ein Mannslehen, gegründet; sie erzählte noch ferner, wie er sich mit Gewalt des Schlosses bemächtigt und ihre Mutter in dunkler Nacht mit ihren Kindern geflohen; wie sie eine Zuflucht in dem Kloster gefunden, wo Frau Elsbeth bald darauf gestorben. „Die gute, fromme Aebtissin", setzte sie hinzu, „gab mir und der Schwester, unserer Sicherheit wegen, andere Namen, denn sie befürchtete Alles von der Hinterlist des Ritters von Malsch. Meine Herkunft um so

sicherer zu bergen, mußte ich sogar Magd des Klosters werden."

„Meine Tochter eine Magd, eine Leibeigene!" rief der Pilger in wildem Ingrimme.

„Zürnt nicht, Vater", sagte die Jungfrau; „man läßt mich nur ganz leichte Dienste verrichten, und die Aebtissin hatte nur unsere Rettung im Auge."

Nach langem Nachsinnen gebot der Pilger seiner Tochter, das tiefste Stillschweigen über das Begebniß zu beobachten. Er wolle die Nacht über mit sich selbst zu Rathe gehen, was in dieser bedenklichen Lage zu thun seyn möge.

Auf der Burg Fürstenzell war einige Tage später ein großes Bankett, welches der Ritter den Edlen aus der Nachbarschaft gab. Bei der Tafel herrschte die ungebundenste Lust, als ein Diener bleich, athemlos mit der Nachricht hereinstürzte: der Geist des alten Kurd von Fürstenzell sei in der Burgkapelle erschienen. Ein Grauen ergriff die Gäste, und einige derselben dachten an einen schnellen Rückzug. Diethers Blicke waren starr nach der Saalthüre gerichtet. Diese öffnete sich jetzt plötzlich, und herein trat der Pilgrim. Sein bleiches Gesicht, seine von Leiden gefurchte Stirn und Wangen, die dünnen weißen Locken und der verwirrte lange Bart gaben ihm das Ansehen, als komme er aus dem Grabe. Die Ritter waren wie in Stein verwandelt. Langsam schritt der Pilgrim an der Tafel hinauf bis zu dem Stuhle, wo Diether saß, legte diesem die Hand auf die Schulter und sagte: „Du bist der Räuber meines Eigenthums, der Mörder meiner Elsbeth!" Diether's Blut gefror zu Eis, er machte eine Bewegung, fiel aber vom Stuhl zur Erde und war eine starre Leiche.

„Gott, ich danke Dir, daß Du gerichtet", rief jetzt der Pilgrim und faltete die Hände; dann wandte er sich an die anwesenden Ritter: „Kennt Ihr mich nicht mehr und seid doch zum Theil meine alten Waffengefährten? Wunderbar hat mich der Herr gerettet aus vielen Irrsalen." Er erzählte nun, wie es ihm ergangen, und Alle freuten sich aufrichtig seiner glücklichen Heimkehr und erkannten in dem plötzlichen Tode des Ritters von Malsch Gottes Fügung.

5.

Die Teufelskanzel.

Nicht weit von der Teufelskanzel lebte einst ein Einsiedler, der wollte gern ein Kirchlein bauen, aber es fehlte ihm an Geld und Arbeitern. Da trat der Teufel zu ihm und sagte: „Ich will Dir ein Kirchlein bauen, und zwar in drei Tagen, wenn Du mir erlaubst, für mich eine Kapelle daneben zu errichten." Der Einsiedler meinte, das könne er wohl eingehen, denn die Leute würden doch lieber das Wort Gottes hören, als das Wort des Teufels. Dieser hielt Wort; in drei Tagen stand das Kirchlein da, aus stattlichen Porphyrfelsen aufgebaut, und drei Tage später sah man nicht weit davon eine zierliche Kapelle, da wo jetzt die Teufelskanzel ist. In den ersten Wochen erhielt das Kirchlein des Einsiedlers großen Zulauf; aber der Teufel wußte doch auch

bald einige Kunden anzulocken, und als diese nicht satt werden konnten des Lobes von dem guten Weine, den der Teufel auftische und von anderer Kurzweil, die man dort finde, da besuchte Niemand mehr das Kirchlein und die Predigten des Einsiedlers; er verließ darum den Ort und baute sich da, wo die Engelskanzel gestanden, ein anderes Kirchlein, und es gelang ihm, Viele, die der Teufel verführt hatte, wieder für das Gute zu gewinnen.

6.

Das Bergweiblein.

Im untern Schwarzwalde liegen die Ruinen der Burg Bosenstein. Das Geschlecht ist längst erloschen. Vor vielen Jahren lebte hier ein Ritter, der eine einzige Tochter hatte. Ida, so hieß das Mädchen, war erst zehn Jahre alt, aber ausnehmend schön und eben so gut. Wer sie mit den geringelten gelben Locken um das wie Mairosen blühende Gesicht und mit dem süßen Lächeln um die Lippen sah, der hätte sie wohl für einen Engel von Guido oder Raphael halten mögen. Ida erging sich oft im Walde, der an die väterliche Burg angrenzte, pflückte Blumen und Kräuter und lauschte dem Gezwitscher der Vögel. Da gesellte sich manchmal ein kleines grau gekleidetes Weiblein zu ihr und wußte durch freundliche Worte und wunderbare Erzählungen ihre Gunst zu gewinnen. Eines Tages brachte das Weiblein dem Mädchen einige Goldstufen und ein Stück gediegenen Goldes.

„Damit kannst Du spielen“, sagte sie, „so kostbares Spielzeug hat wohl kaum eine Königstochter.“ Ida freute sich über das Geschenk, und als sie damit nach Hause kam, zeigte sie es ihrem Vater. Aber in dem Herzen des Ritters regte sich augenblicklich die böse Begierde. Er erkannte den Werth dieser Geschenke, und gar zu nahe lag der Gedanke, das Waldweiblein müsse im Besitze großer kostbarer Vorräthe an solchen Dingen seyn. Nachgerade trieb ihn seine Habsucht zu einem unglücklichen Entschlusse.

Am folgenden Tage spielte Ida wieder, wie gewöhnlich, im Walde, und auch die geheimnißvolle Gesellschafterin fand sich wieder ein. Da stürzten plötzlich mehrere Knechte des Burgherrn hervor, die hinter den Bäumen und Felsstücken gelauert hatten, ergriffen das Weiblein, schleppten es auf die Burg und vor den Ritter. Dieser fuhr sie mit rauhen Worten an und sagte, indem er auf das Gold deutete:

„Woher hast Du das?“

„Ei, aus meiner Heimath“, antwortete das Bergweiblein.

„Bei Euch giebt es wohl einen Ueberfluß an solchen Schätzen. Ich gebiete Dir, mir zehn Körbe voll davon zu bringen.“

„Ich bin nicht Deine Eigene“, versetzte das Weiblein „und werde Dir nicht gehorchen.“

„Ich werde Dich in den Thurm werfen lassen, bis Du anderes Sinnes wirst“, zürnte der Ritter.

„Wohl zum Dank, daß ich Deinem Kinde dieses Spielzeug gebracht“, kicherte das Weiblein, und ihr Kichern klang so unheimlich, daß dem Burgherrn ein Grauen anwandelte; allein der Glanz des Goldes überwältigte schnell jede andere

Regung, und er befahl, das Weiblein ins Gefängniß zu führen, wenn sie nicht verspräche, seinem Befehle zu gehorchen.

In diesem Augenblicke kam Ida fast athemlos herzugelaufen und bat den Vater mit Thränen, doch ja der guten Frau zu schonen, die so freundlich gegen sie gewesen und so gut. Der Ritter blieb ungerührt. Das Weiblein aber sagte: „Dieses Mägdlein ist Dein guter Engel! jetzt laß mich wegführen.“

Ida bestand darauf, mit dem Weiblein eingesperrt zu werden, aber der Vater riß sie unsanft hinweg und schleuderte sie in eine Ecke, das Weiblein aber wurde abgeführt in den Thurm.

Es folgte diesem Tage eine furchtbare Nacht. Ein schrecklicher Sturm erhob sich, und es schien, die ganze Burg würde in Trümmer zusammenstürzen. Zwischen dem Geheul des Windes vernahm man seltsame Stimmen und gellende Hammerschläge. Als die Sonne heraufstieg, meldete ein Knecht dem Ritter, in den Thurm sei ein großes Loch gebrochen und die Gefangene entflohen.

Jetzt ergriff Bangigkeit die Seele des Burgherrn, die in Entsetzen überging, als eine Magd die Nachricht brachte, Ida's Bett sei leer und keine Spur von dem Fräulein zu finden.

Das ganze Burggesinde und alle Reisigen wurden ausgeschickt, die Gegend zu durchstreifen, aber alle kehrten heim mit der trostlosen Nachricht, daß ihre Mühe des Nachsuchens verloren gewesen. Der Ritter gerieth in Verzweiflung; er machte sich selbst die bittersten Vorwürfe, raufte sich die Haare aus, und that Gelübde auf Gelübde, eine Kirche zu bauen, einen Theil seiner Güter an Klöster zu vergeben,

ja selbst als Pilgrim nach Einsiedeln zu wallen, wenn ihm seine Ida wieder gefunden würde. Endlich langte noch ein Knecht an, welcher das Fräulein gesehen. Aber seine Kunde war nicht gemacht, die Angst zu zerstreuen. Eine Viertelstunde von Bosenstein erhob sich ein hoher, steiler Fels, den noch Niemand zu ersteigen vermocht. Auf der Kuppe dieses Felsens hatte er die kleine Ida neben dem Waldweiblein sitzen gesehen. Der Ritter eilte dahin mit seinen Leuten. Als das Weiblein die Ankommenden erblickte, nahm sie Ida bei der Hand und sprang mit ihr auf der andern Seite des Berges hinab, so hastig, daß man glaubte, sie müßten Beide Hals und Beine gebrochen haben. Indeß kam der Ritter diesmal mit dem bloßen Schrecken davon. Als er auf die andere Seite des Felsens kam, saß Ida ruhig am Boden und neben ihr standen zwei mit Moos bedeckte Körbe. Der Ritter wähnte, sie seien mit Gold gefüllt, aber es war nichts darin als Steinkohlen, und darauf lag ein Zettel mit den Worten: „Dem goldgierigen Ritter von Bosenstein."

7.

Der Bannacker.

In der Nähe der Ulmenburg liegt ein Acker, der den Namen des Bannackers führt. Von dem Ursprung dieses Namens wird folgende Sage erzählt:

Frau Judith, die Wittwe des Kastellans auf Ulmenburg, lebte seit dem Tode ihres Mannes in einem Häuschen unweit

der Burg, großentheils vom Ertrage eines kleinen Feldes, welches ihr gehörte. Sie hatte eine einzige Tochter, Imma, die zum schönen Mädchen heranwuchs. Als diese sechzehn Jahre alt war, pflanzte Frau Jutte einen Acker mit Flachs, den sollte ihre Tochter selbst spinnen und die aus dem Gespinnst gewebte Leinwand sollte zu des Mädchens Aussteuer aufbewahrt werden.

Es wohnten aber in der Nachbarschaft einige lose Gesellen, die es für bequemer hielten, zu stehlen, als zu arbeiten, und die es besonders auf Plünderung der Felder abgesehen hatten. Der Flachs, den Frau Jutta gesät, gedieh vortrefflich und war der schönste in der Gemarkung. Deß freute sich die Wittwe über die Maßen, aber Imma sagte traurig: „Gewiß werden ihn mir die Diebe stehlen."

„Da wollen wir ihnen vor thun", brummte die Wittwe. „Ich weiß ein Sprüchlein, das lernst Du auswendig und gehst hinaus auf den Flachsacker und sagst es her, und wenn die Diebe den Acker betreten, so sind sie festgebannt und können nicht mehr entweichen."

Imma lernte den Segen, und als am nächsten Sonntag die Festglocke den Tag verkündigte, ging sie hinaus und sprach wie folgt:

„Dieb oder Diebin, ich binde euch mit dem Bann, mit dem Christus die Hölle gebunden, mit seinen heiligen Wunden. Es stehen drei Ilgen auf unsers Herrgotts Grab; die erste ist gütig, die zweite ist sanftmüthig, die dritte ist sein göttlicher Wille, wer darunter ist, muß halten still, so lang Gott und ich es will."

„Wohl drei und dreißig Engel bei einander saßen und mit Maria die Ehren pflogen, da sprach der heilige liebe

Daniel: Schaut, liebe Frau, ich sehe Diebe herangehen, die wollen dir dein liebes Kind stehlen, das kann ich dir nicht verhehlen. Da sprach unsre liebe Frau zu St. Peter: Bind, St. Peter, bind. Da sprach St. Peter: Ich habe festgebunden mit einem Band, mit Christi selbst eigener Hand. Also sind meine Diebe gebunden mit Christi selbst eignen Händen, wenn sie einen wollen stehlen im Hause, im Kasten, auf Wiesen oder Acker, im Holz oder Felde."

Nachdem Imma diesen Segen gesprochen, kehrte sie nach Hause zurück, nicht ohne bängliche Erwartung des Erfolgs, der auch nicht getäuscht wurde. Denn als sie am Morgen des nächstfolgenden Tages vor Sonnenaufgang, gemäß der Vorschrift, auf den Flachsacker ging, fand sie daselbst zwei junge Burschen festgebannt, so zwar, daß sie unfähig waren, sich von der Stelle zu bewegen. Sie jammerten und flehten die Jungfrau, sie doch vom Bann zu lösen, aber obgleich des Mägdleins Herz nicht arm an Erbarmen war, so konnte sie doch das Verlangen der Gefangenen nicht gewähren, denn sie hatte unglücklicherweise die Lösungsformel vergessen, und man mußte zuletzt einen Geistlichen herbeiholen, um sie von dem Zwange frei zu machen. Dadurch wurde der Vorfall kund und der Acker erhielt vom Volke den Namen des **Bannackers**.

8.

Die Wolfshöhle.

Bei der Teufelskanzel, dicht am Wege nach Gernsbach, zieht sich links ein Fußpfad in die Tiefe hinab, der zu einer Felsenmasse führt, die insgemein die Wolfsschlucht genannt wird. Einst verirrte sich in einer Mondscheinnacht ein armer Fiedler dahin, der von einer Bauernhochzeit heimkehrte und des Weines etwas zu viel genossen hatte. Die Gegend erschien ihm so ganz fremd, daß er nicht wußte, in welcher Richtung seine Heimath lag. Müde lehnt er sich an die Felsenwand und seine Augen werden immer kleiner, da hört er, daß etwas durch das Gebüsch raschelt, und seine Furcht geht in Entsetzen über, als er jetzt einen großen Wolf erblickt, der die funkelnden Augen auf ihn richtet. In der Angst seines Herzens fängt er auf seiner Geige alle Tänze zu spielen an, die er gelernt und verlernt. Der Wolf scheint anfangs nur überrascht, als aber der Fiedler immer wilder und wilder auf den Saiten herumtobt, da ging sichtbar sein Erstaunen in Furcht über, und er entfernte sich rasch, als ob die Büchse des Jägers ihm dräute.

Der Wolf war längst ins Weite, als der arme Geiger noch immer mit allen Mißtönen seines Instrumentes die Wildniß erfüllte, bis endlich der Morgen anbrach und der Fiedler sich von aller Gefahr befreit sah.

9.
Die Pfalz im Rheine.

Auf dem Hügel, an welchen sich das weinreiche Bacharach lehnt, stehen noch die Trümmer der einst weiten und festen Burg Staleck. Sie war im zwölften Jahrhundert ein Eigenthum des Pfalzgrafen Konrad aus dem Hause der Hohenstaufen, der eine einzige Tochter hatte, Agnes mit Namen. Der Ruf von ihrer Schönheit ging durch ganz Deutschland, und viele Ritter und Herren zogen nach Bacharach, um sich ihres Anblicks zu erfreuen, wenn sie auch nicht hoffen durften, ihre Hand davon zu tragen. Die Kunde davon kam auch zu den Ohren des tapfern Heinrich Welf von Braunschweig, und er brannte vor Verlangen, die Jungfrau zu sehen, deren Preis in allen Ländern erschallte. Die Welfen waren aber seit lange feindlich gesinnt gegen die Hohenstaufen, und Kaiser Friedrich der Rothbart, ein Halbbruder Konrad's, hatte jenen den Untergang geschworen. Heinrich durfte sonach nicht wagen, nach Staleck zu gehen, wenn er sich nicht großer Gefahr aussetzen wollte, und auf keinen Fall konnte er der Hoffnung Raum geben, die schöne Agnes als Gattin heimzuführen. Doch einst, bei einem lustigen Gelage, dem einige Ritter beiwohnten, die im Lobe der schönen Pfalzgräfin kein Ende finden konnten, vermaß sich Heinrich, er werde nach Bacharach gehen, um das Wunderbild mit eigenen Augen zu schauen. Des andern Tages machte er sich auch wirklich dahin auf den Weg, gefolgt von einem

alten treuen Lehnsmann, Hans von Gleichen, und einem Diener. Als sie noch eine Tagereise vom Rheine entfernt waren, tauschten sie ihre Kleider um, und gaben sich für Pilger aus, die nach Köln ziehen wollten. Auf Staleck, wo sie um eine Nachtherberge baten, wurden sie freundlich aufgenommen. Der Pfalzgraf war eben abwesend, aber die Pfalzgräfin und ihre schöne Tochter kamen ins Gemach, wo die Fremdlinge beim Abendbrot saßen, hießen sie willkommen, und die Gräfin füllte einen Becher mit köstlichem Weine, den Agnes ihnen darreichte.

Heinrichs Herz wurde vom Anblicke der Jungfrau wie von einem Zauber ergriffen, denn eine unbeschreibliche Huld war über ihr ganzes Wesen verbreitet. Er hatte Mühe, sich zu fassen und auf die Fragen der Frauen mit Besonnenheit zu antworten.

„Ihr kommt von Braunschweig", fragte die Pfalzgräfin unter Anderm, „erzählt mir doch etwas von Heinrich, Euerm jungen Herrn! Er ist nicht der Freund unsers Hauses, allein er soll edeln Sinn haben und nicht rauh und hart seyn gegen seine Leute, und das muß man auch am Feinde schätzen."

Heinrich gerieth in sichtbare Verlegenheit, aber der von Gleichen nahm augenblicklich das Wort und redete viel zum Lobe des Braunschweigers. „Nur Eins", setzte er hinzu, „nur Eins muß ich an ihm tadeln: er ist ein Wagehals, und sein Muth ist stets größer, nicht nur als die Gefahr, sondern auch als die Klugheit."

„Das haben die 'Welfen mit den Staufen gemein", bemerkte die Gräfin. „Der Fuchs ist wohl auch klüger, als der Löwe, darum wollen wir aber doch nicht jenen über diesen stellen."

Heinrichs Augen leuchteten bei diesen Worten der Pfalzgräfin, und er hätte ihr mögen die Hand drücken. Sie bemerkte wohl, daß etwas in seinem Innern vorging, wußte es aber nicht zu deuten; doch verweilte ihr Auge forschend auf seiner Gestalt.

„Es ist seltsam", fing sie nach einer Weile an, „es ist seltsam, wie die Sachen in der Welt gehen, und man muß wohl bei den meisten Ereignissen im menschlichen Leben die Wahrheit des Sprüchwortes anerkennen: der Mensch denkt und Gott lenkt. Als ich mein sechzehntes Jahr erreicht hatte, sollte ich dem Vater Eures Herrn verlobt werden."

Heinrichs Verlegenheit wuchs bei dieser Rede; er fürchtete, sich zu verrathen, schützte eine Uebelkeit vor und eilte in's Freie hinaus. Die Pfalzgräfin und ihre Tochter glaubten an das Vorgeben des Fremden und zeigten sich recht besorgt um ihn. Der von Gleichen äußerte jedoch, es habe nichts auf sich. „Junges Blut kommt leicht in Gährung" sagte er; „ein oder zwei Feldzüge werden es schon zur Ruhe bringen. Das wilde Brausen und Stürmen war ehemals auch in mir, aber das Leben hat mich abgekühlt, und so wird's dem jungen Gesellen auch gehen."

Die Pfalzgräfin forschte auf eine gute Weise nach der Herkunft ihrer Gäste.

„Ich will Euch nicht bergen", antwortete der Pilger, „daß wir Lehensmänner des Braunschweigers sind. Ein Gelübde führt uns an den Rhein; im Lande ist jetzt Friede, aber das Herz braucht auch seinen Gottesfrieden."

Heinrich trat wieder herein, und die Frauen entfernten sich. Als die Pilgrime in der Frühe des andern Tages Staleck verließen, fanden sie am Ufer ein Schiff in Bereitschaft,

welches die Pfalzgräfin bestellt hatte, um sie nach Köln zu bringen. Auch ließ sie ihnen sagen, sie möchten bei der Rückkehr wieder Herberg auf dem Schlosse nehmen.

Auf die holde Agnes hatte die herrliche Gestalt des Braunschweigers einigen Eindruck gemacht, doch wäre dieser ohne Zweifel bald vorübergegangen, wenn nicht die Mutter das Gespräch auf ihn geleitet und die Vermuthung geäußert hätte, er möge wohl von edlem Stamme seyn, und sein Gesicht sehe ganz in das Geschlecht der Welfen.

Agnes erschrack bei diesem Namen, denn die Welfen waren ja die geschworenen Feinde ihres Hauses. Die Mutter bemerkte es, und sagte:

„Wollte Gott, dieser Pilgrim wäre Heinrich von Braunschweig und ein guter Engel hätte ihn nach Staleck geführt, um den alten Haß durch einen neuen Liebesbund zu tilgen."

„Der Vater würde dies nie zugeben", lispelte Agnes in anmuthiger Verwirrung.

Die Pfalzgräfin streichelte ihr lächelnd die Wange. „Dein Vater ist starrsinnig", sagte sie, „allein mich schreckt das nicht."

Im Gemüthe der Jungfrau ging seit dieser Unterredung eine sichtbare Veränderung vor. Sie versank in stille Schwermuth und stand stundenlang auf dem Söller und schaute träumerisch den Rhein hinab. Sechs Tage gingen so vorüber, da kamen die Pilgrime wieder von ihrer Betfahrt zurück nach Staleck, und wurden der Pfalzgräfin gemeldet. Sie ließ Heinrich allein vor sich bringen, und fragte mancherlei über Köln und wie es ihm unterwegs ergangen. Nachdem das Gespräch eine Weile gedauert, sah sie ihn gar freundlich an und sagte: „Ihr könntet mir etwas Angenehmes erweisen."

„Wenn ich das könnte, würde ich mich glücklich preisen“, antwortete der Braunschweiger.

„Es steht nur bei Euch, und ist etwas, was jeder Ehrenmann thun mag.“

„Ihr habt mein Wort, Frau Pfalzgräfin“, rief Heinrich, „gebietet Eurem Diener.“

„Sagt mir Euren Namen!“

„Ich bin Heinrich von Braunschweig“, erwiederte dieser mit edlem Stolze. „Der Ruf von der Schönheit Eurer Tochter hat mich hierher gezogen. Vielleicht seht ihr jetzt in mir nur den Welfen, den Feind der Hohenstaufen; aber ich schwöre bei dem Gott, der uns sieht und hört, der erst Blick in die Augen der holdseligen Agnes hat mein Herz mit so viel Liebe erfüllt, daß für den Haß kein Raum mehr darin ist.“

„Unter diesem Dache wird die Gastfreundschaft nicht verletzt, und am wenigsten an Euch“, entgegnete die Gräfin und reichte ihm die Hand.

„Möchte der Pfalzgraf auch so gestimmt seyn“, seufzte Heinrich, „dann würde ich ihn bitten, mich zum Eidam anzunehmen.“

Die Gräfin besann sich eine Weile und ergriff alsdann seine Hand. „Ich sollte Eurem Vater zu Theil werden“, sagte sie, „aber ich sehe wohl, der Himmel hat unsere Kinder für einander bestimmt. Kommt mit mir!“

Sie führte ihn hierauf in das Gemach ihrer Tochter, die beim Anblicke des schönen Pilgrims zusammenschrack und sich kaum zu fassen wußte.

„Agnes“, sagte die Mutter, „rathe einmal, wer hier vor Dir steht? — Es ist Herr Heinrich von Braunschweig, der um Deine Hand wirbt.“

„Liebe Mutter", lispelte Agnes, „ich will das mit Euch bedenken." Sie warf bei diesen Worten einen schüchternen Blick auf den Jüngling und barg ihr glühendes Antlitz am Busen der Mutter.

Heinrich entfernte sich jetzt, denn er fühlte wohl, daß seine Gegenwart in diesem Augenblicke für die Jungfrau drückend sei. Er ging in den Burggarten und mochte wohl da einige Stunden auf und abgewandelt seyn, als ihm die Pfalzgräfin das ersehnte Jawort brachte. Beide überlegten nun, was ferner zu thun seyn möchte, den Pfalzgrafen zu gewinnen, und sie kamen überein, Heinrich sollte nach zwei Tagen Staleck verlassen und heim nach Braunschweig ziehen und dort Botschaft erwarten, wie Konrad die Sache aufgenommen. Auf Staleck sollte indessen Alles noch ein tiefes Geheimniß bleiben.

Die beiden Tage der ersten Liebe gingen für Agnes und Heinrich gar schnell vorüber. Die Mutter hatte ihre Hände in einander gelegt und sie gesegnet, und Heinrich hatte den Schwur gethan, Agnesen treu zu bleiben und sie als seine Gattin zu betrachten, auch wenn das Schicksal sie auf immer von ihm trennen würde. Der Abschied war schmerzlich, doch besaß die Jungfrau Muth und Entschlossenheit. „Alles um Liebe, dieß sei unser Denkspruch!" Mit diesen Worten reichte sie ihm die Hand zum letzten Lebewohl „und Alles um Liebe!" erwiederte Heinrich, drückte die Verlobte noch einmal an sein Herz und eilte dann an den Rhein hinab, wo die Gefährten sein warteten.

Der Vorfall war indeß auf Staleck nicht ganz geheim geblieben, und als Pfalzgraf Konrad einige Tage nachher zurückkam, erfuhr er bald, was die Gemahlin und Tochter

ihm noch hatten verbergen wollen. Er stellte sich jedoch, als wäre ihm nicht das Mindeste zu Ohren gekommen. Vielmehr schien er weit aufgeräumter als sonst, so zwar, daß es die Pfalzgräfin als ein gutes Zeichen ansah, und bei der ersten besten Gelegenheit die Rede auf den Braunschweiger brachte. Konrad wußte sie schlau bei dem Gegenstande festzuhalten, und sie ergoß sich zuletzt ganz unverholen in das Lob des jungen Welfen.

Der Pfalzgraf versetzte lachend: „am Ende hättest Du wohl Lust, ihm unsere Agnes zum Weibe zu geben?“ Dies sagend, entfernte er sich, ohne die Antwort abzuwarten. Die Pfalzgräfin war recht froh, daß er die Sache nicht schlimm aufgenommen, und eilte alsbald zu ihrer Tochter und gab ihr Nachricht von der Unterredung.

„Vielleicht wenn er selbst käme“, sagte Agnes, halb hoffend, halb ängstlich.

Die Mutter fand den Gedanken vortrefflich, und es wurde beschlossen, dem Braunschweiger Botschaft zu schicken, und ihn einzuladen, sobald als möglich auf Staleck einzutreffen.

Etwas abwärts von Staleck, nahe am rechten Rheinufer, ragte ein breiter Fels aus dem Strome, mit einer Fischerhütte. Die Pfalzgräfin hatte diese Stelle lieb, und wenn sie Morgens aus ihrem Fenster in die herrliche Landschaft hinausschaute, verweilte ihr Auge besonders gerne auf der Felsenhütte. Den Tag nach ihrer Unterredung mit ihrem Ehegemahl bemerkte sie, daß die Hütte verschwunden war, und viele Menschen sich beschäftigten, an der Stelle desselben ein anderes Gebäude aufzuführen.

Sie wußte die seltsame Erscheinung nicht zu erklären und fragte den Pfalzgrafen, was das zu bedeuten habe? Er antwortete mit einem halben Lächeln: „Die Kaufleute fahren mir den Zoll ab, drum will ich ihnen eine Falle bauen."

Sie hielt das Vorgeben für Ernst, und ihr Herz gab sich ganz der Hoffnung hin, das Glück ihrer Agnes bald in schöner Blüte zu sehen. Heinrich konnte bald von Braunschweig eintreffen, und das Uebrige, meinte sie, würde sich von selbst geben. Allein noch bevor der Braunschweiger anlangte, dessen Reise durch einige widrige Vorfälle verzögert wurde, war der Thurm auf dem Fels im Rheine fertig, und als die Pfalzgräfin eines Morgens nach ihrer Agnes fragte, die sie umsonst auf ihrem Gemache gesucht hatte, erzählte ihr ein treuer Knecht ganz heimlich, und mehr mit Geberden als Worten, der Herr Pfalzgraf habe sie Nachts in den neuerbauten Thurm geführt und sie dort, nebst einem Diener und ein Paar Mägden, eingesperrt.

Diese unerwartete Nachricht schnitt der Pfalzgräfin tief ins Herz. Allein sie verlor die Besonnenheit nicht und die Begierde, sich an ihrem Gemahl zu rächen, war größer, als der Kummer über das Schicksal ihrer Tochter. Unter den Leuten des Pfalzgrafen befand sich ein kühner, verschlagener Knappe, Rütiger mit Namen; diesem vertraute sie sich und fertigte ihn mit einem Brieflein an den Braunschweiger ab, den er, ihrer Rechnung nach, unterwegs treffen mußte; zugleich fand sie einen sichern Weg aus, der armen Agnes einige Nachrichten zukommen zu lassen. Der Burgvogt hatte eine abgerichtete Brieftaube, die in wenigen Tagen die Reise nach dem Thurme machen lernte. Gegen ihren Gemahl

zeigte die Pfalzgräfin einen stillen, verschlossenen Gram; sie legte Trauerkleider an und verschloß sich stundenlang in ihr Gemach.

Es nahte der Geburtstag der schönen Agnes; seit siebzehn Jahren zum ersten Mal ein Tag der Trauer auf Staleck. Am Vorabend, als die Pfalzgräfin eben im Erker der Burg saß und den Strom hinab schaute, trat ihr Gemahl zu ihr herein und faßte freundlich ihre Hand mit den Worten: „Du sollst morgen zum zweiten Mal Deine Agnes erhalten. Ihr habt Beide gebüßt für Eure Thorheit, und ich denke, das hat Euch zu Verstand gebracht. Die Welfen sind unsere Feinde."

„Aber was hat Heinrich Dir gethan?" fiel die Pfalzgräfin ein.

„Ist er nicht ein Welfe?"

„Kann er mehr dafür, als Du, daß Du ein Hohenstaufe bist?"

Der Pfalzgraf rieb sich die Stirn und sah finster zur Erde. Die Pfalzgräfin warf sich an seinen Hals.

„Versprich mir", rief sie, „versprich mir, Deiner Tochter zu verzeihen und auch dem Braunschweiger."

„Verzeihen, und am Ende das alte Lied von neuem hören", brummte Konrad, und versuchte sich von seiner Gemahlin loszumachen; allein sie hielt die Hände fest um seinen Nacken geschlungen und bedeckte seinen Mund mit Küssen.

„Nur verzeihen sollst Du ja, nichts als verzeihen."

„Nun meinetwegen", rief der Pfalzgraf; „aber auch nichts weiter als verzeihen!"

„Ich habe also Dein Wort?"

Konrad sah seine Gattin mit Blicken des Unwillens an. „Gilt Dir mein Ja nicht mehr?“ fragte er ärgerlich.

„O es gilt mir mehr, als ein Eidschwur“, sagte die Pfalzgräfin, „und damit Du siehst, wie fest ich auf dieses Ja! der Verzeihung baue, so will ich Dir eröffnen, daß unsere Agnes die Gemahlin Heinrichs von Braunschweig ist.“

Der Pfalzgraf stand sprachlos vor Ingrimm; ohne ein Wort hervorzubringen, verließ er das Gemach und stürmte hinab in den Garten. Die Pfalzgräfin kannte seinen Sinn und seine Weise, und es war ihr ein gutes Zeichen, daß er seinen Zorn nicht in Drohungen ausgeschüttet. Nach ohngefähr einer halben Stunde trat er wieder zu ihr herein, zwar etwas finster und rasch, doch ohne Heftigkeit.

„Wie kam Heinrich in den Thurm?“ fragte er.

„Er schwamm hinüber.“

„Durch wen erhielt er Botschaft?“

„Durch mich.“

„Wer machte den Briefträger zwischen Dir und Agnes?“

„Die Taube des Burgvogts.“

Der Pfalzgraf schritt jetzt das Zimmer einigemal auf und ab und schien nachzudenken. Die Pfalzgräfin folgte ihm mit unverwandten Blicken, denn sie verstand es, in seinen Gebehrden zu lesen. Er stellte sich an das Fenster mit untergeschlagenen Armen und schaute lange den Strom hinab. „Der Thurm soll mir doch nicht umsonst erbaut seyn“, sagte er endlich für sich hin.

„Was meint mein Herr und Gemahl?“ fragte die Pfalzgräfin mit schmeichelnder Stimme.

„Ich meine“, versetzte der Pfalzgraf, „ich meine, daß Agnes in diesem Thurme bleiben soll, bis ihre Niederkunft

erfolgt ist. Ob ihr Gemahl ihr Gesellschaft leisten will, das stell' ich in sein Belieben."

Die Pfalzgräfin versuchte umsonst alle weiblichen Zauberkünste, um ihn auf andere Gesinnung zu bringen; er beharrte fest bei seinem Entschlusse, und wollte weder seine Tochter noch ihren Gemahl sehen, bis sie ihm einen Enkel bringen würden, der in dem Thurme geboren worden.

Dies geschah denn auch, und die Jungfrau kehrte als Gattin und Mutter nach Staleck zurück.

Von dieser Sage hat sich eine andere gebildet, nach welcher in der Pfalz bei Caub die rheinischen Pfalzgräfinnen jedesmal ihre Niederkunft hätten halten müssen.

10.

St. Goar.

In dem schauerlichen Felsenthale, welches noch jetzt seinen Namen trägt, baute sich im Jahr 575 der heilige Goar seine Zelle. Diese Gegend wurde von armen Fischern bewohnt und war sehr gefährlich für die Schiffenden. Der fromme Mann nahm hier seinen Wohnsitz, um denen, die Schiffbruch gelitten, beizustehen, und die Fischer in der Lehre des Evangeliums zu unterrichten. Auch fand jeder müde Wanderer in seiner Zelle ein Obdach und ein Pilgermahl. Kein Wunder, daß der Name des wohlthätigen Eremiten weit und breit bekannt wurde. Auch König Siegbert hörte von ihm und rief ihn an seinen Hof und wollte ihn zum

Erzbischof von Trier machen, aber der demüthige Goar schlug es aus und kehrte zu seinen armen Fischern zurück.

Als er alt und siech auf dem Sterbebette lag, schickte ihm König Siegbert zwei Priester, und ließ später ein Kirchlein auf dem Grabe des heiligen Goar bauen, welches bald mit Gütern und Opfern reichlich beschenkt wurde. Wunder geschahen an seinem Grabe, und seine Zelle blieb nach wie vor der Sitz der Gastfreundschaft, und wer kalt und gleichgültig vorüberging, dem begegnete gewiß etwas Schlimmes. So geschah es Carl dem Großen, als er auf einer Rheinreise gleichgültig an der Zelle des Heiligen vorüberfuhr. Er wurde plötzlich von einem so dicken, finstern Nebel umgeben, daß er zwischen St. Goar und Koblenz auf offenem Felde übernachten mußte. Seine Söhne Carl und Pipin, welche tödtlichen Haß gegen einander trugen, fanden sich am Grabe des Einsiedlers, und plötzlich war aller Groll in ihnen geschwunden, und sie sanken sich versöhnt in die Arme. Auch Carls geliebte Gemahlin, Fastrade, suchte hier und fand Genesung von einer schmerzlichen Krankheit.

Räuber zerstörten später das Grab des heiligen Goar und verbrannten die Kirche, in welcher manches kranke Herz Linderung, und die Zellen, in denen viele müde Wanderer gastliche Aufnahme gefunden hatten.

11.

Die heilige Hildegard.

Auf dem Rupertsberge bei Bingen sah man noch bis vor wenigen Jahren die mit Epheu bewachsenen Trümmer einer Kapelle, die letzten Ueberreste eines Klosters, in welchem die heilige Hildegard lebte. Die Laster der Geistlichen und die Gewaltthaten der Fürsten ihrer Zeit wirkten tief auf ihr frommes Gemüth; sie nahm ihre Zuflucht zu Gebet und Kasteiungen, und bekam bald Visionen. In der That findet man in ihren Prophezeihungen ein auffallendes Bild unserer Zeit.

Der Muth, womit eine schwache Jungfrau aus dem Dunkel ihrer Zelle die Missethaten der Großen und die Gebrechen der Geistlichkeit zu strafen wagte, erregte Bewunderung, und der Glaube an ihre Weissagungen verbreitete sich allgemein.

Der heilige Bernhard, als er nach Deutschland kam, um das Kreuz zu predigen, besuchte sie auf dem Rupertsberge, und forderte sie auf, ihre Stimme mit der seinen zu vereinigen zum Aufruf an die Christenheit. Bernhard's Beredsamkeit konnte ihre Wirkung auf die schwärmerische Hildegard nicht verfehlen; begeistert von seinen Entwürfen, schrieb sie an den Pabst, den Kaiser, die Bischöfe und Fürsten, und warnte sie, durch ihre Laster und Uneinigkeit nicht den Untergang des Reiches und der Kirche herbeizuführen.

Beim Abschiede schenkte Bernhard der Jungfrau ein Ge-

betbuch, ein Messer und einen Ring, mit der Inschrift: Ich leide gern! Man zeigt diese Reliquien noch auf der Bibliothek zu Wiesbaden.

Bernhard ging jetzt nach Mainz und Speier, wo Kaiser Konrad eben eine Reichsversammlung hielt, und predigte mit wunderbarem Erfolge. Alles ließ sich mit dem Kreuze bezeichnen.

Als er später in Frankfurt predigte, stieg Hildegard auf den Feldberg, und flehte dort den Himmel um Sieg für das Heer des Kreuzes. Sie hob so lange die Hände zum Himmel, bis sie ermattet auf den Brunhildenstein niedersank. Ihre Gestalt drückte sich in den harten Stein ein, und darum war dieser Stein noch lange nachher ein Gegenstand der Verehrung bei dem Volke.

12.

Der Zweikampf bei Mainz.

Heinrich IV. war wohl der unglücklichste der deutschen Kaiser, aber auch der charakterloseste. Uebermüthig im Glück, feig im Unglück, war er sein ganzes Leben hindurch ein Spielball der Umstände und nie einer männlichen Erhebung fähig. Die Fürsten und Städte hatten ihn meist verlassen, und schon war Herzog Rudolf von Schwaben von den Churfürsten an seiner Statt zum deutschen Könige gewählt; aber am Rhein, wo der Stammsitz seines Hauses war, schlugen für Heinrich noch treue Herzen. Strasburg, Speier,

Worms, Oppenheim, Mainz ꝛc. erklärten sich für ihn, und die Bürger griffen zu den Waffen. Heinrich faßte wieder Muth; er beschied die Fürsten und die Abgeordneten der Städte nach Oppenheim, um sich mit ihnen zu vertragen. Aber die Fürsten entgegneten ihm, er habe Mörder gedungen gegen die Herzoge von Schwaben und Kärnthen, und man könne nicht mit ihm unterhandeln, bis er sich von dieser Anklage gereinigt.

Reginger, ein ehemaliger Liebling des Kaisers, war aufgetreten mit der Beschuldigung, Heinrich habe ihm großes Geld geboten, wenn er gedachte Herzoge aus der Welt fördern wolle. Als er, Reginger, sich dessen geweigert, habe Ulrich von Kostheim, der Vertraute des Kaisers, diesen Auftrag erhalten. Die Fürsten verlangten deshalb ein Gottesurtheil. Der von Kostheim sollte mit Reginger auf der Merau bei Mainz fechten. Heinrich willigte ein und Ulrich von Kostheim erschien am bestimmten Tage und zur angesetzten Stunde innerhalb der Schranken. Bald kam auch Reginger; aber statt des Speeres trug er eine Hopfenstange und um den Helm war ein Strohkranz geflochten. Die Zuschauer lachten und die Kampfrichter geriethen in Verlegenheit. Aber plötzlich stürzte ein schönes junges Weib im weißen Gewande, mit losgebundenen Haaren in den Kreis und rief mit herzdurchschneidender Stimme: „Mein Gemahl ist wahnsinnig, kämpft nicht gegen ihn, um Gotteswillen! Die Freunde des Kaisers haben ihm einen Trunk beigebracht, der seine Sinne verwirrte!"

„Das ist freche Lüge!" schrie Ulrich von Kostheim; „wenn er wahnsinnig geworden, so hat ihn Gottes Finger gezeichnet, weil er freche Lügen gegen den Kaiser, seinen Herrn, ausgesagt."

Da erhob sich Reginger's Gattin mit Hoheit und rief: „Es ist ein Gott, der wird richten zwischen uns: Kaiser Heinrich wird einst nicht haben, wo er sein Haupt hinlege; er wird als Gefangener vor seinem Sohne knien und die Bischöfe werden ihm die Krone vom Haupte nehmen und den Purpurmantel abreißen."

Bei diesen Worten sank sie ohnmächtig zu Boden; aber durch Heinrichs Seele ging das Vorgefühl, daß die Weissagung der Unglücklichen in Erfüllung gehen werde.

13.

Der Wolfsbrunnen.*)

Als der Jettenbühl bei Heidelberg noch dichter Wald war, da wohnte in seinem Schatten eine Seherin, Namens Jette. Sie war von hoher, edler Gestalt, und in Würde und Anmuth glich sie einer Unsterblichen. Ein edler Jüngling aus dem Frankenvolke hörte von der Seherin, und beschloß, sie aufzusuchen und über sein Schicksal zu befragen. Sein Herz kannte keine Furcht, als er aber nun vor ihr stand, und sie ihm wie eine Jungfrau aus Walhalla erschien,

*) S. das bei dem Verleger dieses erschienene liebliche Büchlein: „Die Sage vom Wolfsbrunnen. Mährchen. Von Amalie v. Helwig, geb. v. Imhoff. 2te Aufl. Mit 1 Kupfer. 8. Br. 1 fl. od. 16 gr. Ausgabe mit fünf Kupfern, geb. in Futteral. 2 fl. oder 1 Thl. 8 gr.

da antwortete er etwas verzagt auf ihre Frage, was er verlange: „Hohe Jungfrau, Dir ist die Gabe verliehen, in die Zukunft zu sehen, laß mich meine Zukunft wissen." Jette warf einen forschenden Blick auf den schönen Heldenjüngling, und in ihrem Herzen schien plötzlich eine Veränderung vorzugehen.

„Komm Morgen wieder, sobald die Sonne zum Untergange sich neigt, ich will indeß die Runen fragen."

Der Jüngling erschien des andern Tages zur bestimmten Stunde im geweihten Haine. Er fand die Seherin nachdenkend und fast traurig. „Was haben die Runen gesagt", fragte er. Sie schüttelte das lockige Haupt und seufzte. „Die Deutung ist mir nicht ganz klar geworden", sagte sie, „aber ich fürchte, unsere Lebenssterne berühren sich."

„Dann wäre ich überglücklich", rief der Jüngling und sank zu ihren Füßen hin und ergriff ihre Hand, die er mit glühenden Küssen bedeckte. „Willst Du Dein Loos an meines knüpfen?" fragte die Jungfrau. Der Jüngling betheuerte es bei allen Göttern.

„Unser Glück muß den Augen der Menschen verborgen bleiben", sagte die Seherin und bezeichnete ihm die Quelle, die jetzt unter dem Namen des Wolfsbrunnens bekannt ist, zum Orte ihrer nächtlichen Zusammenkunft. Aber in der ersten Nacht, als der Jüngling zur Quelle kam, bot sich ihm ein furchtbares Schauspiel dar: die Jungfrau lag an der Erde und auf ihrer Leiche stand ein gräßlicher Wolf und zerfleischte die zarten Glieder. Der Mond beleuchtete die gräßliche Scene. Der Jüngling riß augenblicklich sein Schwert aus der Scheide und stürzte auf das Unthier zu, welches sich zur Wehre setzte, aber, im Nu vom tödtlichen Eisen getroffen, zu Boden stürzte.

Die Seherin wurde an der Quelle begraben, und diese erhielt von dieser Zeit an den Namen Wolfsbrunnen.

11.

Die Yburg.

Der Erbauer dieser, auf einem in die Ebene vorspringenden Bergkegel, zwei Stunden von Baden gelegenen, in ihren Ruinen noch vorhandenen Burg, ist unbekannt. Gegen Ende des sechszehnte Jahrhunderts wurde sie noch von einem Kastellan bewohnt, und der unglückliche Markgraf Eduard Fortunat, ein Sohn der schönen Cäcilie von Schweden und Enkel Gustav Wasa's, hatte hier sein alchymistisches und magisches Laboratorium, wo namentlich zwei Italiener, Paul Pestalozzi von Clavenna und Muscatello von Chio, mit ihm arbeiteten.

Unter Anderm verfertigte Pestalozzi aus Wachs ein Bildniß des Markgrafen Ernst Friedrich von Durlach, dem geschwornen Feinde Eduard Fortunats, wobei allerlei Zauberformeln gesprochen wurden. Dies sollte die Wirkung haben, daß eine Kugel oder ein Pfeil, die auf das Bild geschossen wurden, das Urbild träfe. Als das Bild fertig war, heftete man es an die Thür und ein Pistol wurde darauf abgedrückt. Die Kugel zerschmetterte das Bild, drang aber zugleich durch die dünnen Bretter der Thür und man vernahm augenblicklich einen durchdringenden Schrei. Die schöne achtzehnjährige Tochter des Kastellans, die das Herz des Markgrafen

gewonnen hatte, lag, von dem Schusse in die Brust getroffen, in ihrem Blute am Boden, und seit dieser Zeit spukte es jede Nacht auf der Yburg so furchtbar, daß sie verlassen werden mußte.

Später, erzählt die Sage, beschworen die Kapuziner in Baden alle Kobolde und andere Hausgespenster in einen Sack, und trugen sie auf die alte Yburg, wo sie losgelassen und in den Ruinen festgebannt wurden, weswegen sich auch selten nur Menschen in die Nachbarschaft der zerfallenen Yburg wagten.

15.

Das Brigittenschloß.

Oestlich vom Erlenbad, eine halbe Stunde von Sasbach, wo Türenne's Denkmal steht, erhebt sich ein hoher, steiler Bergkegel, der auf seiner Spitze die wenigen Ueberreste des Brigittenschlosses bewahrt.

Die Sage erzählt, in uralter Zeit habe das Schloß tiefer gestanden, da, wo jetzt das Landhaus Aubach liegt, und in dem Schlosse habe eine Edelfrau gewohnt, Brigitte mit Namen; die sei in allen bösen Künsten Meisterin gewesen, und habe oft die Umgegend mit Seuchen, Hagel, Insecten und andern Plagen heimgesucht. Darob zürnte das Volk, und als einst ein furchtbares Gewitter allen Segen des Feldes zerstört hatte, sammelten sich die Bewohner aller umliegenden Dörfer und Höfe, und zogen mit Sensen,

Dreschflegeln, eisernen Gabeln, auch einige mit Bogen und Streitäxten bewaffnet gegen die Burg der Frau Brigitte, und forderten laut ihren Tod. Dem Zuge voran trug man ein Kreuz, das man aus einer Kirche mitgenommen, als das sicherste Mittel, den Zauberspuk der Frau Brigitte unwirksam zu machen. Als der Haufe bei der Burg anlangte, fand er die Thore verschlossen, die Zugbrücke aufgezogen, und auf der Mauer sah man eine Menge kleiner Männlein sich hin und herbewegen, die eher Affen als Menschen glichen. Manchen kam ein Grauen an, aber ein Mönch, der den Haufen begleitete, erhob den gesunkenen Muth durch die Versicherung: sobald sich Jeder mit dem Zeichen des Kreuzes bezeichne, müsse alles höllische Blendwerk verschwinden.

Da man sah, daß die Burg nicht im Anlauf genommen werden könne, wurde beschlossen, Leitern herbeizuschaffen und den andern Tag zu stürmen, die Nacht aber sollten rings um die Burg Wachtfeuer angezündet und alle Aus- und Eingänge streng bewacht werden.

Die Nacht brach herein, die Wachtfeuer loderten hoch empor, kein Schlaf kam in die Augen der Belagerer. Um Mitternacht sah man aber plötzlich auf dem Thurme der Burg drei blaue Flämmlein tanzen. Gleich darauf erschien Frau Brigitte, einen Zauberstab in der Hand, womit sie nach den vier Weltgegenden deutete, und dabei eine Zauberformel sprach. Plötzlich zitterte der Boden, ein fürchterliches Geheul ließ sich in der Luft hören, die Sterne erloschen, und mit einem Knall, als wollte die Erde bersten, riß sich der feste Bau aus seiner Tiefe los und schwebte, von einer unsichtbaren Kraft getragen, auf die Spitze des Berges, wo jetzt die Trümmer des Brigittenschlosses stehen, und wurzelte

da im Boden, als wäre es ursprünglich an dieser Stelle gegründet worden. Erstarrt vor Entsetzen, schauten der Mönch und sein Heer der Erscheinung nach, aber ihr Schrecken wurde wo möglich noch vergrößert, als die Zauberin von dem aufwärts strebenden Thurme herabrief: „Wenn ihr mich in meinem neuen Wohnsitze beunruhigt, werde ich Eure Wohnungen, und was darin ist, eben so wie meine Burg durch die Lüfte forttragen, und sie im Rheine oder im Bodensee niedersetzen. Der ganze Haufe kehrte nun in Hast nach seinen Wohnungen zurück, und viele Jahre vergingen, ohne daß ein Mensch den Muth gehabt hätte, den Berg, worauf jetzt das Schloß stand, zu besteigen. Ohngefähr sechzig Jahre später verirrte sich ein Mädchen, welches Waldbeeren sammelte, bis an den Eingang der Burg. Da sah sie eine schwarz verschleierte, weibliche Gestalt hervortreten, die einen goldenen Schlüssel in der Hand hielt und ihr winkte. Aber das Mädchen wurde von unsäglicher Angst überfallen und lief den Berg hinab. Die Burg zerfiel nach und nach, und als später einige kecke Jäger es wagten, in die Ruine zu dringen, fanden sie nichts als Schaaren von Fledermäusen und Eulen, und menschliche Gebeine.

16.

Die Altenburg.

Anderthalb Stunden von Baden, an der Heerstraße, wo die Ebene gegen das Gebirge anzusteigen beginnt, lag die Altenburg, von welcher nichts mehr vorhanden ist, als der Name, den ein Hofgut trägt, welches wahrscheinlich aus den ehemals zur Burg gehörigen Ländereien entstanden. Das Geschlecht der Edeln von Altenburg, die hier ihren Wohnsitz hatten, mag bald nach dem dreißigjährigen Kriege erloschen seyn. Kaspar von Altenburg war der letzte seines Stammes. Noch als Jüngling verlobte er sich mit einem schönen, aber armen Fräulein aus der Gegend, brach aber später sein Wort und ehelichte eine junge, reiche Wittwe. Darüber grämte sich seine erste Geliebte so sehr, daß sie in eine schwere Krankheit fiel, von der sie zwar wieder genaß, doch nur um dem Grabe langsam entgegen zu siechen.

Kaspar's Ehe schien indeß glücklich; seine Frau gebar ihm vier Söhne und eine Tochter, und er war reich an Gütern und gedachte nie der Vergangenheit. Nur eines Tages trat plötzlich das Bild der verlassenen Geliebten vor seine Seele, ohne daß er anzugeben wußte, wie es in seine Gedankenreihe gekommen, und er wurde unruhig. Da meldete man ihm einen Franziskanermönch, der mit ernster, fast trauriger Miene in das Gemach trat. „Herr Ritter“, sagte er, „ich komme als Bote von einem Sterbebette, wo ich eine Jungfrau einsegnete, zum letzten schweren Gange.

Sie war ehemals Eure Braut. Ich bringe Euch ihre Verzeihung, aber auch ihre fromme Bitte, Euch mit Euren Gedanken von der Erde zu Gott zu wenden. Auf Euch warten große Trübsale und Ihr werdet der letzte Eures Stammes seyn."

„Ich weiß, ich habe Unrecht an der gehandelt, die meiner noch gedacht in der letzten Stunde", antwortete der Ritter. „Aber ihre Prophezeihung kann mich nicht schrecken; blühen mir doch vier lebensfrohe, gesunde Knaben."

„Die Sterbenden sehen oft helle", erwiederte der Mönch und empfahl sich.

Der Ritter konnte sich einer bangen Ahnung nicht erwehren, aber er dachte: wenn mir der Himmel auch zwei oder drei meiner Kinder nimmt, wird er mir doch Eines lassen, in welchem der Name der Altenburger sich forterbt. Noch war er mit diesem Gedanken beschäftigt, als ein Diener mit der Naricht eintrat, der jüngste Knabe sei im Garten in den Teich gefallen, der zweite habe ihm Hülfe leisten wollen, sei aber auch in das Wasser gestürzt, und beide hätten ihren Tod darin gefunden.

Am andern Morgen fand man die beiden ältern Knaben erschlagen in ihren Betten. Die Decke des Zimmers war über ihnen eingestürzt.

Den Ritter ergriff es jetzt wie der Arm der Vergeltung. Er legte sich selbst harte Bußübungen auf, gab reichlich Almosen und versagte sich alle Freude des Lebens. Eine Hoffnung nur war ihm noch geblieben: sein Töchterlein, welches in der That gesund und frisch heranwuchs. Die Eltern baten täglich: Gott im Himmel, nur diese laß uns! Ihr Gebet schien auch erhört zu werden. Bertha, so hieß

das Mädchen, überlebte ihre Eltern, sie war achtzehn Jahre alt, als diese starben, aber das Schicksal ihres Hauses hatte in ihr eine Schwermuth erzeugt, die ihre Lebenskraft aufzuzehren schien. Sie warf sich in die Arme der Religion und wählte zum Beichtvater einen Jesuiten in Baden. Dieser beredete sie, ehelos zu bleiben und Altenburg den Jesuiten zu vermachen. So geschah es auch, und nach Bertha's Tode traten die Väter der Gesellschaft Jesu in den Besitz ihrer Güter.

17.

Trifels. *)

Am überrheinischen Gebirge in der Nähe von Annweiler, liegt die ehemalige Reichsburg Trifels, wovon noch ein mächtiger Thurm und einiges Gemäuer vorhanden sind.

---

*) S. die Erzählungen (mit Abbild.) in folgenden engl. Werken meines Verlags:

Schreiber, Dr. A., Traditions of the countries of the Rhine. Translated from the German by **Charles V. Incledon** Esq., author of »The Lay«, »Sacred Melodies« etc. etc. and the Rev. **P. Will**. Embellished with 33 superb engravings. 4 fl. 48 kr. or 2 Dollars 5 Ngr. — without engravings 1 fl. 40 kr. or 1 Doll. 5 Ngr.

The English Fireside upon the banks of the Rhine. A choice of english and german tales, poems and historical anecdotes. Adorned with superb engravings. Ladenpreis 4 fl. oder 2 Thlr. 8 gr. Herabgesetzter Preis 36 kr. oder 10 Ngr.

Hier wurden früher die Reichsinsignien und der Krönungsschmuck der deutschen Könige aufbewahrt. Aber herrlicher als in der Geschichte glänzt Trifels in der Reihe der Sagen, weil in seinem Thurme der ritterliche König Richard Löwenherz gefangen saß und durch die Klugheit und muthige Treue eines Sängers daraus befreit wurde.

Als Herzog Leopold von Oestreich gezwungen war, seinen hohen Gefangenen an den deutschen König Heinrich VI. auszuliefern, ließ ihn dieser nach Trifels bringen. In England wußte man, daß Richard aus Palästina zurückgekehrt, aber nicht, wohin er gerathen sei. Die wahrscheinlichste Vermuthung war, daß er irgendwo als Gefangener schmachte. Da faßte Richard's Freund, der Minnesänger Blondel, den Gedanken, in den festen Burgen Deutschlands und Frankreichs zu spähen, wo er vielleicht aufbewahrt werden möchte. Richard's Mutter, die Königin Eleonore, gab ihm fünfzig Reisige und zwei tapfere Ritter mit, um ihn allenfalls mit Gewalt zu befreien; außerdem wurde er reichlich mit Geld versehen, um es nöthigenfalls zu jenem Zwecke anzuwenden. Auf seinem Zuge kam Blondel auch in das Thal von Annweiler und sah hier die Feste Trifels. Er verbarg seine Begleiter im Gebirge und näherte sich als Sänger den Mauern. Er fragte einige Hirten, die in der Nähe ihre Heerden weideten, ob auf der Burg wohl Gastfreundschaft zu Hause sei und man einen wandernden Harfner nicht unfreundlich abweisen werde. Die Hirten versicherten aber, die Burg werde streng bewacht, der Burgvogt sei ein harter, mürrischer Mann und werde ihn gewiß schnöde behandeln.

Blondel setzte sich in kleiner Entfernung von den Hirten auf einen Stein und betrachtete den hohen Thurm und die

mit Gräben umgebenen Mauern und dachte an Richard. Da plötzlich sang ein Hirtenmädchen in seiner Nähe:

Der Pfeil von meinem Bogen
Bringt bittern Todesschmerz;
Der Pfeil aus Deinen Augen
Dringt schmeichelnd in das Herz.

Blondel schrack freudig zusammen, als er den Gesang hörte. Es war die erste Strophe eines Liedes, welches er für Richard gedichtet. Hastig ging er auf die Hirtin zu und fragte, wer sie das Lied gelehrt. „Niemand", antwortete das Mädchen, etwas verlegen; „Niemand; ich hörte es aus dem Gitterfenster des Thurmes singen, den ihr hier sehet, und da blieben mir einige Zeilen im Gedächtniß."

„Es ist also wohl ein Gefangener in diesem Thurme?" fragte Blondel weiter.

„Freiwillig wird sich wohl Niemand da einsperren lassen", erwiederte die Hirtin.

Blondel sann nach. Er wartete, bis der Schleier der Nacht Alles umher bedeckt hatte, dann schlich er sich unten an den Thurm hin und sang zur Harfe:

Der Pfeil von meinem Bogen
Bringt bittern Todesschmerz;
Der Pfeil aus Deinen Augen
Dringt schmeichelnd in das Herz.

Im Augenblicke antwortete eine Stimme aus dem Thurme:

Ich habe mir erfochten
Wohl manchen Waffenpreis.
Nun darf ich auch wohl suchen
Ein blühend Myrthenreis.

„Richard!“ rief jetzt Blondel, und „Blondel!“ rief Richard! beide wie mit einer Stimme.

„Zählt auf mich, mein König, ich verlasse diese Gegend nicht ohne Euch.“

Mit diesen Worten entfernte sich der Sänger. Tag und Nacht war sein einziger Gedanke, wie er den Gefangenen befreien möge. Mit Gewalt? — Aber das Kastell war zu fest und hatte eine Besatzung von wenigstens sechzig Mann. Also mit List! Der Zufall begünstigte einen solchen Plan. Es nahte der Tag, an welchem Heinrich zum König der Deutschen gewählt worden war, und an diesem Tage wurden den Reisigen der Burg Brot und Wein ausgetheilt. Dies geschah in einer Schenke, welche ganz in der Nähe von Trifels lag. Blondel ging zu dem Wirthe und sagte: „Ich bin ein wandernder Sänger und komme vom Hoflager des Kaisers, der mich mehr als kaiserlich beschenkt hat. Uebermorgen ist sein Wahltag, da möchte ich den treuen Burschen, die seine Burg bewachen, ein Gutes thun. Gebt ihnen das Doppelte an Wein, was sie sonst erhalten, und von dem Besten in Eurem Keller. Ich zahle voraus.“ Der Wirth zeigte sich über diese Freigebigkeit höchst vergnügt, und versprach auch, reinen Mund zu halten, bis das Gelag vorüber seyn würde.

Nun ging Blondel auch mit den beiden Rittern zu Rathe, die seine fünfzig Reisigen anführten, und verabredete mit ihnen das Nähere.

Der Tag des Festes kam heran. Nachmittags sammelte sich die ganze Besatzung bis auf wenige Wachtposten in der Schenke; die Soldaten waren überrascht, diesmal einen so trefflichen Wein zu erhalten, und ließen sich ihn av

Beste schmecken. Als die Dämmerung nachgerade hereinbrach, brachen die englischen Ritter mit ihren Reisigen in größter Stille aus ihrem Versteck im Walde auf und marschirten eilig nach der Burg. Die Thorwache wurde leicht überwältigt, und als der Schloßvogt auf den Lärm herbeieilte, zwang man ihn, mit vorgehaltenem Schwerte, das Gefängniß des Königs zu öffnen. Blondel folgte ihm dahin; Richard streckte dem Eintretenden die Hand entgegen mit den Worten: „Wenn ich Deine Treue vergesse, so soll mein Name vergessen werden in der Geschichte. Aber jetzt ein Schwert, ein Schwert, denn zum zweiten Male will ich nicht mehr in die Hände meiner Feinde fallen."

Inzwischen war das Gerücht von dem, was auf Trifels vorgefallen, auch in die Schenke gekommen. Die Reisigen eilten in Schaaren nach der Burg, da zeigte sich Richard mit Blondel und dem Burgvogt auf dem Schloßaltan. „Gebiete diesen, sich augenblicklich in ihre Gemächer zu verfügen, und mich und die meinigen ruhig abziehen zu lassen, oder mit einem Schlag fliegt Dein Haupt in den Hof hinab." Der Burvogt gehorchte zitternd und König Richard zog ungehindert mit den Seinen von dannen.

18.

Der Teufelsstein.

In der Nähe von Dürkheim, auf einem Hügel des Haardtgebirges, liegt ein ungeheurer Stein, der den Namen des Teufelssteins beim Volke führt. Einst, als das Christenthum noch wenig in der Gegend verbreitet war, lebte hier ein Häuptling, der noch an Othin glaubte und Menschen opferte. Er wollte an der Stelle, wo jetzt die Trümmer der Abtei Limburg liegen, sich ein stattliches Schloß erbauen, und der Teufel erbot sich, ihm unter gewissen Bedingungen die Steine dazu zu liefern. Aber der Häuptling wandte sich plötzlich zur Lehre des Kreuzes und gebot, statt des Palastes ein Kloster zu bauen. Darüber ergrimmte nun der Teufel, und faßte jenen zu dem Bau bestimmten Stein mit seinen Krallen und schleuderte ihn über das Thal hinweg auf den Hügel, wo er noch jetzt liegt. Noch sieht man in dem Steine die Spuren, welche die Krallen Satans zurückließen, als er den Stein ergriff.

19.

Der Kellermeister auf Arndburg.

Im untern Elsaß, auf einem Hügel der Vogesen, liegen die Ruinen der Arndburg. Das Rittergeschlecht, welches hier wohnte, starb 1664 mit Ludwig Fäßler von Arndburg in Strasburg aus.

Die Bewohner der Gegend erzählten: Zur Zeit der Rebenblüthe, um die zweite Hälfte des Junius, steige aus dem Boden um die Burg ein starker Weingeruch empor, der sich weit hin durch Wald und Feld verbreite. In den tiefen Felsenkellern des Schlosses sollten eine Menge großer Fässer voll köstlichen Weines liegen. Einst, so berichtet die Sage, ging ein armer Köhler an einem schwülen Abend durch den Wald und wurde sehr vom Durste geplagt. Er sah sich um nach einem Quell oder Bächlein, aber all die Bergwasser waren versiegt in der langen Dürre. Da drang plötzlich der Weinduft in seine Nase, und er seufzte: „Ach Gott, wer mir doch ein Gläschen von dem kostbaren Weine brächte, der da unten liegt!“ Indem er dies vor sich hin-brummte, sah er am zerfallenen Gemäuer der Burg ein altes, kleines Männlein stehen, mit kreideweißem Barte und einem Bund Schlüssel am ledernen Gurte. Das Männlein winkte dem Köhler freundlich und führte ihn viele halbzer-fallene bemooste Stufen hinab, schloß eine etwas mürbe Thüre auf und führte ihn in ein stattliches Kellergewölbe. Dort nahm das Männlein aus einer Nische einen kunst-

reichen silbernen Becher, füllte denselben an einem kleinen Fasse und reichte ihn dem Köhler mit den Worten: „Da, trinke, es ist vom Mundwein meines Herrn von Arndburg, den ich ihm nur an festlichen Tagen kredenzen durfte; ich war sein Kellermeister und muß noch zwei Jahrhunderte hier umgehen, weil ich bei meinen Lebzeiten dem Gesinde den Wein mit Wasser mischte; aber meine Zeit ist bald um."

Der Köhler trank, und der Wein schien wie Feuer sich in sein Gebein zu ergießen. „Gott vergelt es!" sagte er zum Kellermeister, und eilte nun doppelt rasch seiner Wohnung entgegen. Seitdem sind viele Trinklustige zur Zeit der Weinblüthe in die Ruinen gegangen, aber der Kellermeister von Arndburg hat sich nie mehr gezeigt, vermuthlich, weil er inzwischen erlöst worden.

20.

Die Dame von Schwanau.

Im Wasgau lebte im vierzehnten Jahrhunderte einer der kühnsten Raubritter, Walter von Schwanau. Seine Feste lag auf fast unersteiglichen Felsen, und mit ihm hatte sich ein Haufe waghalsiger Männer verbunden, die um so furchtbarer waren, da sie den Tod nicht scheuten und lieber im Gefechte als auf dem Blutgerüste sterben wollten.

Niemand hatte sich bitterer über Walter zu beklagen, als die Stadt Strasburg, deren Gebiet und Leute er schädigte bei jeder Gelegenheit. Darum ließ ihm auch die Stadt

durch einen Herold kund thun, so er nicht augenblicklich ablasse von aller Gewaltthat, werde man Schwanau in einen Steinhaufen verwandeln, und Alles, was darin athme, einem schimpflichen Tode weihen.

Der Ritter von Schwanau und seine Gefährten antworteten auf diese Drohung mit Hohn.

Die Stadt Strasburg verband sich jetzt mit mehreren Schweizerstädten, deren Kaufleute ebenfalls durch die Rotte auf Schwanau geschädigt worden waren und darum gern einen Zuzug beschlossen. Schwanau konnte bei seiner Lage und der Hartnäckigkeit seiner Vertheidiger nur durch Hunger bezwungen werden. Die Belagerer schlossen darum die Burg so eng ein, daß nichts hinein oder heraus konnte. Bald entstand großer Mangel, die Söldner verlangten laut Uebergabe, und der Ritter von Schwanau sah sich genöthigt, einen Unterhändler ins Lager zu schicken. Der Anführer der Belagerer wollte aber nichts von Bedingungen hören. „Ihr seid Raubgesindel und dem Tode verfallen", war seine Antwort, „und was Ihr an Schätzen zusammengeraubt, das gehört unsern Kriegern. Aber Eins will ich gestatten: die Frauen, die sich in der Burg befinden, mögen frei abziehen mit dem Schatze, der ihr Eigenthum ist; nun mögt Ihr wählen."

Während dies im Lager vorging, hatten mehrere Strasburger einen geheimen Felsenpfad entdeckt, der in die Burg führte; dort erkletterten sie die Mauer und pflanzten die Fahne der Stadt auf. Da entfiel den Belagerten aller Muth zum Widerstand. Sie wurden als Räuber behandelt und büßten mit Strang oder Schwert. Aber in dem Getümmel trat die Frau von Schwanau aus der innern Burg

hervor, im Trauergewande; auf dem Arme trug sie ihr Knäblein, kaum fünf Monate alt, und auf ihrem Rücken hing ihr Gatte, der Ritter von Schwanau. Sie wurde augenblicklich vor den Befehlshaber gebracht, zu dem sprach sie: „Ihr habt den Frauen gestattet, mit dem Schatze, der ihnen eigen ist, frei abzuziehen. Gold, Silber und Edelsteine findet Ihr in meinem Gemache, es sind Schätze, die der Tag gibt und nimmt; aber mein Mann und mein Kind machen einen Theil meines Selbstes aus." — „Edle Frau von Schwanau", antwortete der Anführer gerührt, „zieht mit Gott, und auch Eure Kleinodien sollen Euch verbleiben, denn eine Treue, wie die Eurige, muß geehrt werden."

Die Dame mit Gemahl und Kind erhielten sicheres Geleit bis Strasburg, wo sie Verwandte hatten; Schwanau aber wurde zerstört. Doch ist das Andenken an die edle That der Dame von Schwanau im Munde des Volkes geblieben.

21.

Der Burggeist auf Rodeck.

Ohngefähr eine Stunde von der Stelle, wo Türenne's Denkmal steht, zieht sich im Gebirge ein wildes, stark bevölkertes Thal hin, das von einem kühnen, muthigen Menschenschlag bewohnt wird. In diesem Thale steht auf einer Höhe das Schloß Rodeck, von welchem sich folgende Sage erhalten. Zur Zeit des Bauernkrieges hatte das Schloß seinen

Burggeist. Es war ein gutmüthiger Knirps, der es nur übel nahm, wenn man über seine Gestalt spottete, oder irgend etwas Unrechtes that; an der Familie auf Rodeck hing er mit großer Liebe. Als der unselige Bauernkrieg sich auch über den Schwarzwald verbreitete, sah der Edelmann auf Rodeck wohl ein, daß er sein Schloß nicht vertheidigen könne, und wußte sich keinen Rath. Gattin und Kinder jammerten, und das treue Gesinde nahm warmen Antheil an ihrem Kummer. Da kam eines Tages der Zwerg und berichtete dem Ritter, er habe im Gebirge eine unbekannte Reihe unterirdischer Felsenkammern entdeckt, der Eingang sei mühevoll und kaum auszuspähen. Dahin sollte sich der Rodecker mit seiner Familie und seinen Kostbarkeiten flüchten, auch die nöthigen Lebensmittel nicht vergessen.

Der Vorschlag wurde mit Freude angenommen. Die meisten Knechte und Mägde hatten bereits das Schloß verlassen und waren den Bauern zugelaufen, und auf die Treue der Wenigen, die zurückgeblieben, konnte der Rodecker zählen. Die Wanderung ins Gebirg geschah in der Nacht; nur der Zwerg wollte nicht mit und verlangte, man solle ihm die Hut des Schlosses anvertrauen. Der Edelmann willigte ein, denn er mußte erwarten, daß es ohnedies von den Bauern niedergebrannt werden würde.

Kaum hatten die Auswanderer die Mauern von Rodeck hinter sich, als der Zwerg eiligst die Gräben mit Wasser füllte und die Brücke aufzog. Nach wenigen Tagen erschien ein Haufe bewaffneter Bauern, die das Schloß aufforderten; als aber keine Antwort erfolgte, und sie doch alles im Vertheidigungsstand sahen, ahnten sie eine Hinterlist und beschlossen, das Wasser aus den Gräben abzuleiten und dann

zu stürmen. Es wurde alsbald Hand ans Werk gelegt, und schon wurden Leitern herbeigebracht, als man plötzlich aus den benachbarten Thälern den Lärm von Trommeln und Pfeifen vernahm. Zu gleicher Zeit erschien der Zwerg auf der Warte und schlug ein gellendes Gelächter auf. Die Bauern überfiel eine Todesangst; sie wähnten, es seien Truppen des schwäbischen Bundes, die herannahten, und zerstreuten sich nach allen Seiten. Als aber später sich herausstellte, daß die Gegend weit herum leer sei von den Truppen der Städte und Fürsten, entstand in den Bauern der Glaube, die Burg Rodeck sei verzaubert, und keiner wagte sich mehr in die Nähe. So blieb sie unversehrt in den Schrecknissen des Bauernkrieges, und die Familie fand bei ihrer Rückkehr alles, wie sie es verlassen.

22.

Das Kloster bei Eberstein.

Ohngefähr anderthalb Stunden von Baden liegt das Dorf Haueneberstein (eigentlich Aueneberstein), in dessen Nähe noch die sparsamen Ruinen eines ehemaligen Nonnenklosters sichtbar sind. Von der Entstehung dieser Zelle geht folgende Sage um.

Ein junger Ritter, der in der Nachbarschaft auf einer Burg, die mit ihrem Namen verschwunden, seinen Sitz hatte, ging Abends von einem Trinkgelage nach Hause. Der Wein hatte seine Lebensgeister mehr als gewöhnlich aufgeregt,

und er wünschte im leichten Jugendsinne irgend ein lustiges Abenteuer zu bestehen. Da führte ihn sein Weg an einem steinernen Kreuze vorbei, das dem Wanderer andeuten sollte, hier sei ein Mensch durch Mord gefallen. An dem Kreuze saß eine weibliche Gestalt. Soweit es die Dunkelheit erlaubte, suchte sie der Ritter näher ins Auge zu fassen. Sie schien jung und von angenehmen Formen. Er redete sie an: „Wer bist Du und was machst Du hier?"

„Ich besuche manchmal dieses Grab", war ihre Antwort; „es schläft hier ein Mann, dem ich verlobt war und der durch die Hand eines Nebenbuhlers fiel." Der Ritter setzte die Unterredung eine Weile fort und machte zuletzt dem Mädchen den Antrag, ihm auf seine Burg zu folgen, der auch angenommen wurde. Das Mädchen kam ihm immer liebenswürdiger vor, je länger er an seiner Seite wandelte, und als er mit ihm auf sein Gemach kam, und es beim Lichterschein den Schleier zurückschlug, da entbrannte sein Herz in wahnsinniger Liebe, denn es war schöner, als er je eins gesehen.

Es war spät am Abend und im Laufe der Unterredung hatte das Mädchen oft geäußert, es müsse um Mitternacht zu Hause seyn. Der Ritter verhehlte ihm darum die Stunde und suchte es auf alle Weise zu zerstreuen. Es schien auch gar nicht spröde und wies seine Liebkosungen nicht zurück. Als die Uhr im Nebenzimmer die Mitternacht ankündigte, schloß er es, damit es den Schlag der Uhr nicht hören sollte, in seine Arme und bedeckte seinen Mund mit glühenden Küssen. Aber plötzlich wurden seine Lippen kalt wie Eis, die Rosen seiner Wangen verschwanden, eine Todtenfarbe überzog das blühende Antlitz, die glänzenden Augensterne sanken tief in ihre Höhlen und der Ritter hielt eine Leiche in seinen Armen.

Es blieb nichts übrig, als sie auf ein Bett bringen zu lassen und Anstalten zu ihrem Begräbnisse zu treffen.

Der Ritter, obgleich außer sich vor Entsetzen, gab doch die nöthigen Befehle. Am Abend des nächsten Tages sollte die Beisetzung der Leiche stattfinden, und zwar in der Burgkapelle. Ein Sarg wurde eiligst zugerichtet. Der folgende Tag war ängstlich für den Ritter. Er ahnete etwas Unheimliches. Als der Abend hereinbrach und der Sarg in die Kapelle getragen werden sollte, saß das Mädchen aufgerichtet darin und mit allen Zeichen eines frischen kräftigen Lebens. Der Ritter schrack zusammen, als er dies hörte, doch faßte er Muth und trat zu ihr: „Erkläre mir das Räthsel Deines plötzlichen Todes und Deines eben so schnellen Wiedererwachens zum Leben", sagte er.

„Ich gehöre längst den Todten an", antwortete das Mädchen. „Aber der Spruch des ewigen Richters hat mich verurtheilt, ich solle keine Ruhe finden in meinem Grabe, weil ich leichtsinnig den Tod meines Verlobten verursacht. Jeglichen Tag, sobald die Sonne hinter die westlichen Berge gesunken ist, erwache ich in meiner engen Behausung, gehe hervor und treibe mich herum bis Mitternacht; dann schließt plötzlich sich wieder mein Auge und ich muß in meine finstere Behausung zurück. Wollt Ihr mich Irrende zur Ruhe bringen, Herr Ritter, so baut ein Kloster auf der Stelle, wo Ihr mich zuerst gefunden, und wendet Euch selbst von den müßigen Freuden des Lebens zu Gott.

Der Ritter gelobte, ihren Wunsch zu erfüllen; er baute ein Frauenkloster, von dessen Dasein nur noch eine dunkle Tradition sich erhalten, und besserte seinen Wandel.

23.

König Pharamund.

Als die Franken unter ihrem König Pharamund sich auf dem linken Rheinufer niederließen und ein Reich gründeten, lebte im fränkischen Heere ein Häuptling, ebenso ausgezeichnet durch seine Tapferkeit, als Klugheit. Er hatte sich auf den Trümmern eines Römerkastells am Haardtgebirge eine Feste erbaute und wurde hochgeachtet vom König und dem ganzen Heere. Früh hatte Giso, dies war der Name des Häuptlings, seine Gattin verloren, aber ihr Ebenbild war ihm geblieben in einer wunderschönen Tochter, die der Stolz und die Freude des Vaters war. Als Pharamund einst auf der Jagd in die Nähe von Giso's Burg kam, beschloß er, dort das Mittagsmahl zu nehmen, und wurde von seinem Vasallen auf's freundlichste empfangen und bewirthet. Die Tochter Giso's, die reizende Bilhild, gefiel dem König über die Maaßen, und er nahm beim Abschied ihr Bild in seinem Herzen mit sich. Auch dem Fräulein schien der ritterliche König zu gefallen. Einige Zeit nachher brach ein neuer Krieg mit den Römern und Galliern aus; Giso nahm Theil daran, und überall, wo er erschien, war der Sieg. Pharamund bestellte ihn, als ein Waffenstillstand eingetreten war, zum Hüter der Grenze; er selbst aber kehrte nach Worms zurück, wo er Hof hielt.

Giso wurde bald seines Wächteramtes überdrüssig. Die träge Ruhe im Feldlager war nicht nach seinem Sinne, und

wenn es keine Schlachten gab, so sehnte er sich in den Frieden seiner Burg zurück, zu der schönen Bilhild. Eines Tages lag er schwermüthig in seinem Zelte, als ein Bote von seiner Burg ankam. Das bleiche, verstörte Gesicht des Boten verkündete eine schlimme Botschaft. „Du bist ein Unglücksvogel", rief ihm Giso zu, „ich sehe es an Deiner Miene."

„Wohl bin ich ein Bote des Unglücks", erwiederte jener. „Eure Tochter, Eure Bilhild, ist von einem Knäblein genesen." Um Giso wurde es Nacht; alle Kraft schien auf einen Augenblick von ihm zu weichen. Aber schnell sprang er aüf und seine Adern schwollen vor Wuth. „Mein Pferd"! ruft er, „mein Pferd!" und keine Viertelstunde verging, als er sich schon auf dem Wege nach seiner Burg befand.

Er erkundigte sich bei dem Diener, wer in seiner Abwesenheit auf der Burg gewesen?

„Niemand", antwortete dieser. „Aber das Fräulein ging oft allein im benachbarten Walde, wo sie manchmal ganze Stunden zubrachte."

Der Häuptling versank jetzt in düsteres Brüten.

Bei der Ankunft auf seiner Burg stürzte ihm Bilhild entgegen; sie umklammerte seine Knie und flehte um Verzeihung.

„Nenne mir Deinen Verführer", zürnte der Vater sie an; „nur sein Blut kann meinen Zorn vermindern."

„Verzeihung, bei dem Andenken an meine theure Mutter", rief Bilhild.

„Nenne mir Deinen Verführer", wiederholte Giso.

„Jetzt nicht, in diesem fürchterlichen Augenblicke nicht, wo ihr etwas thun könntet, was Euch reuen möchte", sagte das Mädchen.

Da ergriff er sie mit starker Faust und schleuderte sie mit dem Kopfe gegen die Wand, daß sie mit einem Schrei leblos zu Boden sank. Sie war eine Leiche.

Der Tod der Unglücklichen löschte plötzlich allen Zorn in der Brust Giso's. Die Schrecken des Gerichts ergriffen ihn. Nie sah Bilhild ihrer Mutter ähnlicher, als in diesem Augenblick. Er verhüllte das Gesicht, floh in ein anderes Gemach und verbarg sich vor allen Menschen.

Einige Wochen vergingen, aber der Friede kehrte nie mehr bei Giso ein. Bilhild ruhte in der Burgkapelle an der Seite ihrer Mutter, und der Häuptling hatte nicht den Muth, ihr Grab zu sehen. Eines Tages kam König Pharamund mit kleinem Gefolge auf die Burg.

„Giso, ihr seht finster aus, und ich rechnete auf einen freundlichen Empfang", sagte der König beim Eintritt und reichte Giso die Hand dar. „Ich bin gekommen", fuhr jener fort, als der Burgherr kein Wort hervorzubringen vermochte, „ich bin gekommen, Euch Eure Tochter zu entführen, denn sie soll meine Hausfrau werden. Wir sind längst verlobt."

Giso starrte den König an, wie eine gespenstische Erscheinung.

„Wo ist Bilhild?" fragte der König von einer bösen Ahnung ergriffen.

„Bei den Todten", antwortete Giso.

„Und Du hast sie gemordet", rief Pharamund.

Ein dumpfes Ja war die Antwort.

Da riß Pharamund sein langes Schwert aus der Scheide und durchbohrte den Häuptling, dann ließ er sich sein Kind bringen, nahm es zu sich auf das Pferd und ritt davon.

24.

Lore Lay.

In Bacharach lebte eine edle Jungfrau von seltener Schönheit, Lore Lay genannt. Alle Männer waren in sie verliebt und von ihren Augen strahlte ein Zauber aus, dem nicht leicht ein Herz widerstehen konnte. Ihr eigenes Herz war aber nicht mehr frei. Ein junger Rittersmann auf einer Burg bei Bacharach hatte ihre Liebe gewonnen, und die Liebenden wußten ihr Glück allen Augen zu verbergen. Einst mußte der Ritter seinem Lehnsherrn in den Krieg folgen, da wurde die Jungfrau traurig, aber der Kummer lieh ihr nur höhere Reize. Die Zahl der Bewerber mehrte sich mit jedem Tage und da auch ein Paar wohlgenährte Diener der Kirche von der Schönheit der Jungfrau mit irdischem Feuer entzündet wurden, und so wenig als andere Gnade finden konnten, so verschrieen sie die gute Lore Lay als eine Zauberin, die es ihnen angethan hätte und verklagten sie bei dem Bischof von Köln, der in Rense Hof hielt. Der Bischof war ein sanfter, aber auch sehr verständiger Mann. Er warf einen aufmerksamen Blick auf das arme Mädchen und sagte dann: „Jetzt begreife ich wohl diese Zauberei." Die schöne Zauberin weinte und kniete vor dem Bischof nieder: „Ehrwürdiger Herr! ich will gern sterben, denn ich bin selbst unglücklich und mache andere unglücklich. Der Himmel hat mir Reize gegeben zum Verderben." Der Bischof erwiederte: „Du sollst sterben, aber nur für die Welt.

Ich will Dir eine anständige Begleitung geben in das Frauenkloster auf der andern Seite des Rheines. Dort lege ein Nonnengewand an und Du wirst den Frieden finden."

Einige alte Ritter geleiteten nun die Jungfrau am Ufer des Stromes hin und fuhren mit ihr über oberhalb St. Goar. Als sie an den wunderbaren Fels gelangten, dessen Echo die Wanderer neckt, bat sie die Ritter: „Erlaubt mir, diese Klippe zu besteigen, denn ich möchte noch einmal die Wohnung meines Geliebten sehen und den herrlichen Strom, von dem ich jetzt scheiden muß. Die Ritter gewährten gern ihre Bitte. Sie erstieg leicht, wie eine Gemse, die Spitze der Felsen und schaute über den Rhein hin. Da gewahrte sie ein Schiff, welches im Morgenwind heranfuhr, und eine Flagge führte mit einer ihr lieben Farbe. Sie schrack freudig zusammen. Das Schiff kam näher und immer näher. Auf dem Verdeck stand ein stattlicher Ritter, in welchem die Jungfrau bald ihren Geliebten erkannte. Sie schritt rasch vorwärts, streckte die Arme nach dem Geliebten aus, rief laut seinen Namen und bemerkte nicht, daß sie am Rande des Felsens stand. Noch ein Schritt und sie stürzte in den Rhein, dessen Wasser über ihr zusammenschlugen.

25.

Der Ritter von Boppard.

Boppard war im Mittelalter eine blühende Stadt mit einem Königshofe. Viele edle Geschlechter wohnten daselbst, unter denen die Bayer von Boppard den ersten Rang einnahmen. Konrad von Boppard, der zur Zeit Friedrichs I. lebte, hatte seine Lust an Krieg und Jagd, aber darum war sein Herz nicht ohne Gefühl und er liebte ein schönes Edelfräulein, Maria mit Namen, von der er wieder auf's innigste geliebt wurde. Aber plötzlich änderte er seinen Sinn und schrieb Marien, daß er sich nicht entschließen könne, die Ketten des Ehestandes zu tragen, und sie darum ihres Wortes entlasse.

Am andern Tage ritt er, wie gewöhnlich, auf die Jagd. Seine Leute vertheilten sich da und dorthin. Er selbst trieb sein Roß durch einen Wiesengrund, wo ein süßer Quell unter Eichen hervormurmelte. Er wollte eben vom Pferde steigen, um sich mit einem Trunke zu erfrischen, als plötzlich von der andern Seite ein Ritter im Harnisch und mit geschlossenem Visir herangesprengt kam. Der Ritter von Boppard setzte sich augenblicklich wieder im Sattel fest und rief dem Fremden entgegen: „Was ist Dein Begehr?"

„Kampf mit Dir, meineidiger Konrad von Boppard! Ich bin Mariens Bruder, und eben erst aus Palästina heimgekehrt. Du hast sie schmählich verlassen und ich fordere Genugthuung."

Beide Ritter stiegen nun vom Pferde und das Gefecht begann. Aber schon mit dem zweiten Hiebe sank der fremde Ritter schwer verwundet zur Erde, und als Konrad den Helm desselben öffnete, um ihm beizustehen, erblickte er mit Entsetzen das bleiche Gesicht seiner Maria. „Ich konnte nicht mehr leben", sagte sie mit matter Stimme, „und wollte von Deiner Hand sterben."

Konrad war in Verzweiflung. Er stieß in sein Hüfthorn und befahl seinen Leuten, die eiligst herbeikamen, die Verwundete in eine benachbarte Hütte zu bringen und einen Arzt herbeizuschaffen. „Es ist zu spät", stöhnte Maria; „laß mich hier sterben, hier, wo ich den Himmel über mir sehe und von Deiner Hand gefallen bin." — Sie verschied wenige Minuten nachher.

Konrad ließ sie auf einem Hügel begraben und baute über dem Grabe ein Kloster und nannte es Marienberg. Es wurde eines der schönsten am Rheine, denn er verwendete darauf den größten Theil seines Vermögens.

Er selbst mochte nirgends mehr Ruhe finden und ging zuletzt nach Palästina, wo er in den Orden der Tempelherren trat. Da ihm das Leben eine Last war, so suchte er in jedem Gefechte den Tod und kein Templer stürzte sich tollkühner in die Gefahren, als der Ritter von Boppard. Endlich fand er seinen Tod bei der Belagerung von Ptolomais, wo er, beim Sturme einer der Ersten, die Mauern erstieg und eine feindliche Lanze den Faden seines Lebens zerriß.

26.

Die drei Schwestern.

Am Eingange in das romantische Murgthal stand in uralter Zeit auf einer Höhe des linken Ufers eine Burg, die bis auf die letzte Spur verschwunden ist. Später, als nur wenige Ruinen davon übrig waren, standen am Abhange des Hügels drei Linden, welche die letzte Besitzerin der Burg zum Geburtstage ihrer drei Töchter gepflanzt hatte und die darum die drei Schwestern genannt wurden.

An einem Sommerabend kehrten in der Schenke, die am Fuße des Schloßberges stand, drei Ritter ein, die sich durch Zufall auf der Reise zusammengefunden hatten. Der eine war ein reicher Graf aus dem Elsaß, mit stattlichem Gefolge; der zweite wurde gewöhnlich der Ritter vom See genannt, weil seine Güter am Bodensee lagen. Er besaß unter allen Dreien die feinsten Sitten und schien etwas lebenslustig. Der dritte, ein Jüngling von zwanzig Jahren, hatte der Natur mehr zu danken, als dem Glück. Mit einer einnehmenden Gestalt verband er eine ächt ritterliche Gesinnung, aber auch eine gewisse Schüchternheit, die er nicht leicht bemeistern konnte. Seine Voraltern hatten große Vergabungen an Kirchen und Klöster gemacht, und so war ihm nichts geblieben als eine ziemlich feste, höchst freundlich gelegene Burg am Rheine und von Gütern und andern Einkünften so viel, als zur Bestreitung seiner beschränkte Ausgaben hinreichte.

Diese drei Ritter hatten von der Schönheit und dem Reichthume der drei Schwestern gehört, und erschienen als Freier. Sie ließen sich bei der Edelfrau melden und wurden alsbald auf die Burg eingeladen. Man führte sie dort in einen großen prächtigen Saal, wo die drei Fräulein an ihren Spinnrocken saßen. Die älteste, Rosaura, war von hohem edlen Wuchs, mit regelmäßigen Zügen, schien aber kalt wie Marmor, und um ihre Lippen schwebte ein Zug von höhnendem Uebermuth. Die zweite, Eudorie, prangte in der Fülle des kräftigsten Jugendlebens; dagegen glich die jüngste, Irene, einer zartaufblühenden Rosenknospe, die sich schüchtern den Frühlingswinden entfaltet. Rosaura spann einen Goldfaden, Eudoria einen von Purpur, und Irene saß am Hanfrocken. Die drei Freier folgten den ersten Eindrücken; der Graf suchte Rosaura's Neigung zu gewinnen, der Ritter vom See fühlte sich zu Eudorien hingezogen und der junge Ritter vom Rhein ließ sich schüchtern neben Irenen nieder. Der Graf und der Seeritter wurden bald mit ihren Damen einig, deren Bedenklichkeiten sich blos innerhalb der Grenzen des Schicklichen hielten. Irene aber sagte zu dem jungen Ritter: „Sagt mir aufrichtig, ob auf Eurer Burg viel Prunk und Lärm ist, ob Ihr den Glanz und die Feste liebt; in dem Falle bin ich keine Gattin für Euch. Mein Sinn geht auf stilles häusliches Glück. Meine Schwestern sind für das große Leben erzogen, darum ließ auch mein Vater, der ein frommer und überaus kluger Mann war, mich allein an sein Sterbebett kommen und sprach: „„Irene, Du wirst glücklich seyn, denn Du liebst nicht den Schimmer und den eiteln Tand; darum laß, was ich an Geld und Schätzen besitze, Deinen Schwestern; Dir aber gebe ich diese Spindel,

die noch von meiner Aeltermutter herrührt. So lange sie in Deiner Familie als ein Kleinod bewahrt wird, so lange wird das Glück nicht von Dir und Deinen Kindern weichen."" Wollt Ihr nun, Herr Ritter, keine Dame, sondern eine Hausfrau auf Eure Burg führen, so folge ich Euch gern."

Der Ritter ergriff ihre Hand: „Gott sei Dank, daß ich in Euch eine Gattin finde, wie mein Herz sie wünscht. Auch mir blüht mein Glück nur im einfachen Familienleben; und zum Zeichen, daß das Vermächtniß Eures Vaters mir heilig ist, soll die Spindel von dem Tage unserer Vermählung an in mein Wappen aufgenommen werden."

Die Edelfrau hatte nichts gegen die Wahl ihrer Töchter einzuwenden; doch bestand sie darauf, die Trauung sollte in ihrem Schlosse und für alle drei Paare zugleich geschehen. Drei Tage später zogen die Ritter mit ihren Frauen nach ihrer Heimath.

Die Edelfrau erlebte nicht mehr die Schicksale ihrer Kinder; sie starb sechs Monate nach ihrer Vermählung. Ein halbes Jahr später saß Irene, ihren Erstgebornen auf dem Schooße, auf ihrem Gemach, als ihr Gatte hereintrat. „Ich bringe Dir böse Neuigkeiten", sagte er: „Unser Schwager, der Graf, hat, nachdem er sein ganzes Vermögen durchgebracht, sich mit einigen Raubrittern verbunden und ist vom Kaiser geächtet worden. Er soll sich nach Frankreich geflüchtet haben." „Und Rosaura?" rief Irene schmerzlich ergriffen.

Ihr Gatte wußte nichts von dem Loose ihrer Schwester. Aber als sie einige Wochen nachher, ihren Säugling auf dem Arme, unter den Linden im Hofe saß, kam eine müde Pilgerin auf sie zugeschritten, in der Irene augenblicklich

Rosauren erkannte. Das Wiedersehen der Schwestern war mehr schmerzlich, als freudig. Rosaura war eine Bettlerin, aber ihre Schwester bat sie, bei ihr zu bleiben und sich an häusliche Stille und häusliches Glück zu gewöhnen. Von Eudorien wußte sie nichts. Aber wenige Wochen nachher traf der Ritter vom See unvermuthet auf der Burg seines Schwagers ein und berichtete: Eudoria habe leichtsinnig weder ihn noch seine Ehre geschont, und er sich darum genöthigt gesehen, sie in ein Kloster zu stecken. Das war ein neuer Schmerz für Irenen, aber sie fand bald Trost in dem Gedanken, wie ihr eigenes Loos so freundlich gefallen, und suchte in ihren Kindern den einfachen, häuslichen Sinn zu entwickeln, der sie selbst zum Glück geführt.

27.

Der Ritter von Angelach.

Als der heilige Bernhard im Dom zu Speier das Kreuz predigte, ließen sich viele Edle am Rhein damit bezeichnen, und unter diesen auch der Ritter von Angelach, dessen Burg einige Stunden von Heidelberg lag. Er hatte eine junge, schöne Gattin und zwei Kinder im zartesten Alter, zwei hoffnungsvolle Knaben; aber so sehr auch sein Herz an ihnen hing, so siegte doch die fromme Schwärmerei jener Zeit über sein natürliches Gefühl, und er folgte den Zügen der Kreuzfahrer. Vor seiner Abreise empfahl er Gattin und Kinder dem Schutze des Ritters Konrad von Asbach, der

am Neckar wohnte. Es war dieser zwar ein tapferer, aber äußerst habsüchtiger Mann und schnöden Lüsten ergeben.

Ein Jahr war seit der Abwesenheit des Ritters von Angelach verflossen, als ein Knecht desselben mit der Nachricht aus Palästina zurückkehrte, sein Herr sei in einem Gefechte mit den Ungläubigen an seiner Seite gefallen. Als Wahrzeichen brachte er den Ring des Ritters mit, den er dem Todten vom Finger gezogen.

Frau Irma versank in trostlosen Schmerz ob dieser Botschaft. Sie legte Trauerkleider an und ließ Messe lesen für die Ruhe des Hingeschiedenen.

Sechs Monate gingen so vorüber, in welcher Zeit Frau Irma eingezogener als eine Nonne lebte. Da kam eines Tages der Ritter von Asbach nach Angelach und warb um ihre Hand. Die Edelfrau wies ihn mit Glimpf ab. Deßungeachtet wiederholte er seine Werbung immer dringender, bis Frau Irma sich auf's Bestimmteste erklärte, sie würde nie zur zweiten Ehe schreiten. Jetzt legte Konrad die Maske ab; er ließ der Wittwe wissen, sie möchte wählen zwischen seiner Hand und seiner Feindschaft, und er werde auch ihrer Söhne nicht schonen.

Frau Irma wurde von Todesangst ergriffen. Gern hätte sie ihr Leben gegeben für ihre Kinder, allein das Opfer, welches sie bringen sollte, war größer. Aber nichts ist zu schwer für ein Mutterherz. Sie wollte die Gattin eines Mannes werden, den sie verabscheute, nur bat sie, das Trauerjahr als Wittwe vollenden zu dürfen; mit Mühe erhielt sie von dem Ritter von Asbach die Bewilligung dazu.

Sechs Monate gingen auf's Neue vorüber, und es nahte der Tag, an welchem Irma ihren Wittwenschleier

mit dem Brautschleier vertauschen sollte. Je näher aber die Stunde herankam, desto unsäglicher wurde ihre Qual. Sie zerfloß in Gebet und Thränen, und kam den letzten Tag vor der Vermählung fast nicht mehr aus der Kapelle. Der Priester, dem sie beichtete, sprach ihr Trost zu und ermahnte sie zum Vertrauen auf Gott, der ja dem Menschen nicht mehr auflege, als er tragen könne. Auch sei ihr Leiden ein unverschuldetes, und ihr bleibe der Trost eines reinen Gewissens. Die Worte des Priesters wirkten wunderbar auf Irma; sie fühlte sich in ihrem Innersten erleichtert, und verließ die Kapelle weit gefaßter, als sie dahin gegangen war.

Am Abend desselben Tages kam ein Pilger in das Dorf, das in kleiner Entfernung von der Burg lag. Er war in einen dunkeln Mantel gehüllt; aus der zurückgeschlagenen Kappe sah ein wildes, keckes Auge hervor; das Haar schien früh ergraut; die Züge des Gesichts waren fein, die Wangen von Wind und Wetter gebräunt, um den schön geformten Mund lag ein Ausdruck von Bitterkeit, aber wenn er lächelte, verschwand dieser Zug, und dieses Lächeln flößte Vertrauen ein. Auf dem Gange durch das Dorf schien der Pilger unentschlossen, wo er seine Einkehr nehmen sollte; endlich setzte er seinen Weg fort bis zur Schenke, die am Ende des Dorfes lag. Hier zog er seine Kappe über den Kopf und trat herein.

„Wollt Ihr einem Pilger eine Nachtherberge geben", redete er den Wirth an.

„Gern", antwortete dieser, und lud den Gast ein, an einem Tische Platz zu nehmen, an dem bereits der Schmied, der Wagner und der Fleischer des Dorfes bei einigen

Flaschen Bier saßen. Der Pilger ließ sich aber an einem andern Tische nieder und schien nicht große Lust zu haben, sich in ein Gespräch einzulassen. Aber er wurde bald aufmerksam, als er hörte, daß der Wirth und seine übrigen Gäste sich über die morgende Vermählung der Edelfrau besprachen. Wer ihn in diesem Augenblicke beobachtet hätte, der mußte bemerken, daß diese Nachricht alle seine Gesichtszüge veränderte und er am ganzen Körper zitterte, wie vom Fieberfrost gerüttelt. „Die arme Dame!" rief jetzt der Wirth; „man redet sich schreckliche Dinge in's Ohr." „Nein, man sagt sie laut", fiel der Schmied ein; „der Ritter von Asbach hat ihr gedroht, ihre Kinder zu ermorden, wenn sie nicht einwillige, ihm ihre Hand zu geben."

„Weis man denn gewiß, daß ihr Gemahl todt ist?" fragte der Pilger jetzt mit ungewisser Simme.

Der Wirth erzählte die Aussage des Knechtes, der mit dem Ringe des Ritters von Angelach aus Palästina zurückgekehrt.

„Der Knecht hat nicht gelogen", erwiederte der Pilger, „und doch lebt der Ritter von Angelach noch."

„Er lebt!" fragten der Wirth und die Gäste verwundert.

„Ja", versetzte der Pilger, „denn ich habe die Reise aus Palästina nach Deutschland mit ihm gemacht."

„Er war also nicht todt?" fragte der Wirth.

„Er lag unter den Todten", antwortete der Pilger; „aber glücklicher Weise blieben die Christen Meister des Schlachtfeldes, und als man den Ritter von Angelach mit den übrigen Erschlagenen begraben wollte, bemerkte man noch Zeichen des Lebens an ihm und brachte ihn zu den Spitalbrüdern, wo er, obgleich langsam, doch ganz von

seinen Wunden geheilt wurde. Ohne Zweifel wird er noch bei dem Hochzeitfeste auf seiner Burg erscheinen."

„Wollte Gott, dem wäre so!" schrien die Anwesenden einhellig.

„Kann er auf seine Unterthanen rechnen?" fragte der Pilger.

„Wahrlich!" rief der Schmied, und schlug auf den Tisch, daß die Flaschen klirrten. „Wir Alle geben Gut und Blut für unsern guten Herrn."

Jetzt schlug der Pilger seine Kappe zurück. „Seht Euren Herrn", sagte er, und bot ihnen die Hand.

Es wurde nun verabredet, der Schmied, der Wagner und der Fleischer sollten alsbald in Angelach und den umliegenden Dörfern und Meiereien so viel waffenfähige Mannschaft zusammenbieten, als möglich, und sie noch während der Nacht auf die Burg führen; der Wirth aber übernahm es, die Edelfrau auf die Erscheinung ihres Gatten vorzubereiten, damit ihr die Ueberraschung nicht tödtlich werden möge.

So geschah es auch. Am andern Morgen gegen neun Uhr näherte sich ein großer Zug von Reitern der Burg Angelach. Den Uebrigen voran ritt der Ritter von Asbach, reich gekleidet, und neben ihm drei andere Edelleute, die als Zeugen zu der Trauung geladen waren. In ziemlicher Entfernung folgte ein großer Haufe Bewaffneter. Kaum war aber der Bräutigam mit seinen drei Begleitern über die Zugbrücke eingeritten, als jene plötzlich aufgezogen und er von seinem Gefolge abgeschnitten wurde. Wüthend sprang er vom Pferde und befahl, die Brücke wieder aufzuziehen, aber plötzlich trat ein gewappneter Ritter mit geschlossenem Visir

aus der Burg, grüßte die Begleiter des Bräutigams ehrerbietig und sprach dann in ernstem Tone:

„Edle Männer, was verdient der, welcher das Vertrauen eines Biedermannes auf das Schändlichste mißbraucht?"

„Daß man ihm sein Wappen und sein Schild zerbreche", antwortete der älteste der Edelleute.

„Nun so geschehe Dir, ehrloser Ritter von Asbach" rief jetzt der Gewappnete und nahm den Helm vom Haupte.

„Der Ritter von Angelach", riefen Alle, aber Ritter Konrad bebte zusammen, wie ein Verbrecher, dem sein Schuldbrief vorgelesen wird, und konnte keine Worte zur Vertheidigung finden.

Der Ritter von Angelach gab alsbald Befehl, die Zugbrücke für den Ritter von Asbach niederzulassen, der sich auch eilends entfernte. Die Edelleute, welche ihn begleitet hatten, nahmen gern die Einladung des Burgherrn an, statt einer Hochzeit das Fest seiner Heimkehr mit ihm zu feiern.

Der Ritter von Asbach befehdete nachher den von Angelach und fügte ihm großen Schaden bei, aber der Pfalzgraf, als Lehnsherr von diesem, zwang jenen zum Schadenersatz, und zerstörte später die Burg Asbach, weil der Eigenthümer zuletzt wiederholt den Landfrieden gebrochen.

28.

Der Langenstein.

Zwischen Wörrstadt und Oberolm bei Mainz liegt ein ungeheurer Porphyrfels, der Langenstein genannt. Davon erzählt die Sage:

Es lebte in Wörrstadt ein reicher Wucherer, der große Schätze durch Unrecht gewonnen hatte. Aber Tag und Nacht plagte den Wucherer die Furcht, sein Gold möchte ihm gestohlen werden; deswegen vergrub er es unter geheimnißvollen Sprüchen auf dem Felde, da, wo jetzt der Langenstein liegt. Der Teufel sah ihm zu, und dachte, wie er ihn in seinen Sünden hinwegnehmen möge. Da fiel ihm ein, der Verlust seines Schatzes würde ihn ohne Zweifel zum Selbstmorde verleiten, und so geschah es auch. Der Teufel trug das Felsenstück auf die Stelle, wo das Gold vergraben lag, und als der Wucherer kam und kein Mittel sah, den ungeheuern Fels wegzubringen, so erhing er sich an einem nahestehenden Baume.

Seitdem sitzt manchmal des Nachts eine Eule oder ein Zwerg auf dem Steine und scheinen den Schatz zu hüten. Einmal, um das Fest der Todten, ging gegen Mitternacht ein kecker Bursche aus Mainz an dem Steine vorüber. Da rief ihm das Männlein zu: „Willst Du Deine Taschen von dem Schatze füllen, der hier begraben liegt, so will ich den Stein wegheben, aber Du mußt mir versprechen, eine Todsünde zu begehen; doch lasse ich Dir die Wahl zwischen

einem Rausch, einem Ehebruch oder Mord." Der Jüngling dachte, was ist es viel um einen Rausch, und willigte ein. Der Zwerg wälzte alsbald den Stein weg, und darunter lag eine Menge Goldes, und davon füllte der Jüngling seine Taschen. Der Zwerg rief ihm noch die Warnung nach: „Erfülle Dein Versprechen, oder ich verwandle Dein Gold in Kohlen."

Der Jüngling meinte, er wolle sich doch lieber sicher stellen, und in der ersten besten Schenke betrank er sich, daß ihm beinahe die Sinne vergingen. Er kam spät nach Hause und fand Niemand mehr wach, als die Frau des Kaufmanns, bei welchem er wohnte, und die ihres Mannes wartete, der noch in Geschäften auswärts war. Die Frau war jung und schön; in dem Jüngling weckte der Rausch die böse Begierde und die Frau gab nach. Sie hörten nicht die Nachhausekunft des Mannes, der sie in einer Umarmung überraschte, und seine Reitpeitsche schwang; aber der jetzt doppelt benebelte Jüngling ergriff ein Messer und stieß es dem Manne durch die Brust.

29.

Lauretta von Starkenburg.

Nahe bei Enkirchen an der Mosel liegen auf einem Berge die spärlichen Trümmer der alten Starkenburg, von welcher ein Zweig der Grafen von Sponheim den Namen trug. Graf Heinrich II. von Starkenburg hinterließ bei seinem

Absterben eine Wittwe, Lauretta mit Namen, von großer Schönheit und noch größerem Muthe. Nach dem Tode ihres Gemahls hatten sich viele Herren um ihre Hand beworben, allein sie zog die Freiheit vor, obgleich ihr Herz nicht ganz unempfindlich war gegen die Lockungen der Liebe. Unter denen, die ihrer Schönheit huldigten, war auch Arnulf von Stein, der auf dem Rheingrafenstein wohnte. Wenn ihn auch das Glück weniger begünstigt hatte, als seine Nebenbuhler, so besaß er doch auch Manches, was die Frauen höher anzuschlagen pflegen, als Geld und Gut. Mit einer edlen Gestalt verband er gar einnehmende Sitten, und außerdem hing er an Lauretten mit einer Beständigkeit, die selbst in jenen Zeiten Verwunderung erregte. Da er ihre Abneigung gegen eine zweite eheliche Verbindung kannte, so tadelte er diesen Entschluß nie und äußerte oft, er habe keinen andern Wunsch, als stets um die zu leben, welche er sich zur Herrin erkohren, und sie selbst möge immerhin frei bleiben, wenn sie ihm nur vergönne, ihre Ketten zu tragen.

Damals saß auf dem erzbischöflichen Stuhle zu Trier ein gar kecker Mann, Balduin mit Namen, der lieber das Schwert trug, als das Rauchfaß, und der Schrecken aller seiner Nachbarn war. Sein Ansehen in Deutschland mußte groß seyn, denn er hatte zwei Kaiser auf den Thron gesetzt, und hätte sie eben so leicht wieder herabstoßen können. Seine Lust war auf den Schlachtfeldern, und er freute sich weniger an Eroberungen, als an Zerstörung. Mit den Grafen von Sponheim, mit den Wild- und Rheingrafen und mit vielen andern bestand er manche blutige Fehde, verbrannte die Hütten des Landmanns, zerbrach die Burgen und plünderte die Städte. Auch die schöne Lauretta wurde von ihm bedroht

in einem Augenblicke, da sie sich dessen am wenigsten versehen konnte. Der Erzbischof heuchelte sogar freundliche Gesinnungen gegen sie, und der Zwist mit denen von Sponheim war längst vertragen. Da trat eines Tages Arnulf von Stein in ihr Gemach mit bedenklicher Botschaft. Ein Geschäft hatte ihn nach Trier geführt, wo der Domdechant sein Oheim war. Von diesem erhielt er einen Wink, daß der Erzbischof böse Absichten gegen Starkenburg hege und unvermuthet als Feind erscheinen werde.

Lauretta wurde durch diese Nachricht betroffen, denn obgleich es ihr gar nicht an Muth gebrach, so befand sie sich doch keineswegs in der Lage, feindseligen Angriffen lange widerstehen zu können, und es war eine Zeit von mehreren Monaten erforderlich, um die gehörigen Vertheidigungsmittel herbeizuschaffen und zu ordnen.

„Eure Vettern, die von Sponheim, werden Euch zu Hülfe kommen", sagte Arnulf, als er ihre Besorgnisse vernahm.

„Ja, wenn ich erst angegriffen bin und wenn es zu spät ist", antwortete die Gräfin.

Arnulf sah sie an mit einem Blicke, der ihre Seele durchdrang. „Theure Gräfin!" rief er, und ein edles Feuer durchglühte sein ganzes Wesen, „edle Frau! vertraut auf mich und mein getreues Häuflein. Keiner von uns wird fallen, ohne zehn Trierer mit sich zu reißen, und am Ende möchte die Zahl der übrigen Feinde nicht mehr groß seyn."

„Ihr mit den Eurigen sollt an meiner Seite fechten", erwiederte Lauretta, „und eher mögen mich die Trümmer der Starkenburg begraben, als ich eine Scholle meines Eigenthums an den stolzen Balduin abtrete."

„Er macht noch vorher eine Reise nach Koblenz“, bemerkte Arnulf.

„Zu Lande oder zu Wasser?“ fragte Lauretta in großer Bewegung.

„Zu Schiffe.“

Die Gräfin trat an's Fenster und sah halb ernst, halb lächelnd in die Mosel hinab. Sie wendete sich hierauf zu dem Ritter von Stein mit den Worten:

„Ich will den Erzbischof hier auf meiner Burg bewirthen.“

Arnulf schaute sie verwundert an.

„Ich werde ihn nöthigen, hereinzutreten, und er kann es nicht übel nehmen, denn es steht ja so in der Bibel geschrieben.“

Der Ritter wurde nachdenkend. „Kommt Euch die Sache gefährlich vor?“ fragte die Gräfin.

„Ich kenne keine Gefahren, als die Euch drohen“, entgegnete Arnulf, „und das eben macht mich unentschlossen. Der heilige Vater in Rom wird sich seines Sohnes annehmen, er wird die Gräfin von Starkenburg mit dem Bann belegen. Das kann zur Noth ein Mann tragen; allein — verzeiht edle Frau, für Euch wäre die Last unziemlich. Darum überlaßt das Wagstück mir.“

„Nicht um eine Krone“, fiel Lauretta ein. „Ihr kennt mich, Herr von Stein!“

„So darf ich doch wenigstens Eure Leute anführen?“

Die Gräfin willigte in dieses Begehren und nahm mit dem Ritter Abrede zur Ausführung des Vorhabens.

Die Sache gelang nach Wunsch. Das Schiff, auf welchem Balduin die Mosel herabfuhr, wurde von den Leuten der Gräfin angehalten und er als Gefangener an's Ufer

gebracht, wo sie seiner harrte. Nichts in der Welt hätte den stolzen Bischof so schmerzlich verletzen können, als die Schmach, in die Gewalt eines Weibes zu gerathen; er tobte und drohte, doch die Gräfin blieb kalt und entschlossen. „Herr Erzbischof", sagte sie, „Ihr wolltet mich ohne Absage überfallen, darum hielt ich's für klug, Euch zuvorzukommen: Ihr seid mein Gefangener, und sollt gerade so behandelt werden, wie's einem geistlichen Herrn ziemt, der statt des Hirtenstabes das Schwert führt."

Lauretta hatte in einem festen Thurme ein Gemach einrichten lassen, worin, neben dem gewöhnlichen Geräthe, ein Altar stand. Dahin ließ sie den Erzbischof bringen und ihm zugleich bedeuten, er würde so lange ihr Gefangener bleiben, bis er sich bequemte, die Urfehde zu schwören, und allen Schaden zu ersetzen, den er denen von Sponheim und auf Rheingrafenstein zugefügt.

Der Erzbischof war jedoch unbeugsamen Sinnes, und außerdem rechnete er darauf, daß der Papst seine Feindin aus der Gemeinschaft der Kirche ausschließen werde, weil sie es gewagt, ruchlose Hände an einen Gesalbten des Herrn zu legen. Lauretta ließ indeß keine Furcht aufkommen, und war vielmehr entschlossen, auch das Aeußerste zu wagen. Sie setzte ihre Burg in furchtbaren Vertheidigungsstand, wobei ihr der Ritter von Stein treffliche Dienste leistete. Seine Treue rührte auch ihr Herz, und wenn sie gleich nicht gewohnt war, von einem Vorsatze abzuweichen, den sie einmal gefaßt hatte, so wußte sie doch einen Ausweg zu finden.

Die Arbeiten an der Burg waren jetzt vollendet, und der Ritter verschwand plötzlich. Die Gräfin wußte dies nicht

zu deuten, und gerieth sogar auf den Gedanken, er könne heimlich hinweggeführt oder ermordet worden seyn. Einer ihrer Leute hatte ihn zum letztenmale in der Gegend des äußersten Wartthurmes erblickt, und da in der Nähe des Thurmes ein Wald lag, so konnten sich leicht einige Feinde darin versteckt halten.

Der Gräfin wurde es erst jetzt klar, wie sehr sie sich an den Umgang mit Arnulf gewöhnt habe, und sie schalt sich ob solcher Schwäche, ohne jedoch sie meistern zu können. Sie sandte einige Späher aus, von denen auch einer so glücklich war, den Ritter zu finden. Er traf ihn in der Stadt Trier, wo er, als Klosterbruder verkleidet, herum ging, und besonders wachsam war, ob nichts gegen die Starkenburg im Werke sei. Auf die Gräfin machte diese Nachricht tiefen Eindruck; sie wußte, daß Arnulf sie unaussprechlich liebe; sie hatte ihm keineswegs ihre entschiedene Abneigung gegen eine zweite Heirath verhehlt, und demungeachtet wagte er sich in die augenscheinlichsten Gefahren, blos um allen Schaden von ihr abzuwenden.

Wäre der Ritter in diesem Augenblick auf der Starkenburg erschienen, und hätte noch einmal den Wunsch nach ihrer Hand blicken lassen, so hätte ohne Zweifel ihr Herz sie hingerissen; allein es bedurfte bei der Gräfin nur weniger Stunden, um die stärkste Bewegung in ihrem Gemüthe zur Ruhe zu bringen.

Zwei Tage nachher kam der Ritter wirklich auf der Starkenburg an, mit der Nachricht, die Trierer hätten bereits eine Menge Volkes aufgebracht, und würden ehestens ausrücken zur Befreiung ihres Erzbischofs.

„Um so besser", antwortete Lauretta, „bis jetzt war alles nur Spiel, und ich mag den Ernst lieber."

„Frau Gräfin", sagte Arnulf, „laßt mich jetzt walten, nur heute und morgen. Wir müssen vor allen Dingen dem Kirchenbann zuvorkommen."

Lauretta wurde nachdenkend. „In Gottes Namen", rief sie endlich, „thut, was Ihr vor Euch selbst verantworten könnt."

Der Ritter begab sich alsbald zum Erzbischof ins Gefängniß und erzählte ihm, wie er von Trier komme, wo die Seinigen ungeheure Rüstung machten, die Starkenburg zu belagern.

Balduin schaute den Ritter mit großen Augen an.

„Auf meine Ritterehre", fuhr dieser fort, „es ist die lauterste Wahrheit, was ich berichte."

„Herr Ritter von Stein", versetzte der Bischof, „ich hielt Euch für meinen Widersacher, und wahrlich, ich hatt's Ursache. War't Ihr nicht der Erste, welcher auf dem Schiffe Hand an mich legte?"

„Allerdings", versetzte Arnulf, und ich stehe auch jetzt nicht als Euer Freund vor Euch. Doch im Tode müssen gute Christen sich versöhnen."

„Im Tode?" stammelte Balduin. „Wie meint Ihr das?"

„Ihr kennt mich, Herr Erzbischof", erwiederte der Ritter, „und darum werdet Ihr auch der Versicherung glauben, daß ich fest entschlossen bin, mich mit Euch unter den Ruinen der Starkenburg begraben zu lassen."

Balduin wurde bleich und Tropfen standen auf seiner Stirn. „Ich will mich lösen", sagte er nach einer Weile.

Arnulf forderte für die Gräfin dreißigtausend Goldgülden

und die Zurückgabe der Güter im Birkenfeldischen. Außerdem einen Eid auf die Hostie, daß der Bischof der Gräfin es nicht nachtragen wolle im Bösen. Balduin fand die Bedingungen hart, allein die Umstände waren gebieterisch. Er willigte endlich ein, und fertigte zwei von seinen Leuten ab, die mit ihm in Gefangenschaft gerathen waren, um das Geld herbeizuschaffen.

Der Ritter verfügte sich jetzt zu der Gräfin und gab ihr Bericht von dem, was er mit dem Bischofe abgeschlossen. Lauretten's Herz war in der That der Furcht nicht sehr zugänglich; indeß hatte sie doch die Lage der Dinge gehörig erwogen, und es war ihrem Blicke nicht entgangen, daß sie gegen die überlegene Macht von Trier ein gewagtes Spiel spiele. Die Klugheit und die Treue, welche der Ritter auch hier wieder bewiesen, mußten sie immer mehr an ihn binden, und sie wollte ihren Dank nun auch nicht länger zurückhalten.

„Herr von Stein", begann sie, nicht ohne sichtbaren innern Kampf, „ich kenne Eure Neigung zu mir, und Euer Biedersinn hat Euch meinem Herzen so werth gemacht, daß ich Euch hoch über alle Männer stelle. Ihr wißt aber auch, wie ich über die zweiten Ehen denke, und daß ich nie von einem wohlüberdachten Entschlusse abgehe. Könnt Ihr Euch begnügen mit meiner Hand und mit dem Gedanken, daß ich Euch als Gattin angehöre, so will ich den Erzbischof bitten, daß er uns traue. Fordert jedoch nie Rechte, welche das Weib am meisten in die Abhängigkeit des Mannes versetzen."

Der Ritter warf sich zu ihren Füßen. „Edle Gräfin!" rief er, „daß Ihr mir mehr angehören wollt, als irgend einem Manne auf der Welt, dies macht mich schon überglücklich. Kann ich beständig um Euch seyn und mit Euch

leben, so will ich mein Schicksal preisen und keinem andern Wunsche mehr Raum geben."

Lauretta ließ sich auch wirklich mit dem Ritter von Stein trauen. Der Erzbischof hatte es zwar abgelehnt, die Handlung zu verrichten, aber doch den Burgkaplan dazu ermächtigt. Die Ranzion, welche Balduin erlegte, wendete die Gräfin zum Bau einer neuen Burg und Stadt an. Frauenburg nannte sie jene und Trarbach diese. Beide ließ sie durch Werke, die für ihre Zeit Bewunderung erregen, mit der Starkenburg in Verbindung setzen, und mochte so allen Angriffen ihres mächtigen Gegners trotzen.

Von der Frauenburg bei Trarbach ist nichts mehr vorhanden, und von der Starkenburg sind nur noch wenige Ruinen übrig, die traurig in das schöne Moselthal herabblicken.

30.

Der Minneberg.

Von dem Minneberge ist schon im ersten Theile eine Sage mitgetheilt worden; eine andere geben wir hier.

Am Fuße des Berges war ein heimliches, schattiges Plätzchen mit einem kühlen Brunnen. Der Sage nach sollten in dem Berge zwölf schöne Jungfrauen ihren Aufenthalt haben, und von diesen manchmal eine oder zwei an die Quelle kommen und dort eine Zeit lang verweilen. Auf einer Burg, in der Nähe des Minneberges, lebte ein schöner Edelknabe; der kam einmal auf der Jagd in diese Gegend,

die eben vom Abendroth beschienen wurde. Am Brünnlein saß ein liebreizendes Mägdlein; die langen goldenen Flechten ihrer Haare hingen von beiden Seiten über die Schultern in den Schoos herab; ihr einfaches weißes Gewand, welches oben durch einen kostbaren Stein zusammengehalten wurde, schien aus Luft gewebt, und ein himmlisches Lächeln schwebte um ihre Lippen. Der Edelknabe faßte sich ein Herz und trat zu ihr hin und grüßte sie freundlich. Das Mägdlein dankte eben so freundlich, und die Erscheinung des schönen Jägers schien ihr nichts weniger als unangenehm. Beide wurden bald im Gespräch vertrauter, der Edelknabe erklärte ihr seine Liebe, und da sie gleich darauf seinen Kuß erwiederte, so war das Bündniß geschlossen. „Ich bin Dein, aber unter einer Bedingung", sagte sie. „Nie darfst Du nachforschen, wohin ich von hier gehe, nie mir in meine geheime Wohnung folgen, denn wenn Du den Fuß hineinsetzest, so darfst Du sie ewig nie wieder verlassen." Der Edelknabe schwur, was sie verlangte, und die ersten Frühlingstage seiner Liebe gingen ohne Sturm vorüber. Bald aber plagte ihn die böse Neugierde; er dachte, er möge wohl unbemerkt von der Geliebten den Eingang in ihre Wohnung erspähen, und dies gelang ihm auch. Er sah sie durch eine Felsenspalte in den Berg hineingehen. Seine Neugierde wuchs, und er beschloß, ihr wenigstens eine kleine Strecke weit in den Berg zu folgen. Er that es, und seit dieser Zeit hat man nie wieder etwas von dem Edelknaben gesehen und gehört, und auch die schöne Bergjungfrau soll sich später nie wieder haben blicken lassen.

31.

Der Hexenthurm in Bühl.

Auf dem linken Ufer des Bühlerbaches, in dem Theile des Städtchens Bühl, der den Herren von Windegg gehörte, lag noch in den letzten Zeiten ein mächtiger Thurm, der Hexenthurm genannt. Ursprünglich mochte er mit dem kaum hundert Schritte weit entfernten Schlosse der Windegger in Verbindung gestanden haben; später, zur Zeit der unseligen Hexenprocesse, wurde er als Gefängniß für diese unglücklichen Schlachtopfer des Wahns benutzt.

Damals lebte in Bühl eine ehrbare fromme Matrone, die eine einzige, sehr schöne und eben so tugendhafte Tochter hatte, Gertrud mit Namen. Das Mädchen gefiel dem Schloßvogt, der ein Wüstling war, und er machte der Jungfrau Anträge, die mit Abscheu zurückgewiesen wurden. Der Burgvogt ergrimmte und sann auf Rache.

Zufällig begab es sich, daß Gertrud eines Tages vor Sonnenaufgang sogenannte Ostertaufe oder Wasser, welches auf Ostern in katholischen Kirchen geweiht wird, auf einen ihrer Mutter gehörigen Acker trug, wie es noch jetzt in jenen Gegenden Sitte ist, und wodurch man böse Einwirkungen abzuhalten glaubt. Nun kamen im darauf folgenden Sommer Schwärme von Insekten, welche die Felder verwüsteten, und was diese verschonten, das zerschlug der Hagel. Dies brachte den Vogt auf den höllischen Gedanken, die arme Gertrud als Hexe anzugeben, die die Insekten und

den Hagel herbeigezaubert. Er hatte gehört, daß sie eine Flüssigkeit auf das Feld ausgegossen, und dabei einen Spruch hergesagt. Die Jungfrau hatte nämlich, während sie das geweihte Wasser umherspritzte, ein Vaterunser gebetet. Keine Anklage fand in jener Zeit leichtern und allgemeinern Glauben, als die auf ein Bündniß mit den bösen Geistern. Gertrud wurde als Hexe eingezogen, und um ein Geständniß von ihr zu erhalten, erkannte der Richter auf Tortur. Gertrud fühlte, sie würde unter den Schmerzen der peinlichen Frage erliegen, und bat um einen Beichtvater. Diese Bitte konnte man nicht abschlagen und der Pfarrer wurde gerufen. Es war dies ein frommer Mann, der die Sprache der Unschuld und Wahrheit verstand und keine Menschenfurcht kannte. Ihm wurde die Unschuld der Jungfrau gewiß, nachdem er ihre Beichte gehört, zumal da er den Vogt als einen bösen Menschen kannte. Seine Worte weckten in Gertrudens Herzen Vertrauen. „Es ist ein Gott, der die Unschuld schützt“, sagte er; „vertraue auf den.“ Eine hohe Zuversicht zog ein in die Brust der Jungfrau, als er seine Hand auf ihr Haupt legte und ein Gebet sprach. Sie betrat die Folterkammer mit ungemeiner Fassung, aber plötzlich, bei ihrem Eintritt, zersprangen alle Marterinstrumente mit großem Geräusch. Selbst der Henker erblaßte, aber der Vogt, der gegenwärtig stand, rief: „Da seht Ihr die Zauberin, das ist ein Werk des Teufels; was braucht es mehr Beweise? Verdammt sie zum Scheiterhaufen.“ Und Gertrude wurde zum Scheiterhaufen verdammt.

Der verhängnißvolle Tag brach an; der Scheiterhaufen war aufgerichtet und im Rücken desselben stieg ein hoher Pfahl empor, an welchem die Verurtheilte festgebunden

werden sollte. Eine unermeßliche Volksmenge war herbeigeströmt. Der Pfarrer begleitete die Jungfrau auf ihrem letzten Gange. Er sprach ihr Muth zu. „Er, der Dich von den Qualen der Folter errettet, kann Dich auch vom Tode befreien", sagte er. Gertrud erhob den Blick zum Himmel, und es kam in sie die Gewißheit, Gott könne sie nicht verlassen.

Sie bestieg jetzt den Holzstoß und ließ sich geduldig an den Pfahl binden. Der Pfarrer blieb in ihrer Nähe. Eine tiefe Todesstille lag auf der Menge der Zuschauer, und in vielen Augen zitterten Thränen. Da wurde das Signal gegeben, und der Holzstoß an drei Seiten angezündet.

Aber plötzlich fiel aus einer schwarzen Wolke, die von Abend heraufgezogen war, ein Schlagregen nieder, der alle Feuer auslöschte, und im nämlichen Augenblicke lösten sich die Bande der Jungfrau wie von unsichtbarer Hand, und sie kniete nieder und hob die gefalteten Hände zum Himmel. Der Pfarrer aber rief zu dem versammelten Volke: „Seht ihr das Zeichen am Himmel? Gott hat gerichtet, denn Menschen gebieten den Elementen nicht."

„Gott hat gerichtet!" schrie das Volk, und stürzte auf den Vogt los, der nicht weit vom Holzstoß auf seinem Rappen hielt, und mit Noth in der Schnelligkeit desselben Rettung fand. Aber der Herr von Windegg, der die Geschichte erfuhr, ließ ihn als Gefangenen in den Hexenthurm werfen, wo er sich einige Monate später erhing.

32.

Der Raubritter.

Am schroffen Abhange des Niederwaldes hängt, wie das Nest eines Raubvogels, die zerfallene Burg Ehrenfels, einst von den Churfürsten von Mainz erbaut. Da lebte in alter Zeit ein Burgvogt, Hans von Ehrenfels genannt, der eine einzige Tochter, Uta, hatte, deren Schönheit am ganzen Rheinstrome gerühmt wurde. Ein Edelmann aus Mainz, der ein steinreicher Mann war, warb um sie, aber Uta gestand ihrem Vater offen, ihr Herz sei bereits versagt, und sie würde ihre Hand nie einem andern Manne geben, als dem jungen Ritter von Reichenstein.

„Wie, einem Räuber?“ brüllte der Vater.

„Reichenstein ein Räuber!“ stammelte Uta, und alles Blut wich aus ihren Wangen.

„Ja“, versetzte Hans von Ehrenfels, „der alte und sein Sohn sind Raubritter, und der Kaiser hat geschworen, alle Raubnester am Rheine zu zerbrechen und keinen Stein auf dem andern zu lassen.“

„Nein, nein, es ist unmöglich!“ rief Uta; „der Vater mag ein Räuber seyn, aber der Sohn theilt gewiß seine Schuld nicht.“

Der Burgvogt sah wohl ein, daß es in diesem Augenblicke unmöglich sey, die Gesinnung seiner Tochter zu ändern, und entfernte sich.

Es war eine späte Abendstunde; Uta saß wie vernichtet

in ihrem Gemache, und neben ihr stand theilnehmend ihre Dienerin Elsbeth, die ihr Trost einzusprechen suchte. Aber das Fräulein hörte nicht auf ihre Worte; da trat Elsbeth an's Fenster, öffnete es und schaute hinaus in den Rhein. „Ach Gott!" rief sie plötzlich, „da drüben an Hatto's Thurm schreitet eine hohe, schwarze Gestalt, und unter dem Felsenloch bei Asmannshausen leuchtet es wie der Wiederschein von Flammen." Plötzlich sprang Uta vom Sessel auf und an's Fenster. Als sie die Helle gewahrte, zuckte plötzlich ein Gedanke wie ein Blitz durch ihre Seele: wenn es Reichenstein wäre, das brennte! Wenn die Soldaten des Kaisers die Feste schon genommen hätten! Sie bat Elsheth, auf den Thurm zu steigen, der eine weite Aussicht gewährte, und sich dort umzusehen. „Ich kann Dich nicht begleiten", setzte sie hinzu, „denn meine Knie brechen unter mir."

Elsbeth that, wie ihr befohlen war, und kam bald mit der Nachricht zurück, es schiene, daß Rheinstein und Reichenstein wirklich in Flammen stünden.

Uta hielt sich mühsam an der Lehne eine Sessels. Elsbeth trat jetzt wieder an's Fenster; sie hörte Ruderschlag und bemerkte jetzt einen Nachen, der unter der Burg anlegte. Eine hohe Gestalt schwang sich auf die schmale Felsenterrasse, die sich am Fuße des Ehrenfels aus den Fluthen erhob, und rief: „Uta! Uta!" die Jungfrau erkannte die Stimme ihres Geliebten. Mit dem Ausruf: „Heinrich! Heinrich! Du hier!" trat sie an's Fenster.

„Uta, komm' herab, zu mir, nur auf einige Augenblicke!" flehte der Ritter. „Reichenstein brennt, mein Vater ist todt, ich bin geächtet! Aber ich kann, ich kann nicht von dieser Gegend scheiden, ohne Dich noch einmal an mein Herz zu drücken!"

Uta befahl Elsbeth, ihr zu folgen. Sie ließ durch den Thorwart sich ein kleines Pförtchen öffnen, welches an den Rhein hinabführte, und wenige Minuten nachher lag sie in des Ritters Armen.

„Uta", sagte er, „ich habe Geld und Kostbarkeiten gerettet, folge mir. In einem fremden Lande wollen wir uns ankaufen."

„Ich liebe Dich wie meine Seele", antwortete Uta, und wäre ich Deine Gattin, dann sollte keine Gewalt mich von Dir trennen. Aber die Tochter darf das Haus des Vaters nicht ohne seinen Segen verlassen, und die Jungfrau nicht dem Geliebten folgen, ohne den Segen des Priesters."

„Ich kann, ich kann nicht von Dir scheiden!" rief der Ritter, indem er sie krampfhaft an seine Brust schloß.

„Es muß geschieden seyn, Heinrich, leb wohl, leb ewig wohl." In diesem Augenblicke verließen sie ihre Lebensgeister; sie hing leblos in den Armen des Ritters; da ergriff diesen der Wahnsinn: er umklammerte sie und stürzte sich mit ihr in die Fluthen des Rheines.

Am andern Morgen fand man ihre Leichname am Ufer.

33.

Der Bogenschütze.

Bei Lorch, an der Grenze des Rheingaues, trauern auf einer Höhe die Ruinen der Burg Fürsteneck. Hier lebte im dreizehnten Jahrhundert Oswald von Fürsteneck, einer

der ersten Bogenschützen seiner Zeit. Sein Todfeind war Wilm von Saneck, dessen Burg in der Nachbarschaft am alten Sanwald lag. Lange stellte dieser dem von Fürsteneck hinterlistig nach, und endlich gelang es ihm, als Oswald eines Abends von Bingen in Begleitung eines einzigen Knechtes zurückkehrte, denselben aus einem Hinterhalte zu überfallen, und ihn als Gefangenen nach Saneck zu führen. Dort wurde der Unglückliche in einen tiefen Thurm geworfen, und einige Zeit nachher ließ der Sanecker seinen Feind blenden. Auf Fürsteneck glaubte man anfänglich, als der Ritter nicht mehr heimkehrte, er sei von Räubern erschlagen worden, da man aber nirgends den Leichnam oder sonstige Spuren einer Gewaltthat entdecken konnte, so mußte bald ein anderer Argwohn entstehen.

Oswald hatte einen einzigen Sohn, Edwin mit Namen, der seit Kurzem von dem Hoflager in Mainz, wo er den Waffendienst gelernt hatte, in das väterliche Haus zurückgekehrt war. Dieser kannte den Groll, den der Ritter von Saneck gegen seinen Vater hegte, und auch dessen Tücke.

Der Gedanke an eine Verrätherei des Saneckers lag hier zu nahe, um nicht von Edwin schnell ergriffen zu werden. Wie viele edle Jünglinge jener Zeit, war er geübt in Saitenspiel und Gesang, und faßte daher den Entschluß, sich als fahrender Sänger zu verkleiden, und in dieser Vermummung Kundschaft einzuziehen. Mit der Zither auf dem Rücken und dem Wanderstabe in der Hand zog er gen Saneck. In einiger Entfernung vom Schlosse setzte er sich unter einem Baume nieder, und seine bekümmerten Blicke hingen fest an einem hohen, festen Thurme, der an der nördlichen Seite der Burg angebaut war. Da trat zu

ihm ein junger Mensch, dessen seltsame Kleidung und scheuen Blicke einen Blödsinnigen oder Wahnsinnigen anzeigten. „Gott grüß Euch, Herr Sänger", hub der Jüngling an. „Warum schaut Ihr so ernst auf jenen hohen Thurm hin? Das ist ein Käfig, in welchem die Vögel eingesperrt werden, nachdem man ihnen die Schwungfedern ausgerissen."

„Es ist also ein Gefängniß?" fragte Edwin.

„Ich will's Euch wohl sagen, wenn ihr mir ein Lied singen wollt. Ich liebe gar sehr den Gesang. Aber verrathen dürft Ihr mich nicht; der alte Wilm ist ein böser Mann, er läßt mich manchmal einsperren und bei Wasser und Brot fasten."

„Ich will Dir ein Lied singen, und dann erzähle mir, und was Du mir vertraust, soll als ein heiliges Geheimniß in meiner Brust ruhen."

Mit diesen Worten nahm Edwin seine Zither vom Rücken und stimmte eine rührende Melodie an. Auf den Jüngling machte dies einen merkwürdigen Eindruck; es schienen Erinnerungen in ihm aufzudämmern, und über seine Wangen rollten Thränen. Plötzlich schien er aber in eine Art von Wuth zu gerathen, ballte die Faust und machte drohende Geberden gegen die Burg Saneck hin.

„Nun erzähle mir, was Du von jenem Thurme weißt", sagte Edwin, nachdem er sein Lied geendet hatte.

Der Jüngling warf einige schüchterne Blicke umher, als wollte er sich überzeugen, daß er nicht belauscht werde, und raunte dann dem jungen Ritter in's Ohr: „Vor einigen Wochen haben sie da ein Paar Vögel eingesperrt, die sie aus ihrer Freiheit geholt. Ich sah heimlich zu, wie sie in den Thurm geschleppt wurden, aber mich bemerkte Niemand,

denn sonst hätten sie mich mit eingemauert. Der Eine schien der Herr, der Andre der Diener; jener ritt einen Schimmel, und dieser einen Rappen."

„Gott, mein Vater!" murmelte Edwin vor sich hin. „Aber wie ihn retten? Ziehe ich mit meinen Mannen vor die Burg, so setze ich das Leben meines Vaters in Gefahr. Durch List?" Er verfiel nun in ein langes Nachdenken und beschloß zuletzt, sich einige Tage in der Nachbarschaft zu verbergen und der Gunst des Zufalls zu vertrauen.

Eine gute Viertelstunde von Saneck lag eine Kapelle mit einer Klause. Der Eremit, der sie bewohnte, war ein frommer Mann, der den Sänger freundlich aufnahm, und dieser überzeugte sich bald, daß er ihm vertrauen könne. Er theilte dem Eremiten sein Geheimniß mit. „Hier kann nur Gott helfen", sagte dieser, „und ich will mein Gebet mit dem Eurigen vereinen, damit er dort oben uns Licht sende in dieser Dunkelheit."

Edwin brachte die Nacht in der Klause des Einsiedlers zu, der mit ihm sein dürftiges Mahl theilte, und ihm ein ärmliches Lager bereitete. Früh am andern Morgen sagte er zu seinem Gast: „Mir ist diese Nacht ein Gedanke gekommen, und ich glaube, der liebe Gott hat ihn mir gesendet. Der Ritter von Saneck hat eine Gattin, die das Gegentheil ist von ihrem Eheherrn, denn sie fürchtet Gott, ist sanftmüthig und übt Barmherzigkeit. Ich darf von Zeit zu Zeit zu ihr auf das Schloß kommen; dann spricht sie mit mir von erbaulichen Dingen und entläßt mich nie ohne ein kleines Geschenk. Ich will jetzt nach Saneck gehen. Wer weiß, ob es uns nicht frommen kann."

Der Eremit that, wie er gesagt. Nach einer Stunde

kam er von der Burg zurück. Er erzählte, daß er die Burgfrau untröstlich gefunden ob der ruchlosen Thaten ihres Mannes. „Morgen“, setzte er hinzu, ist ein Fest auf Saneck. Manche Ritter aus der Nachbarschaft sind dazu geladen. Wenn Ihr glaubt, daß Euer Gesicht nicht bekannt sei, so geht hin; dem Sänger werden die Thüren offen stehen. Ihr werdet wenigstens Gelegenheit haben, die Beschaffenheit der Burg kennen zu lernen.“

„Mein Gesicht ist diesen Menschen fremd“, antwortete Edwin, „denn ich habe bisher in Mainz gelebt und in die Nähe des Erzbischofs wagte sich keiner dieser Raubritter, denn er ist ihr geschworner Feind. Ich will hingehen.“

Als Edwin des andern Tages nach Saneck kam und an die Thüre der Halle trat, wo die zahlreiche Tischgesellschaft versammelt war, schallte ihm die zügeloseste Lustigkeit entgegen. Einige der Gäste bemerkten ihn und riefen ihn herein, und hießen ihn bekannte Zechlieder anstimmen. Aber der Lärm unterbrach ihn bald, denn den Gästen war der Wein bereits zu Kopfe gestiegen, und am meisten schien der Ritter von Saneck von den Dünsten desselben umnebelt. Edwin wurde jetzt aufmerksam auf ein Gespräch, welches sich zwischen diesem und seinem Nachbar entspann. „Weißt Du auch, Wilm“, sagte der Nachbar, „daß man Dich im Verdacht hält, Du habest den Fürstenecker niedergeworfen und ins Gefängniß gesperrt?“ „Nicht alle Sagen sind Lügen“, versetzte der Ritter mit einem gräßlichen Schmunzeln. „Man behauptet sogar, Du habest ihn blenden lassen“, fuhr jener fort. „Nun was ist's weiter“, versetzte der Sanecker. „Ob eine Kerze von selbst erlischt oder ausgelöscht wird, ist's nicht dasselbe? Sie hört eben zu brennen auf.“

„Schade um seine Kunst im Bogenschießen“, fiel jetzt ein anderer Ritter ein, der das Gespräch belauscht hatte.

„Ich wette, er trifft auch blind noch das Ziel, wenn man es ihm bemerklich macht“, hub der erste Ritter wieder an. „Topp, ich wette dagegen“, rief, aller Besonnenheit baar, der Sanecker, und gab Befehl, den Gefangenen herbeizuführen.

Edwins Herz war zu Eis erstarrt, als er das schreckliche Loos seines Vaters vernahm; aber im nächsten Augenblicke glühte Rachedurst in allen seinen Adern. Wer ihn beobachtet hätte, der hätte sein Geheimniß auf seinem Gesichte lesen können. Zum Glück dachte Niemand mehr an den anwesenden Sänger, vielmehr gaben die Gäste, unter denen sich die Nachricht von der Wette schnell verbreitete, ihre wilde Freude an dem Schauspiel zu erkennen, welches nun vor ihnen aufgeführt werden sollte. Nur ein einziger Ritter aus dem Sauerthale, der im Gefechte ein Auge verloren hatte, schüttelte ernst und bedenklich das graue Haupt.

Als Kettengerassel das Nahen des Gefangenen verkündete, da murmelte der Sänger in sich selbst hinein: „O brich nicht, armes Herz, denn ich brauche jetzt Muth.“

Vor der Thüre wurden jetzt dem Gefangenen die Fesseln abgenommen.

„Ritter von Fürsteneck“, lallte der Sanecker, „unter den hier anwesenden Rittern sind einige, die behaupten, Dein Bogen treffe noch eben so sicher das Ziel, wie sonst. Gib uns eine Probe.“

Der Gefangene schwieg. Da reichte der Sanecker ihm einen Bogen und Pfeil, nahm einen silbernen Becher von der Tafel und stellte ihn auf einen Seitentisch. In dem Gefangenen schien plötzlich ein Gedanke aufzusteigen; er

spannte den Bogen, legte den Pfeil auf und sagte mit fester Stimme: „Ritter von Saneck, gib mir ein Zeichen, wo Du den Becher hinsetzest.“

„Hier“, sagte der Sanecker, indem er den Becher gegen den Tisch stieß.

„Hier“, rief der Gefangene fast in demselben Augenblick, und sein Pfeil schwirrte wie das Rauschen des Todesengels, und haftete im Herzen des Saneckers. Ein wilder Lärm erhob sich jetzt; einige wollten auf den Gefangenen losstürzen, aber Edwin warf sich auf ihn. „Es ist mein Vater! Ich bin Ritter, und wenn Ihr das Recht und die Ehre liebt, so werdet Ihr als Ritter handeln. Der Sanecker hat meinen Vater ohne Absage niedergeworfen, er hat ihm das Kostbarste geraubt, das Licht der Sonne. Wer als Vertheidiger dieser Unthat auftreten will, dem will ich, wie's Rittern ziemt, mit meinem Schwert Rede stehen.“ Jetzt erhob sich auch der Ritter aus dem Sauerthale, und sprach: „Ich mache die Sache des Fürsteneckers zu der meinigen, und wehe, wer dem Jünglinge nur ein Haar krümmt und ihn hindern will, seinen Vater in Freiheit zu setzen.“

In diesem Augenblicke trat die Edelfrau in die Halle, die gehört hatte, was vorgegangen. In ihrer Haltung, in dem hohen Ernste ihrer Mienen, schien sie den Rittern fast ein Wesen aus einer andern Welt.

„Ritter“, sprach sie, „hier hat ein Gottesgericht gewaltet. Mein Gatte ist heimgegangen in seinen Sünden, aber ich will keinen Theil daran. Edwin von Fürsteneck, vergib dem Todten und führe Deinen armen Vater nach seiner Burg zurück. Was ich noch gut machen kann, will ich thun. Du sollst mein Erbe seyn.“

Der Jüngling lag in den Armen seines Vaters. „Nein", rief er, „irrdisches Gut kann den Verlust des Lichtes nicht ersetzen; gebt den Armen, was Ihr mir geben wollt, und sühnt die Seele Eures Gatten. Ich bin von nun an der Führer meines Vaters."

34.

Keller's Bild und Kreuz.

Gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts verließ Markgraf Christof den alten Sitz seiner Väter und zog in das neue Schloß, welches er auf der Höhe, dicht an der Stadt Baden, sich erbaut hatte. Auf der jetzt in Ruinen liegenden Burg blieb seine Mutter zurück mit zwei Hoffräulein, einem Cavalier und der nöthigen Bedienung und Bewachung. Der Cavalier, aus dem Geschlechte der Freien von Keller, war ein anziehender junger Mann, von etwas leichten Sitten, dem es nicht schwer fiel, sich die Gunst der Frauen zu erwerben. Eine hatte zuletzt sein Herz mit starken Banden umstrickt, die schöne Klara von Tiefenau, deren Vater als markgräflicher Vogt in Kuppenheim lebte, welches damals noch eine Stadt mit Gräben, Mauern und Thürmen war. Ein bequemer Weg, von welchem noch die Spuren vorhanden sind, führte von der alten Burg Baden nach Kuppenheim durch den dichten Wald, und der Kavalier, unter dem Vorwande der Jagd, ging diesen Weg täglich in den Frühstunden oder am Abend spät, um die Dame seines Herzens

wenigstens auf Augenblicke zu sehen. Einst, als er beim hellen Vollmondschein, wie gewöhnlich durch den dichten Forst heim wandelte, und das Horn des Burgwächters eben Mitternacht verkündete, kam ihm plötzlich vor, als sitze wenige Schritte von ihm am Wege eine weibliche Gestalt, in einen Schleier gehüllt. Der junge Mann dachte bei sich, hier möge es wohl ein Abentheuer geben, und schritt auf die Erscheinung zu. Allein je näher er derselben kam, desto unbestimmter wurden ihre Umrisse, die in einem Nebel zerflossen, als der Cavalier seine Hand nach ihr ausstreckte. Jetzt wandelte ihn doch ein kleines Grauen an; da er aber ein muthiges Herz und viel leichten Sinn besaß, so hielt er das Ganze für eine Täuschung. Um sich hiervon zu überzeugen, ging er am folgenden Abend zu derselben Stunde wieder an dem Platze vorüber, wo er die Erscheinung gehabt hatte. Die Gestalt saß, wie gestern, auf demselben Flecke, nur hatte sie heute den Schleier zurückgeschlagen und das Haupt auf die Hand gestützt, während der Wind in ihren langen, auf den Busen fallenden Locken spielte. Der Cavalier stutzte einen Augenblick, trat aber dann, sich selbst scheltend, auf die Dame zu, und siehe da, sie löste sich zum zweiten Male in einen lichten Nebelstreif auf.

Er theilte das Abentheuer dem Kastellan, einem klugen, bejahrten Manne, mit, und erfuhr von diesem, auf der Stelle, wo der Cavalier die Gestalt gesehen, sei in alter Zeit ein heidnischer Tempel gestanden, und der Platz sei verrufen, und Niemand aus der Umgegend wage es, Nachts da vorüberzugehen.

Der junge Mann gehörte weder zu den Furchtsamen, noch zu den Abergläubischen; er ließ des andern Tages an

der Stelle nachgraben, wo das geheimnißvolle Wesen ihm erschienen, und bald fand man einen kleinen römischen Altar, der, nach der lateinischen Inschrift, den Nymphen des Haines geheiligt war, und einige Schuh tiefer eine weibliche Marmorbüste. Die Arme und der Theil des Körpers abwärts von der Brust fehlten, und waren sichtlich abgeschlagen worden; dagegen konnte man keinen schönern, huldvollern Mädchenkopf sehen. Der erste Frühlingstraum des Lebens schien um Stirn und Augen zu spielen; ein Schleier umhüllte nur einen Theil der reichen Locken, die den jugendlichen Busen zum Theil bedeckten. Der Cavalier ließ den Altar und das Marmorbild auf dem Platze aufstellen, wo sie ausgegraben worden, und so entstand der Name: Kellers Bild.

In der Brust des jungen Mannes hatte jedoch die schöne Marmornymphe eine wahnsinnige Liebe entzündet, und obgleich die Erscheinung im Walde etwas Unheimliches, Gespenstisches hatte, so vermochte er sein Herz doch nicht lange zu meistern, sondern wandelte einst um Mitternacht, als die Sichel des Mondes seinen Pfad beleuchtete, zu dem Bilde. Am Fuße des Alters saß die jungfräuliche Gestalt, die er schon zweimal gesehen. Allein diesmal zerfloß sie nicht, wie sonst, in Nebel; vielmehr wurde sie immer körperlicher und sichtbarer, je näher ihr der Cavalier kam.

Ein beherzter Knecht aus der Burg war ihm aus Neugier insgeheim gefolgt und blieb in einiger Entfernung stehen. Er sah, wie der Cavalier mit der Jungfrau ein Gespräch begann, aber als er sie nun in seine Arme schloß, da wandelte den Knecht ein solches Grauen an, daß er eiligst nach der Burg zurückfloh. Am andern Morgen fand man den Cavalier

todt in einiger Entfernung von dem Altare liegen. Das Marmorbild war verschwunden.

Kellers Bruder ließ den Altar zerschlagen und an dessen Stelle einen Bildstock mit dem Zeichen der Erlösung errichten, auf dem Platze aber, wo man den Leichnam gefunden, ein steinernes Kreuz. Beide stehen noch am alten Wege, der von der Burg Baden nach Kuppenheim führt.

35.

Tiefenau.

In der sumpfigen Niederung, rechts an der Straße nach Sinsheim, eine Stunde vom Rhein, liegt die Meierei Tiefenau. Ueppige Wiesen liegen um dieselbe her, und ein tiefer Bach fließt langsam durch die Ebene. Der ganze Grund soll früher ein tiefer See gewesen seyn, von dessen Entstehung eine seltsame Sage erzählt wird.

Vor vielen Jahren stand hier ein Frauenkloster, in welchem aber wenig Zucht und Sitte herrschte.

In einer kalten Winternacht klopfte ein schwacher Greis an der Pforte und bat um Obdach für die Nacht. Die unfreundliche Pförtnerin wies ihn ab mit harten Worten. Er flehte vergebens. Selbst die Priorin und ihre Mitschwestern fühlten kein Mitleid beim Anblicke des Greises; nur eine junge Novizin, welche mit Widerwillen den Schleier genommen und das Gelübde noch nicht abgelegt hatte, bat für den Unglücklichen, aber umsonst. Man spottete ihrer,

und die Pforte wurde vor dem armen Wanderer verschlossen. Da berührte dieser mit seinem Stabe die Erde und das Kloster versank plötzlich in ihren Schoos, der sich flammensprühend öffnete, und die dunkeln Wasser eines Sees nahmen die Stelle ein, aber auf dem See schwamm noch ein kleines Eiland, und auf dem Eiland stand unversehrt die Novizin, und der Greis reichte ihr seine Hand und führte sie an das Ufer.

„Kehre heim zu den Deinigen", sagte er freundlich. „Ich weiß, Du hast einen Geliebten, aber seine Eltern wollen nicht einwilligen in Deine Verbindung mit ihm, weil Du arm bist. Führe ihn morgen um die Mitternachtstunde an diesen See, und Du wirst hier Deinen Brautschatz finden."

Die Jungfrau that, wie der Greis ihr geheißen. Am folgenden Tage, um Mitternacht, kam sie mit ihrem Verlobten an den See, und siehe, als die Glocke im nächsten Dorfe zwölf schlug, bewegte sich das Wasser; drei Nonnen stiegen daraus hervor mit einem schweren Sacke beladen, den sie zu den Füßen der Jungfrau niederlegten, und dann sich wieder mit Aechzen in den See stürzten. Der Sack war mit Gold angefüllt.

Nach und nach vertrocknete der See und wurde zum freundlichen Wiesengrunde. Aber noch sieht man nicht selten aus dem Wiesengrunde Nebelgestalten aufsteigen, die wie Nonnen gestaltet sind, und bisweilet noch soll man aus der Tiefe einen melancholischen Chorgesang vernehmen.

36.

Die Hütte bei Ebersteinburg.

In der Nähe der Burg Alteberstein, wo der Stammsitz der Grafen war, stand in alter Zeit ein Nonnenkloster, welches wahrscheinlich bei der Belagerung dieser Burg zerstört wurde. An der Stelle desselben sollen noch manchmal in heitern Nächten weiße Gestalten sichtbar seyn, und die Umwohner wollen noch bisweilen eine liebliche Musik von da vernehmen.

Ein armer Mann hatte auf dem Platze, wo das Kloster gestanden, sich ein kleines Häuschen erbaut, und da er kein Geld hatte, den Maurer und Zimmermann zu bezahlen, so arbeitete er alles selbst, und das Häuslein war bei seinem Entstehen schon baufällig. Nach seinem Tode wohnte seine Wittwe darin, eine fromme, emsige Frau, die sich mühsam nährte. Einst in einer stürmischen Nacht saß sie noch spät am Spinnrad und sang ein geistliches Lied. Da klopfte es am Fenster und sie hörte dreimal ihren Namen rufen. Die Frau dachte, es möge ein verirrter Wanderer seyn, der ein Obdach suche; darum stand sie auf, bezeichnete sich mit dem Zeichen des Kreuzes, und ging vor die Thüre. Da sie Niemanden sah, ging sie noch einige Schritte weiter auf dem Wege hin, der zu ihrer Hütte führte, und rief: „Ist Jemand da, der ein Obdach sucht?“ Aber in demselben Augenblicke wichen die schlecht gefügten Balken ihres Häusleins auseinander und es stürzte krachend zusammen.

Die gute Frau dankte Gott, der sie so wunderbar errettet. Menschenfreunde ließen ihre Hütte wieder aufbauen und sie lebte noch lange darin.

37.

Der Klingel.

Wir haben von dieser Kapelle bei Gernsbach bereits eine Sage mitgetheilt, und geben hier noch eine zweite.

In uralter Zeit soll hier eine heidnische Zauberin gelebt haben, als aber das Christenthum sich auch in dieser Gegend ausbreitete, wählte ein Eremit diese heimliche Stelle, baute unter den Eichen eine Zelle und pflanzte daneben ein Kreuz auf. Einst in der Nacht hörte er vor seiner Thüre eine klagende Stimme; er erhob sich von seinem ärmlichen Lager, zündete eine Lampe an und ging hinaus unter die Bäume. Da sah er ein junges, schönes Weib an der Erde sitzen, in einem Gewande, welches die schwellenden Formen ihres Leibes nur schwach verhüllte, die langen Haare fielen auf ihren Busen und in der Hand hielt sie einen Stab, worauf allerlei wunderliche Zeichen eingeschnitten waren. „Die Nacht ist kalt und es beginnt zu regnen", sagte sie; „gib mir eine Zuflucht in Deiner Klause." Der Eremit wollte ihre Bitte gewähren, allein sie weigerte sich, in die Klause zu treten, bevor der Eremit das Kreuz am Eingange entfernt hätte. Diesem ward es bei diesem Begehren unheimlich zu Muthe, aber in seinem Herzen regte sich die böse Begierde und er

wankte einige Augenblicke, aber bald ermannte er sich und sprach ein Gebet zur heiligen Jungfrau. Plötzlich vernahm man den Schall eines Glöckleins, und beim ersten Tone verschwand die gespenstische Erscheinung. Das Glöcklein aber klang noch immer fort; der Eremit ging dem Tone nach und fand im Gebüsche ein metallenes Glöcklein, welches sich hin und herbewegte. Er baute aus Baumrinde eine Kapelle und hing das Glöcklein hinein. Später wurde die Kapelle von Mauersteinen aufgebaut und erhielt den Namen: Der Klingel.

38.

Der Grafensprung.

Ein felsiger Abhang des Berges, auf welchem Neu-Eberstein liegt, und gegen die Murg hin eine Platte bildet, von welcher man tief in den Strom hinabschaut, heißt der Grafensprung. Die Entstehung des Namens hat sich in folgender Sage erhalten.

Ein Graf von Eberstein hatte eine schöne Tochter, um welche viele Herren aus der Nähe und Ferne warben. Sie wies aber jeden Antrag mit Kälte zurück. Anfänglich meinte der Vater, es sei Abneigung gegen die Ehe überhaupt; als er aber seine Tochter eine Zeit lang genauer beobachtete, da mußte er auf den Argwohn gerathen, daß sich die Liebe bereits in ihrem Herzen eingenistet. Eines Tages bemerkte er, daß einer seiner Edelknaben auf seiner Brust eine Schleife

verbarg von rosenrother Seide, welches die Lieblingsfarbe seiner Tochter war. Jetzt erst wurde ihm manches klar, was ihm früher dunkel geblieben. Es war kein Zweifel, die Gräfin Ida liebte den jungen Fant, der zwar aus einem uralten Geschlechte, aber arm war. Was ihm jedoch das Glück versagt, das hatte ihm die Natur in reichlichem Maaße verliehen: eine schöne Gestalt, ein feines Gefühl, kühnen Muth und rasche Entschlossenheit. Die Liebenden konnten sich nie ohne Zeugen als nur auf Augenblicke sehen, aber in der Gesellschaft suchten sich ihre Blicke immerwährend und wurden die Verräther ihres Geheimnisses.

Der Graf hatte nur erst Verdacht und wollte sich Gewißheit verschaffen. Ein großer Wolf verbreitete um diese Zeit Schrecken in der Gegend. Der Graf ließ eines Tages, in Gegenwart seiner Tochter, den Edelknaben zu sich kommen, und befahl ihm, auf den Wolf Jagd zu machen; die Jungfrau erblaßte bei diesem Auftrage, ein Zittern kam in ihre Knie. „Bedenkt doch, Vater!" rief sie, sich selbst vergessend, „bedenkt doch, welche Gefahr dabei ist!"

„Ich kenne keine Gefahr, denn ich bin ein Diener des Grafen von Eberstein", sagte der Edelknabe, und sein muthiges Herz schwoll in der Brust. Er entfernte sich schnell, aber die Gräfin sank halb ohnmächtig auf einen Sessel. Der Vater schaute sie streng an. „Dirne", zürnte er, „ich lese in Deinem Herzen: Du liebst diesen Milchbart?"

„Ja, Vater, ich liebe ihn, weil er edel ist", antwortete die Jungfrau, und sank zu seinen Füßen. „Verzeihung, Verzeihung mir und ihm."

Der Graf besann sich eine Weile, dann sagte er höhnisch: „Der Bursche hat sich gerühmt, daß er keine Furcht

kenne: wohlan! Er soll die Felsenwand an der Murg hinabreiten, und der Preis sei Deine Hand."

Als der Edelknabe dies erfuhr, zögerte er keinen Augenblick, sondern rief: „Die Gräfin oder den Tod!" Er bestieg ein Pferd, empfahl seine Seele dem Himmel, und als er an den Vorsprung kam, der jetzt der Grafensprung heißt, gab er seinem Rosse die Sporen und sprengte in die Murg hinab; aber das Roß überschlug im Sprunge und stürzte mit seinem Reiter in den Strom, der brausend über ihnen zusammenschlug.

Die junge Gräfin sprach von diesem Augenblicke an kein Wort mehr. Ihr Verstand litt zusehends, und man fand sie eines Tages todt auf dem Grafensprunge.

39.

Die Teufelsmühle.

Einst hatte sich ein Müller, der sehr eigensinnig und heftiger Gemüthsart war, an der Murg eine Mühle erbaut; aber die Stelle war schlecht gewählt, das Wasser trat daselbst oft aus und der Gang der Mühle wurde gehemmt. Das verdroß den Müller sehr, und als einst das Wasser von allen Seiten in seine Mühle eingedrungen war, da rief der Müller in vollem Grimme: „So wollt' ich, daß mir der Teufel eine Mühle auf den Steinberg erbaute, die nie weder zu viel noch zu wenig Wasser hätte." Kaum waren die Worte aus seinem Munde, so stand auch der

Teufel schon vor ihm, und erklärte sich bereit, seinen Wunsch zu erfüllen. Nur zu der Bedingung konnte sich der Müller lange nicht verstehen. Seine Seele sollte er dem bösen Geiste verschreiben. Endlich willigte er ein, wenn ihm jener vierzig sorgenfreie Lebensjahre versichere, und den Bau einer fehlerfreien Mühle auf dem Steinberge, die aber in der ersten Nacht vor dem Hahnenschrei fertig seyn müsse. Der Teufel hielt Wort und holte nach Mitternacht den Müller ab, die neue Mühle in Augenschein zu nehmen. Der Müller fand Alles in Ordnung, das Gebäude war fest und zweckmäßig eingerichtet, ein starker Waldbach trieb ein oberschlächtiges Rad für sechs Gänge. Zuletzt bemerkte der Müller doch, daß noch ein unentbehrlicher Stein fehle. Er machte den Teufel darauf aufmerksam, der auch alsbald forteilte, den Stein herbeizuholen. Schon schwebte er mit demselben in den Lüften, gerade über der Mühle, da krähte der Hahn im nahen Dorfe Loffenau. Ergrimmt hierüber, schleuderte er den Stein auf die Mühle herab, stürzte ihm nach und riß brüllend die Mühle auseinander, daß nichts blieb, als ein Haufe Trümmer, die zum Theil noch jetzt den Steinberg bedecken, der davon den Namen **Teufelsmühle** erhielt. In der Nähe sieht man sieben Felsenkammern, die zur Mühle des Teufels gehörten, und umher liegen in wilder Mischung Felsblöcke und Steine.

40.

Hilpertsloch.

Hilpert hieß ursprünglich der Berg, der jetzt als höchst anmuthiger Landsitz blüht, und den Namen Amalienberg trägt. Am Abhange gegen die Murg sieht man in dem Felsen den Eingang einer Höhle, die tief in den Berg hineinzieht. Seit lange hat es Niemand gewagt, in diesen finstern, mit mephitischen Dünsten angefüllten Gang einzudringen; der Sage nach soll er sich bis unter die Spitalkirche in Baden hinziehen und früher eine reiche Ausbeute an verschiedenen Erzen gegeben haben.

Vor vielen Jahren kam ein Bergknappe, der Arbeit suchte, in das Murgthal. Da er diese hier nicht finden konnte, wollte er wenigstens die Gegend durchforschen, und kam auch an den Eingang der Höhle; er ging hinein und stellte Untersuchungen an, die günstig für ihn ausgefallen seyn mochten, denn er ließ sich jetzt häuslich mit seiner Frau in Gaggenau nieder, und man sah ihn jeden Morgen mit seinem Gezäh und einem Grubenlicht der Höhle zuwandern; des Abends kehrte er wieder nach Hause und trug die Ausbeute des Tages in einem Tuche. Niemand wußte, was er in dem Gange treibe, noch was er an Erzen gewinne. Es mußte jedoch nicht unbedeutend gewesen seyn, denn er lebte mit seinem Weibe ganz gemächlich.

So ging es viele Jahre hindurch; aber eines Morgens waren der Bergmann und seine Frau verschwunden, und Niemand wußte, wohin sie gekommen.

Hilxert hieß der Bergmann, und von ihm erhielt die Höhle den Namen: Hilpertsloch.

41.

Das Brigittenschloß.

Hohinrot war der urspüngliche Name der Burg, welche später den Namen des Brigittenschlosses erhielt, und von welchem bereits oben eine Sage mitgetheilt worden. Von dem Untergange des Geschlechtes wird Folgendes erzählt:

Der letzte Ritter von Hohinrot heirathete die Tochter eines Edlen aus der Nachbarschaft, Namens Brigitte. Sie war schön und tugendsam, hatte aber ihre Hand dem Ritter von Hohinrot nur aus Gehorsam gegen ihren Vater gegeben, denn von Jugend auf war ihr der Gehorsam gegen die Eltern als die erste Pflicht einer Tochter eingeprägt worden. Schott von Hohinrot besaß, außer einer einnehmenden Gestalt, wenig Anziehendes. Er wußte mit dem Leben nichts anzufangen, darum griff er nach jeder Zerstreuung, und wie gewissenhaft auch Brigitte alle Pflichten der Hausfrau erfüllte, so wurde ihm ihr Umgang doch bald langweilig. Ein Jahr ging so vorüber seit dem Trauungstage, und auf Hohinrot wurde es immer trübseliger. Da kam Frau Brigitte auf den Gedanken, eine junge Waise zu sich zu nehmen, die mit ihr

verwandt war. Gertrud von Bosenstein, so hieß das Mädchen, war hübsch und von heiterem Sinne. Sie spielte die Harfe und sang die Lieder, welche Rudolf von Ems, Hug von Montfort und andere Meister damals in lieblichen Weisen dichteten. Frau Brigitte dachte, es sei Pflicht, sich des verlassenen Mägdleins anzunehmen, und außerdem hegte sie die Hoffnung, Gertrud werde durch ihren heitern Sinn, durch ihre kleinen Talente und ihre Lebendigkeit die Langeweile auf Hohinrot verscheuchen und die finstere Stirn ihres Eheherrn ein wenig glätten. So geschah es auch wirklich; der Ritter wurde bald freundlicher und theilnehmender als gewöhnlich, und schien an der jungen Waise von Tag zu Tag größeres Vergnügen zu finden. Es währte jedoch nicht lange, so bemerkte Frau Brigitte, daß ihr Eheherr dem Fräulein mit mehr als gewöhnlichem Wohlwollen zugethan sei. Da sie jedoch verständig war und sanften Gemüthes, so suchte sie ihren Argwohn zu verbergen und verdoppelte ihre Gefälligkeiten gegen die Jungfrau und den Ritter, um sie zum Gefühle ihres Unrechts zu bringen. Das Fräulein war jedoch verschmitzt und arglistig; während sie sich in Brigitten's Gegenwart weniger Zwang auflegte, blieb sie, wenn sie sich mit dem Ritter allein befand, kalt und spröde, spielte die Züchtige, sprach von weiblichen Pflichten, und beklagte das Schicksal, welches ihr vom frühesten Kindesalter an harte Prüfungen auferlegt.

Eines Tages besuchte Frau Brigitte eine kranke Frau auf dem Walde, denn es war eine ihrer liebsten Beschäftigungen, in die Wohnungen des Elendes Trost und Hülfe zu bringen. Der Ritter benutzte ihre Abwesenheit zu einer Unterredung mit Gertruden, die er unter den Linden am Eingange in den Schloßgarten sitzend fand. Das Mädchen

schien zu erschrecken, als sie die Annäherung des Ritters gewahr wurde, und bedeckte sich die Augen mit beiden Händen. Der Ritter starrte sie eine Weile an, und ein Geist des Abgrundes gab ihm schwarze Gedanken ein. „Gertrud“, sagte er endlich, „würdet Ihr mir wohl Eure Hand reichen, wenn — wenn Brigitte sterben sollte?“

„Ist sie krank?“ fragte die Jungfrau, und konnte eine Aufwallung von Freude mit Mühe unterdrücken. — „Man stirbt oft unvermuthet,“ antwortete der Herr von Hohinrot, „und Mancher legt sich heute gesund nieder und sieht den Morgen nicht mehr.“

„Aber Frau Brigitte sieht gar nicht aus, wie eine Braut des Todes“, entgegnete Gertrud. „Sie kann älter werden als ich.“

„Das ist keine Antwort auf meine Frage“, fiel der Ritter ärgerlich ein; ich will wissen, wie Eure Gesinnung gegen mich ist.“

„Wenn Eure Hausfrau aus dem Kreise der Lebenden scheidet, so könnt Ihr auf meine Hand rechnen“, antwortete jetzt die Jungfrau mit verstellter Schüchternheit. „Aber Ihr dürft Euch um meines Besitzes willen kein Verbrechen erlauben“, setzte sie hinzu, denn sie ahnete wohl, was in der Seele des Ritters vorging.

Der Herr von Hohinrot hatte den Tod seines Ehegemahls beschlossen, und schritt im Wahnsinn wilder Leidenschaft zur raschen That.

Eine Stunde von Hohinrot lebte ein Einsiedler, Namens Jonas. Er war früher Soldat gewesen und Geselle eines Raubritters, hatte nachher sich lange mit Strauchdieben herumgetrieben, und auch den Verdacht auf sich geladen, bei einigen

Mordthaten mit geholfen zu haben. Später, sagte man, sei er in sich gegangen, habe einen benachbarten Abt aus Räuberhänden gerettet, und durch diesen Begnadigung erhalten. Der dankbare Abt baute ihm ein Klause und eine dem heiligen Antonius geweihte Kapelle, und hier lebte Bruder Jonas seit vielen Jahren in unsträflichem Wandel und unter strengen Bußübungen, weswegen ihn auch Viele wie einen Heiligen ehrten, während Andere diese plötzliche Sinnesänderung verdächtig fanden und ihn der Gleisnerei bezüchtigten. Dieser Meinung war auch der Ritter von Hohinrot, und er zweifelte keinen Augenblick, Bruder Jonas sei der rechte Mann für seine Absichten.

Er ging alsbald nach der Einsiedelei, wo er den Bruder eben in seinem Gärtchen beschäftigt fand. Erst wollte der Ritter den Klausner ausholen und ihn den Zweck seines Besuches errathen lassen, allein bei der Aufregung in seinem Innern gelang ihm dies schlecht, und er mußte zuletzt dem Bruder seinen Anschlag mit unverblümten Worten mittheilen.

Dieser sah ihn ernst und traurig an. „Edler Ritter“, sagte er, „das Schuldbuch meines Lebens ist nicht klein, aber ich habe es seit lange geschlossen und werde den Frieden, den ich mit Gott gemacht, nie wieder brechen. Ich beschwöre Euch, Herr, widersteht der Versuchung zur Sünde; sie kann dem Menschen nur Verderben bringen.“

„Du bist ein listiger Fuchs!“ rief der Ritter, aber mich sollst Du nicht bethören. Auch weist Du mein Geheimniß, und Du bringst entweder meine Frau zur ewigen Ruhe, oder —“ hier legte er die Hand an's Schwert.

Der Eremit dachte einige Minuten nach. „Wohlan, ich will thun nach Eurem Begehren, aber Euer sei die Schuld

und die Verantwortung." Der Ritter eilte jetzt nach Hause und harrte des günstigen Augenblickes zur Vollziehung seiner blutigen That.

Frau Brigitte hatte die Gewohnheit, an gewissen Tagen nach der Antoniuskapelle zu wallfahrten. Sie ging meist ohne Begleitung, nur von einem Windspiele gefolgt. Eines Tages machte sie ebenfalls diesen Gang. Da sie länger ausblieb, als gewöhnlich, zeigte der Herr von Hohinrot eine seltsame Unruhe, und als endlich der Abend hereinbrach, und sie noch immer nicht zurück war, schickte der Ritter einen Knecht in die Einsiedelei; der kam aber mit der Nachricht zurück, die Edelfrau sei dort gar nicht gesehen worden. Der Ritter schrack zusammen bei dieser Kunde; Brigittens Tod schien ihm nun gewiß, obgleich er aber denselben befohlen hatte, so regte sich doch das anklagende Gewissen und die Furcht vor der Entdeckung. Bald kam dazu die Besorgniß, Brigitte könne Argwohn geschöpft haben und entflohen seyn. Am Abend des andern Tages erschien der Eremit auf Hohinrot, und berichtete, die Edelfrau sei im Walde ermordet gefunden worden; wilde Thiere hätten sich auf den Leichnam geworfen und die Gestalt ganz unkenntlich gemacht, darum habe er die Todte in die Kapelle gebracht und dort begraben.

Der Ritter gab dem Eremiten eine Handvoll Goldstücke zur Belohnung und verschloß sich in sein Gemach.

Nach drei Monaten wurde die Trauer für Brigitten auf Hohinrot abgelegt, und die Vermählung des Ritters mit Gertruden festgesetzt. Zum Hochzeitfeste wurden viele benachbarte Edle geladen, und ein stattlicher Zug begleitete das Brautpaar nach der Burgkapelle, wo die Trauung vor sich gehen sollte. Bei der Frage des Priesters, ob Jemand

gegen die Rechtmäßigkeit dieser Verbindung Einwendung zu machen habe, vernahm man aus dem umherstehenden Haufen ein lautes „Ja!“ Eine weiße, verschleierte Gestalt schritt jetzt langsam und feierlich, wie eine Geistererscheinung zum Altare; eine ängstliche Stille herrschte in der Kapelle, den Ritter und die Braut durchlief ein geheimes Grauen, und beide erstarrten zu bleichen Marmorbildern, als die Gestalt nun vor ihnen stand, und den Schleier zurückschlug. Es war Brigitte. Die Umstehenden wichen scheu zurück, denn sie waren ungewiß, ob es die Edelfrau wirklich sei, oder ihr Geist.

Sie war es wirklich. Der Einsiedler hatte sie von den Absichten ihres Gatten unterrichtet, und mit ihr verabredet, sie einstweilen für todt auszugeben, um allen Gefahren und Nachstellungen zu entgehen. Brigitte hielt sich in einem nahen Frauenkloster verborgen bis zu diesem Tage.

In dem Ritter erwachte zugleich die Stimme des Gewissens und die Furcht vor Schande und Strafe. Er übergab Brigitten seine Burg und seine Güter und ging als Laienbruder in ein Kloster.

Das Fräulein verschwand, ohne daß man je erfahren, wohin sie sich begeben. Frau Brigitte lebte forthin in stiller, klösterlicher Abgeschiedenheit auf Hohinrot; sie wurde die Wohlthäterin aller Armen und Leidenden, denen sie Hülfe leisten konnte. Hohinrot erhielt von dieser Zeit an den Namen des Brigittenschlosses, den die Ruinen noch jetzt tragen.

42.

Die drei Jungfrauen aus dem See.

Ohngefähr in der Mitte des schönen Thales von Ober-Kappel, da wo der Weg vom Mummelsee herabführt, liegen mehrere zerstreute Wohnungen, die zusammen den Zinken Seebach ausmachen. Wie in vielen Gegenden Deutschlands, so ist es auch hier Sitte, daß die jungen Mädchen mit ihren Kunkeln an den langen Winterabenden sich abwechselnd in einer der Wohnungen versammeln, um sich beim Spinnen die Zeit angenehmer zu vertreiben. „Zur Spinnstube" nennt man es. Auch unverheirathete Bursche finden sich dabei ein, doch beschränkt sich Alles auf ehrbare Kurzweil.

Vor vielen Jahren war eines Abends die Spinnstube bei dem reichen Erlfried, und war eben recht munter und guter Dinge, als die Thür sich öffnete und drei weißgekleidete Jungfrauen hereintraten von ausnehmender Schönheit, jede ein niedliches Spinnrädchen von ungewöhnlicher Form in der Hand. Sittsam grüßten sie die Gesellschaft, und die eine von ihnen fragte mit sanfter Stimme, ob man ihnen, als friedliche Nachbarinnen, nicht gestatten wolle, Theil zu nehmen an der Unterhaltung der Spinnstube. Augenblicklich, doch nicht ohne Verwunderung, ward es den unbekannten Nachbarinnen zugestanden; man setzte für sie Stühle in den Kreis und bald schnurrten ihre Rädchen mit denen der übrigen Spinnerinnen um die Wette. Durch diesen unerwarteten Besuch war freilich die unbefangene Heiterkeit des kleinen

Kreises gestört worden, und Alle fühlten eine gewisse Scheu; als aber die Jungfrauen mit allen so freundlich sprachen, und mit ihren klaren Augen so offen und traulich umherblickten, so verlor sich allmählich das fremde Wesen, und bald war die vorige Munterkeit und der harmlose Frosinn wieder hergestellt.

Von nun an fehlten die drei Fremden in keiner Spinnstube mehr. Sobald der Abend dämmerte, erschienen sie, aber mit dem Glockenschlag eilf nahmen sie Kunkel und Spinnrad und gingen hinweg; da half kein Bitten, kein Zureden. Nichts konnte sie vermögen, über die eilfte Stunde zu bleiben. Man wußte nicht, woher sie kamen, noch wohin sie gingen; doch sagte man sich in's Ohr, es seien Fräulein aus dem Mummelsee, und bald nannte man sie nicht anders, als die drei Schwestern vom See. Seit sie aber in's Thal gekommen, gingen Mädchen und Bursche noch einmal so gern zur Spinnstube. Sie wußten viele neue Lieder mit anmuthigen Weisen, erzählten hübsche Geschichten, und die Spinnerinnen brachten vollere Spulen und feineren Faden nach Hause, als früher, wenn schon ihr Gespinnst mit dem der Fremden an Feinheit und Silberglanz nicht zu vergleichen war. Die Bursche aber waren unerschöpflich im Lobe der reizenden Schwestern, was manchen kleinen Zwist mit den Mädchen herbeiführte; diese grollten jedoch keineswegs mit den Schwestern vom See, denn ihr Betragen blieb immer züchtig und ehrbar. Vor Allem war es der Sohn des reichen Erlfried, der an den Seejungfrauen großes Wohlgefallen fand, und an eine derselben sein Herz verloren hatte. Darum ärgerte es ihn am meisten, daß sie jeglichen Abend so früh aufbrachen, und einst kam er auf den Gedanken, die hölzerne Wanduhr um

eine Stunde zurückzustellen. Gedacht, gethan. Unter Scherz und Lachen verflog auch diesmal die Zeit; endlich schlug es eilf statt der Mitternachtstunde; die Jungfrauen nahmen ihre Räder und entfernten sich.

Am andern Morgen gingen Holzhauer am See vorüber; diese vernahmen aus der Tiefe ein seltsames Wimmern und Stöhnen, und auf der Oberfläche schwammen drei große Blutflecken. Der junge Erlfried war in derselben Nacht noch schwer erkrankt, und in drei Tagen eine Leiche. Die drei Schwestern aber wurden nie wieder im Thale gesehen.

43.

Baden und das Wildbad.

Einst hüteten Hirten ihr Vieh in der Nähe des Herrnwieser Sees. Da stieg ein schwarzer Stier aus demselben hervor und gesellte sich zu den andern Rindern. Aber alsbald kam ein kleines Männlein nach, in Rattenpelz gekleidet, um den Stier zurückzuholen. Dieser wollte nicht gehorchen; da bat das Männlein zwei von den Hirten, sie möchten ihm doch den Stier in den See treiben helfen. Diese waren dazu bereitwillig, und es gelang ihnen, den Stier bis an den Rand des Sees zu treiben, von wo er sich augenblicklich in das Wasser stürzte und nicht mehr gesehen wurde. Das Männlein im Rattenpelz aber sagte zu den Knaben: „Hier schenke ich Jedem von Euch einen Stein; wohin Ihr ihn werfen mögt, da entspringt auf der Stelle ein warmer Quell,

der heilsame Kräfte besitzt für manches Leiden der Menschen.“ Die Knaben nahmen die Steine und bewahrten sie lange auf. Zufällig kam später einer derselben in das Thal, wo jetzt Baden liegt, und er ruhte sich aus auf dem Hügel, auf welchem die meisten und wärmsten der Heilquellen Badens entspringen. Da gedachte er plötzlich des Steines, den er vom Seemännlein erhalten, nahm ihn aus der Tasche, und ließ ihn den Fels, auf welchem er saß, hinabkollern, und siehe da, wo der Stein den Stein berührte, öffnete sich ein Spalte im Fels, aus welchem heißes Wasser quoll. So entstanden der Ursprung, und die Höllenquelle und die Klosterquelle in Baden. Der andere Hirt aber warf seinen Stein in dem Thale nieder, wo das Wildbad hervorsprudelt.

44.

Die Seeweiblein.

Einige kecke Junggesellen aus der Stadt Strasburg wollten einst den Mummelsee besuchen, und hatten bereits die Hornisgründe vor sich. Aber nun wußten sie nicht, welchen Weg sie einschlagen sollten, um zu dem See zu gelangen. Da kamen drei schöne muntre Dirnen daher, die kicherten und lustige Lieder sangen. Einer der Gesellen fragte die Mädchen nach dem Wege zum Mummelsee, diese aber antworteten: „Es ist auch unser Weg, und ihr dürft uns nur folgen.“ Den Junggesellen war das sehr gelegen, denn die Dirnen gefielen ihnen, und der, welcher gefragt hatte, wollte

der einen derselben einen Kuß rauben; diese aber antwortete lachend: „Ei, bei uns ist es nicht Sitte, daß der Führer den Wanderer bezahlt, sondern umgekehrt, wenn ihr aber vielleicht eure Küsse für gute Münze haltet, so seid ihr im Irrthume. In unsern Bergen gilt dergleichen nicht.“ Nach ungefähr einer Stunde langte die kleine Gesellschaft unter Lachen und Scherzen am Mummelsee an. „Hier ist der See, den ihr sucht“, sagte die Eine. „Und wo ist denn eure Wohnung?“ fragte ein Jüngling. „Ganz in der Nähe“, war die Antwort. „Ihr seid aber wohl müde und sehnt euch nach Erfrischungen. Wenn ihr uns folgen wollt, so sollt ihr bedient werden.“ Mit diesen Worten reichten die Jungfrauen den Gesellen die Hände mit so freundlichen Blicken, daß diesen das Herz aufging und ihren Führerinnen raschen Schrittes auf das Moos folgten, das den Rand des Sees bedeckte. Dieses wich jedoch unter ihren Füßen, und plumps, lagen die Jünglinge mit den Mädchen im Wasser. Diese schwammen lustig wie die Enten auf der Oberfläche umher; jene aber zappelten, wie Fische an der Angel, und schrieen um Hülfe. Schon fingen sie zu sinken an und Todesangst bemächtigte sich ihrer, da erbarmten sich die Jungfrauen und nahmen sie und trugen sie an's Ufer. „Jetzt seid ihr wohl erfrischt“, begann die Eine, und die Andern lachten aus vollem Halse, und unter weit schallendem Gelächter stürzten sie sich wieder in den See. „Habt ihr einmal Lust, uns zu besuchen“, riefen sie den Junggesellen noch beim Untertauchen zu, „hier unten ist unsere Wohnung, und ihr sollt uns willkommen seyn. Grüßt eure Bräute, wenn ihr nach Hause kommt.“

Die Gesellen sahen sich einander ganz verdutzt an und legten sich in die Sonne, um trocken zu werden.

45.

Der Wildsee.

Unweit des Mummelsees, in der Nähe der zerstörten Abtei Allerheiligen, liegt ebenfalls ein Bergsee, der den Namen Wildsee führt. Bindet man Steinchen, oder Erbsen, oder etwas dergleichen in ungerader Zahl in ein Tuch und hängt es in den See, so verändert sich's in gerade, und umgekehrt, wenn man gerad hineinhängt, in ungerad. Wirft man Steine in seine Tiefe, so fängt er an zu brausen und zu tosen, der heitere Himmel trübt sich, und es entsteht ein Ungewitter mit Sturmwind und Hagel.

Den 21. Juli des Jahres 1756 soll aus einem kleinen Wölkchen, das in der Größe eines runden Hutes aus diesem See aufstieg, sich aber nach und nach ausbreitete, eines der furchtbarsten Gewitter entstanden seyn, welches in einem Umkreis von acht Stunden alles zu Grunde richtete. Die brausenden Wogen des Sees stiegen über seine Ufer, stürzten in die Thäler hinab, und rissen über vierhundert Häuser mit sich fort.

Einst jagte ein frecher Wilddieb in dieser Gegend. Der Forstwart traf ihn an und stellte ihn zur Rede, aber der Wildschütz legte sein Gewehr auf ihn an und schoß ihm eine Kugel durch das Herz. Als die That geschehen war, überfiel eine unsägliche Angst den Mörder; er fürchtete, durch den Leichnam verrathen zu werden, deshalb lud er den Todten auf seine Schultern und trug ihn zum Wildsee. o schwer

war ihm nie eine Last geworden. Keuchend und badend in Schweiß kam er ans Ufer und stürzte die Leiche in die Tiefe. Aber alsbald fing es in den dunkeln Gewässern zu kochen und zu sprudeln an, der Himmel verfinsterte sich, der Donner rollte, und Blitze zuckten wie feurige Schlangen durch die Nacht. Todesgrauen faßte den Verbrecher; er wollte entfliehen, aber in der Hast verwickelte er sich in einen Dornstrauch, der am Ufer stand. Immer lauter rollte das Ungewitter über seinem Haupte; immer wilder lärmte der See, und schon benetzten seine Wellen die Füße des Wildschützen, der sich in der steigenden Angst immer mehr in den Dornstrauch verwickelte. Da wollte er sich mit Anstrengung aller Kraft losreißen, aber er verlor das Gleichgewicht und stürzte in den See. Jetzt schwieg plötzlich der Donner, der Himmel wurde heiter, der Spiegel des Sees stand wie unbewegt, aber am östlichen Ufer hatte er zwei Leichname ausgespült, die friedlich neben einander lagen: es waren die Leichen des Forstwarts und des Wildschützen.

46.

Die Belagerung von Neueberstein.

Im Jahre 1357 gerieth Graf Eberhard von Würtemberg mit dem Grafen Wolf von Eberstein, sonst der gleißende Wolf genannt, in eine schwere Fehde, in welche auch Wolf's Bruder, Graf Wilhelm auf Neueberstein, verwickelt wurde. Der Würtemberger zog mit großer Heeresmacht vor Alt-

eberstein und zerstörte die Burg. Fast zu derselben Zeit entstand aber auch eine große Unzufriedenheit unter dem schwäbischen Adel, und dieser errichtete einige Jahre später einen Bund unter dem würtembergischen und benachbarten Adel, welcher der Bund der Schlegler oder Martinsvögel genannt wurde. Haupt desselben war Graf Wolf von Eberstein, der mit einigen Fehdegenossen einen Anschlag auf Graf Eberhard machte. Dieser hielt sich damals mit seinem Sohne im Wildbade auf, und die Verschworenen hatten so gute Kundschafter, daß ihr Plan auf Vater und Sohn kaum mislingen konnte. Sie wurden jedoch, als das Städtlein bereits in den Händen der Feinde war, durch einen Hirten gerettet, der sie schleunigst unbekannte Gebirgswege führte.

Eberhard klagte die Ebersteiner und ihre Mitverbündeten bei dem Kaiser als Landfriedensbrecher an; dieser ernannte den Grafen von Oettingen als Richter, und der Graf lud die von Eberstein und ihre Helfer vor seinen Richterstuhl, aber Niemand erschien. Jetzt wurde vom Kaiser die Acht gegen sie ausgesprochen, und es erging an einige Herren und die Reichsstädte Strasburg und in Schwaben der Befehl, mit ihren Truppen zu Graf Eberhard zu stoßen, dem man gestattete, die Reichsfahne zu führen. Aber Markgraf Rudolf von Baden begünstigte heimlich seine Vettern, die Ebersteiner, und Pfalzgraf Ruprecht von der Pfalz erklärte, die Grafen von Eberstein seien verurtheilt worden, ohne daß man sie gehört habe; außerdem sei Graf Wilhelm von Eberstein sein Lehensmann und er müsse diesen schützen.

Unterdessen zog Graf Eberhard mit Truppen der Reichsstädte vor Neueberstein; der Pfalzgraf schlug einen Vergleich

durch Schiedsrichter vor und begab sich selbst in das Lager vor Eberstein. Eberhard wollte aber keinen der vorgeschlagenen Schiedsrichter annehmen.

Auf Neueberstein führte Wolf von Wunnenstein den Befehl. Er hatte den ersten Gedanken zur Stiftung des Bundes der Martinsvögel gegeben, und Eberhard hatte seine Burg niedergebrannt. Er hatte eine Tochter, Ida mit Namen, die er mit sich nach Eberstein nahm, weil er sonst nirgends Sicherheit für sie wußte. Die beiden Grafen von Eberstein hatten sich nach Baden geflüchtet und ihm die Vertheidigung ihrer Burg anvertraut, weil er ein einsichtsvoller tapferer Krieger war.

Unter den Belagerungstruppen befand sich auch ein Fähnlein aus Heilbronn, welches von einem jungen, in der Reichsstadt angesessenen Edelmanne, Georg von Stein, angeführt wurde. Der junge Rittersmann hatte längst für die schöne Ida eine heftige Leidenschaft gehegt und auch Gelegenheit gefunden, ihr seine Liebe zu erklären. Ida war gegen ihn nicht gleichgültig; das wußte ihr Vater, und darauf baute er einen Plan zur Rettung von Eberstein. Er ließ Graf Eberhard wissen, wie er geneigt sei, eine Kapitulation abzuschließen; man möge ihm daher den Ritter von Stein als Unterhändler schicken, denn nur mit diesem allein werde er einen Vertrag schließen. Eberhard willigte ein, und Georg, nachdem er vorher die feierliche Zusicherung eines freien Geleites erhalten, begab sich nach der Burg. Der Wunnensteiner stellte ihm jetzt vor, wie Graf Eberhard ebensowohl der Feind der Reichsstädte als des Adels sei, wie er nach und nach beide sich unterwürfig machen werde. Nur um ihrer Freiheit willen hätten ja die Schlegler sich verbunden,

und ihr Bund sei ebensowohl zum Frommen der freien Städte, als des Adels geschlossen. Georg schien das einzusehen, denn in der That war Eberhard so wenig ein Freund der freien Städte als der Ritterschaft. Während der Unterredung trat Fräulein Ida in's Gemach. „Ihr hier, Herr von Stein?“ sagte sie entschuldigend.

„Ihr hättet mich wohl hier nicht erwartet“, bemerkte der Ritter.

„Wenigstens nicht unter unsern Feinden“, erwiederte das Fräulein.

Der Ritter gerieth in die größte Verlegenheit. Er betheuerte, daß er noch immer sein Leben einsetzen werde zur Erhaltung des ihrigen.

„Das sind eitle Versicherungen“, versetzte Ida. „Sagt, was wird meines Vaters Loos und das meinige seyn, wenn vielleicht Eberstein durch Sturm genommen werden sollte?“

„Neueberstein soll nicht gestürmt werden!“ rief Georg; „und Ihr, Ida, und Euer Vater sollt nicht in die Hände Eurer Feinde fallen.“

„Wie wollt Ihr Eurem Worte Kraft geben?“ fragte der Wunnensteiner.

„Wie? das ist meine Sache“, entgegnete der Anführer, „aber laßt mich die Hoffnung mit mir nehmen, daß, wenn Ihr wieder frei seid, Ida meiner noch in Liebe gedenken werde.“

„Rechnet auf die Dankbarkeit des Vaters und der Tochter“, erwiederte der Wunnensteiner; und Georg schied, von den Reizen des Fräuleins noch fester gefesselt, als zuvor.

Bei seiner Zurückkunft in's Lager gab er Graf Eberhard Nachricht von dem Erfolge seiner Sendung. „Die Belagerten“, sagte er, „suchten nur Zeit zu gewinnen und

schienen auf Hülfe vom Pfalzgrafen und Markgraf Rudolf von Baden zu rechnen. Gegen die Führer der reichsstädtischen Fähnlein führte er jedoch eine andere Sprache; er machte sie aufmerksam auf die wachsende Macht des Würtembergers, der auch die freien Städte unterjochen werde, wenn er erst den Adel bezwungen hätte. „Wir arbeiten“, setzte er hinzu, „an unserm eigenen Untergange und opfern unsere besten Kräfte für einen gefährlichen Feind, dessen ehrgeizige Absichten keinem von euch verborgen sein können.“

Diese Worte wirkten um so stärker auf die reichsstädtischen Führer, je unzufriedener sie schon über den langsamen Gang der Belagerung waren, und da ohnehin schon längst unter vielen ein Mißtrauen gegen den Grafen von Würtemberg herrschte. Georg suchte zugleich die Nachricht zu verbreiten, der Pfalzgraf bereite einen Einfall in Schwaben vor, was denn auch die Folge hatte, daß eines Morgens sämmtliche Anführer des reichsstädtischen Zuzugs in sein Zelt traten und ihm ihren Entschluß erklärten, mit ihren Truppen heimzuziehen, wenn er sich ihnen anschließen wolle. Nach einigen unbedeutenden Einwürfen, unter denen Georg seine Freude über die gelungene List zu verbergen suchte, wurde beschlossen, diesen Entschluß zuerst dem Grafen und dann ihren Truppen zu eröffnen, und am nächsten Morgen abzuziehen. Eberhard bat und zürnte und tobte, versprach und drohte; alles war umsonst, zumal als die Soldaten erfuhren, was vorging. Alles schrie: „Nach Hause! nach Hause!“ und dem Grafen von Würtemberg blieb nichts übrig, als gehen zu lassen, was er nicht zurückhalten konnte. Am andern Morgen, vor Anbruch der Dämmerung, verließen die Truppen der Städte Strasburg, Heilbronn, Eßlingen,

Augsburg, Ulm, Nördlingen u. s. w. das Lager und zogen in tiefer Stille ab, um die Belagerten nicht aufmerksam zu machen. Diese erfuhren aber bald, was vorgegangen war, und machten häufige Ausfälle, so daß sich Graf Eberhard bald zu schwach fühlte, die Belagerung mit Erfolg fortzusetzen. Wenige Tage nach dem Abzug der Hülfstruppen hob er die Belagerung auf, und kehrte in sein Land zurück. Georg vom Stein vergaß seiner Geliebten nicht. Als Eberstein wieder frei war, begab er sich selbst dahin, und seine Werbung wurde vom Vater und der Tochter freundlich aufgenommen, denn er hatte ja Wort gehalten.

47.

Wendelgard von Eberstein.

Die Gräfin Wendelgardis von Eberstein war an Ulrich Grafen im Linzgau und Buchhorn verheirathet. Bei dem Einfalle der Ungarn in Bayern zog der Graf gegen sie, wurde aber gefangen und weggeführt. Die Gräfin hielt ihn für todt, und ging darum mit Bewilligung Bischof Salomo's III. von Constanz, aus dem uralten Geschlechte der Ramschweg, in's Kloster, und ließ auch jährlich zu Buchhorn eine Todtenmesse zum Gedächtniß ihres Gemahls halten, der sie jedesmal beiwohnte.

Als sie nun im Jahre 919 wieder nach Buchhorn gegangen war, und nach geendigter Messe die gewöhnliche Spende an die Armen austheilte, da trat ein Pilger in

ziemlich zerlumpter Kleidung zu ihr und bat demüthig um eine Gabe; als ihm aber die Gräfin ein Silberstück darreichte, nahm er sie in seine Arme und drückte sie an seine Brust. Die Umstehenden drängten sich hinzu, um ihn zu ergreifen, und für solche Ungebühr mit Schlägen zu strafen; er aber rief: „Ich habe der Schläge schon genug erduldet, ich bin Graf Ulrich, und diese hier ist meine getreue Hausfrau, die mich für todt gehalten, während ich in harter Gefangenschaft schmachtete.“

Wendelgard erkannte jetzt ihren Gemahl, und die Freude des Wiedersehens war groß. Der Bischof von Constanz sprach sie frei von ihrem Gelübde; sie kehrte nach Buchhorn zurück, und Graf Ulrich schenkte dem Kloster, worin sie den Schleier genommen hatte, einen Zehnten im Rheinthal.

Die Gräfin starb ein Jahr darauf in den Wochen; ihr Sohn Burkhard wurde im Kloster St. Gallen erzogen und im Jahre 959 zum Abt daselbst erwählt.

48.

Die Burg Calw.

Unter Conrad dem Salier hauste auf dieser Burg Ritter Diebold, ein trotziger, übermüthiger Geselle, der seine Lust an Fehden hatte, und die Ruhe als seine Erbfeindin haßte. Der Kaiser hielt strenge auf Gerechtigkeit, und besonders suchte er den Räubereien der Edlen Einhalt zu thun. So lange Conrad in Deutschland blieb, hielt sich auch Herr

Diebold ziemlich still auf seiner Burg, aber kaum war jener nach Italien gezogen, so stürzte er flugs, wie der Habicht, aus seinem Felsenneſt, warf Reisende nieder, plünderte Kirchen und Klöster und wurde der Schrecken der ganzen Gegend. Umsonst waren die Warnungen seiner Freunde, umsonst die Drohungen der Aebte, umsonst die Thränen seiner Hausfrau Giesela, die fromm und menschlich war. Ritter Diebold ging seinen Weg keck und übermüthig fort, zog des mit Helm und Schwert beliehenen Raubgesindels noch mehr an sich und trieb es zuletzt so arg, daß die Klagen bis nach Rom zu den Ohren des Kaisers gelangten. Conrad ergrimmte darob, und schwur, dem Gesindel über den Hals zu kommen wie ein Wetter, und ihnen Krallen und Schnäbel abzuhacken, damit die Raublust sie verlassen müsse. Wirklich brach er auch mit einem kleinen Heere nach Schwaben auf. Herr Diebold erfuhr dies nicht sobald, als sein Uebermuth sank und kleinliche Furcht sich seiner bemeisterte. Er verbarg sich auf sein Gemach, nahm blos Brot und Wasser zu sich, als ob seine Schuld durch Selbstbestrafung gemindert würde, und sah sich schon als Geächteter in unwirthbaren Wildnissen umherirren, von Hunger und Menschen verfolgt. In diesem Zustande überraschte ihn seine treue Giesela. Bei ihrem Anblick bedeckte er sich das Gesicht mit beiden Händen.

„Ich möchte Dir gerne Trost zusprechen", sagte sie sanft, nahm seine Hände in die ihrigen und drückte sie an seine Brust.

„Du?" entgegnete er mit dem Tone des kleinen Glaubens, der in kleinen Seelen wohnt.

„Es ist jetzt nicht Zeit, vom Vergangenen zu reden, laß uns einzig auf die Zukunft denken."

Diebold schrack zusammen. „Die Zukunft? Die wird

entsetzlich seyn. Ich werde als ein Geächteter nirgends ein Obdach finden, unsere Burg wird zerstört werden und Dir nichts übrig bleiben, als unser Töchterlein auf den Arm zu nehmen und das Mitleid anzuflehen."

„Du hast noch Freunde."

„Mitschuldige! willst Du sagen. Deine Anverwandten werden Dir vielleicht ein Kämmerlein einräumen, aber für mich sind die Herzen und die Thüren verschlossen, denn über meinem Scheitel hängt das Schwert der Vergeltung.

„So laß uns fliehen und irgend einen Winkel aufsuchen, wo wir, fern von Menschen, im Verborgenen leben können."

„Und wovon leben? Von den Eicheln des Waldes und den Wurzeln der Erde."

„Haben wir doch Hände, können wir doch arbeiten und unser dürftiges Brot gewinnen."

„Und Du wolltest dieses Loos mit mir theilen?"

„Ich habe Dir Treue gelobt bis in den Tod, und will mein Gelübde halten."

„O ich Sünder bin nicht werth, Dich Engel zu besitzen", rief Diebold, der sich durch den Adel seines Weibes erhoben fühlte. Er warf sich vor ihr nieder, umfaßte ihre Kniee; sie richtete ihn auf, drückte ihn an ihre Brust und sagte unter Thränen: „Ich hoffe, das Unglück soll Dich mir und der Tugend zurückbringen." Hierauf machten sie einen Entwurf zu ihrer Flucht, die sie auch selbige Nacht noch in's Werk setzten.

Gegen Mitternacht steckte der Ritter an Gold und Kostbarkeiten zu sich, was er besaß, nahm sein Töchterlein auf den Arm und verließ, von der treuen Gattin begleitet, die väterliche Burg. Der Mond leuchtete den Flüchtlingen auf ihrem einsamen Wege.

Nach ungefähr einer halben Stunde erreichten sie einen Hügel, von wo sie das Schloß Calw zum letztenmale sehen konnten. Unwillkührlich blieb der Ritter stehen und schaute zurück nach dem geliebten Aufenthalte, den er nun verlassen sollte auf immer. Mit brennenden Thränen im Auge rief er: „Lebe wohl, Burg meiner Väter! wo sie im Glück geborgen lebten, weil sie das Gesetz ehrten! Umsonst hoffte ich, zu altern unter deinem Dache und dich einst meinen Kindern und Enkeln zu hinterlassen. Bald wirst Du nur ein öder Steinhaufen seyn, bei dessen Anblick der Wanderer mein Gedächtniß verwünscht."

Bei diesen Worten stellte er die kleine Agnes zur Erde, warf sich auf die Kniee nieder, faltete die Hände zum Himmel, und flehte, sein unschuldiges Kind nicht büßen zu lassen die Verbrechen des Vaters.

Auf Giesela's Zuspruch raffte er sich auf, und sie setzten ihren Weg still fort, und jedes in sich gekehrt. Bei Tagesanbruch waren sie schon ziemlich weit von ihrer Burg entfernt und gelangten in einen finstern Wald, in dessen Schatten sie sich an einer Quelle lagerten, um ein Stündchen auszuruhen. Nachdem sie sich in etwas erquickt und gestärkt hatten, schlugen sie einen wenig betretenen Fußsteig ein, der sie gegen Mittag an das Ufer der Nagold brachte, die sich hier durch ein anmuthiges Thal schlängelte. Sie wanderten noch eine ziemliche Strecke längs dem Flusse hin und gelangten mit Sonnenuntergange an eine Hütte, die an einen Garten und ein eingehägtes Feld stieß. Ein bejahrter Mann saß vor der Hütte; als er die Wanderer gewahrte, stand er auf, ging ihnen entgegen und bot ihnen eine Nachtherberge unter seinem Dache an. Beim ländlichen Abendmahle

erzählte der treuherzige Wirth mancherlei aus seinem vergangenen Leben, wie er ein lockerer Kämpe gewesen, manchen lustigen Schwank ausgeübt, sich hierauf in die Tochter des Fischers, der diese Hütte bewohnt, verliebt und sie geehelicht habe. „Sie starb vor einem hal ben Jahr", setzte er hinzu, „meine Söhne zogen nach Palästina, wo der eine ertrank und der andere in der Sklaverei seufzt. Dahin will ich nun auch pilgern und ihn zu lösen suchen."

Auf die Frage Diebold's, ob er das nöthige Geld besitze, antwortete der Alte, was ihm noch fehle, wolle er bei frommen Christen sammeln. Da erbot sich Diebold, ihm seine Hütte und sein kleines Feld abzukaufen und reichlich zu bezahlen. Der Mann war dies sehr zufrieden und überließ dem Wanderer seine ganze kleine Wirthschaft, wozu auch einige Ziegen gehörten, für eine Summe, die wohl zureichen möchte, seinen Sohn loszukaufen.

Des andern Morgens trat der Alte seine Pilgrimfahrt nach Palästina an, und der Ritter und seine Hausfrau suchten sich in ihrem neuen Hauswesen einzurichten. Willig griff Diebold nach dem Grabscheit, und arbeitete im Schweiße seines Angesichtes, ob es ihm gleich ziemlich sauer wurde, und je härter sein Tagewerk war, desto leichter wurde ihm das Herz. Frau Giesela besorgte den Garten und die Küche, und beide gewöhnten sich nach und nach an die stille Beschränktheit. Nach einigen Monaten genaß sie von einem gesunden, wohlgestalteten Knäblein, welches Diebold selbst taufte, und ihm den Namen Heinrich beilegte.

Unterdessen war Kaiser Konrad im Fluge nach Schwaben gekommen und hatte die Burg Calw zu seinem Aufenthalte gewählt. Er ließ durch seine Reisigen mehrere Raubnester

zerstören und sprach eine schwere Acht aus über die Verächter der Gesetze. Streng und unerbittlich ließ er sogar die zurückgebliebenen Kinder der Geflüchteten hinrichten, weil er besorgte, sie möchten ihren Vätern ähnlich werden. Eines Tages belustigte er sich mit der Jagd. Indem er einen raschen Sechszehnendner verfolgte, verirrte er sich im dichten Walde vom Wege und seinem Gefolge; auf ein wiederholtes Zeichen mit seinem Hüfthorn gesellten sich zwei seiner Knechte zu ihm, die aber der Gegend so wenig kundig waren, als er. Endlich gelangten sie an das Ufer der Nagold, zu der Hütte des Ritters, wo sie anklopften und um ein Nachtlager baten. Diebold hieß die Fremdlinge willkommen, ging hinaus und zündete ein Licht an. Aber wie erschrack er, als er damit in die Stube kam und den Kaiser erkannte. Er hielt sich nun für verloren und glaubte, Konrad habe seinen Aufenthalt erfahren und sei gekommen, ihn aufzuheben. In diesem Argwohn ward er bestärkt, als jener sich für einen Ritter aus dem Gefolge des Kaisers ausgab, der vom rechten Wege abgekommen sei. Er benutzte daher den Augenblick, wo seine Gäste bei Tische saßen, entfloh in den Wald und verbarg sich daselbst in einer Felsenhöhle. Der Kaiser, welcher müde und schläferig war, merkte nicht auf die Entfernung seines Wirthes, sondern legte sich auf ein ziemlich schlechtes Lager, welches Frau Giesela für ihn zubereitet hatte, und seine Begleiter streckten sich auf eine Bank hinter dem Tische. Nicht lange genoß Konrad des erquickenden Schlafes; der kleine Heinrich, der bei seiner Mutter im Nebengemache lag, wimmerte die ganze Nacht hindurch und wollte sich nicht geschweigen lassen. Konrad ärgerte sich darob nicht wenig; er wälzte sich unruhig auf seinem harten Lager und verwünschte

hundertmal sein Abentheuer. Gegen Morgen sank er endlich in einen leichten Schlummer. Da erschien ihm im Traume eine dunkle Gestalt, die ihm zurief: „Kaiser, mindere Deinen Zorn gegen das Knäblein, welches Deine Ruhe stört. Es wird einst Dein Eidam werden und einen Fürstenstuhl besteigen! Konrad erwachte aus diesem Traume voll ängstlicher Besorgniß. Da er abergläubisch war, so wähnte er eine wirkliche Erscheinung gehabt zu haben.

„Ha", murmelte er bei sich, „dieser Bettlerssohn mein Eidam! Vielleicht mein Nachfolger auf dem Kaiserthrone von welchem seine Hand mich herabstürzt?" Grimmig sprang er auf und befahl seinen Knechten, das Kind wegzutragen und im Walde zu ermorden. Diese, welche die Strenge ihres Gebieters kannten, gehorchten ohne Widerrede. Sie nahmen den Knaben von der Seite seiner schlafenden Mutter weg und trugen ihn eine Strecke weit von der Hütte. Eben stieg der Morgen herauf und die Vögel sangen in den Zweigen. Das Knäblein lächelte seine Mörder an und streckte seine Händlein nach dem blinkenden Schwerte, welches der Eine aus der Scheide zog, um es zu durchbohren. Das Lächeln des Kindes rührte ihre Herzen.

„Warum", sagte der Eine, „wollen wir unsere Hände mit unschuldigem Blute beflecken?"

„Wohl wahr", erwiederte der Andere, „aber der Zorn des Kaisers wird uns treffen."

„Besser Gott zum Freunde haben, als die Menschen."

„Mir fällt etwas ein", fing der erste wieder an; „hier herum gibt es Hasen und anderes Gewild die Menge; wir tödten eines dieser Thiere und zeigen dem Kaiser das blutige Schwert, wenn er unsern Worten nicht glauben will.

Das Knäblein legen wir hier an den Weg, der liebe Gott wird für den Wurm sorgen."

Sie thaten, wie sie gesagt hatten. Am Wege stand eine Tanne, die untersten Zweige derselben flochten sie zusammen, legten das Kind darauf und entfernten sich.

Als Frau Giesela erwachte, sah sie sich nach ihrem Säugling um, und erschrack heftig, da sie ihn nicht fand. Sie stand auf, ging in die Stube und fand auch ihre Gäste nicht mehr. „So llten diese meinen Heinrich gestohlen haben" achte sie, „aber was könnte ihnen mit einem armen Kinde, gedient seyn? oder war vielleicht mein Mann hier und nahm den Knaben mit sich, aus Furcht vor dem Kaiser?" Indem sie so nach Wahrscheinlichkeit und Hoffnung suchte, sprengte einer der Knechte daher, sein Wehrgehäng zu holen, welches er absichtlich zurückgelassen hatte. „Gutes Weib", sagte er, „bangt nicht für Euer Söhnlein. Einige hundert Schritte von hier, unter der großen Tanne am Wege, wo ein altes bemoostes Kreuz steht, wahrscheinlich das Mahl eines Todten, werdet Ihr es wohlbehalten finden." Mit diesen Worten entfernte er sich, ohne ihr zum Fragen Zeit zu lassen. Hastig eilte sie nach der bezeichneten Stelle, fand aber ihr Kind nicht daselbst. Ein Reiter trabte waldein. n„Sollt' er es geraubt haben", dachte sie. „Aber wozu dies Spiel mit meinem armen Kinde?" So jammerte sie und ängstigte sich und ging tiefer in den Wald, weil der Reitersknecht vielleicht einen andern Platz gemeint haben konnte. Als sie an eine mit Gestrippe verwachsene Felsengruppe kam, hörte sie ihreu Namen nennen, sah um sich, und erblickte ihren Gatten, der den Kopf aus einer Spalte hervorstreckte. Sie erzählte ihm den Vorgang. „Sonderbar",

sagte Diebold. „Da sah ich eben den Herzog von Schwaben vorüberreiten, der hatte ein Kind unter seinem Mantel, wie ich an dem Gewimmer des Kleinen abnehmen konnte. Sollte es unser Heinrich seyn?“ Die beiden Gatten erschöpften sich in Muthmaßungen, blieben aber jedesmal wieder im Gewirr neuer Zweifel hängen. Endlich beschloß der Ritter, sich verkleidet an das Hoflager des Herzogs zu begeben, und Kundschaft einzuziehen. Er verschaffte sich das Gewand eines Pilgrims und wanderte so nach dem Hoflager. Dort vernahm er die Mähr, daß die Herzogin, nach langer Unfruchtbarkeit, vom Himmel mit einem Erben beschenkt worden sei. Bald hatte er Gelegenheit, den jungen Herzog zu sehen, und erkannte in ihm seinen Heinrich. Er freute sich der Fügung des Himmels, der seinem Kinde einen Vater gegeben und kehrte getröstet in seine Wohnung zurück. Frau Giesela empfing die Botschaft als Mutter. Die Schale war voll Wermuth und nur der Rand mit Honig bestrichen. Ihr Heinrich, meinte sie, müsse es wohl fühlen, daß das Lächeln der Herzogin kein Mutterlächeln sei. Doch ergab sie sich in den Willen der Vorsehung.

Diese hatte sich auch des kleinen Heinrichs augenscheinlich angenommen. In derselben Stunde, wo er von den Knechten des Kaisers ausgesetzt wurde, ritt Herzog Hermann von Schwaben an dem Baum vorüber, und seine Gefährten waren eine Strecke voraus. Er hörte das Geschrei des Kindes, sprang vom Pferde, und war höchlich erfreut über diesen Fund, da er in kinderloser Ehe lebte, und sich längst schon einen Erben gewünscht hatte. Er betrachtete das Kind als ein Geschenk des Himmels, nahm es unter seinen Mantel, sprengte nach Hause und trug es, ohne von Jemanden be-

merkt zu werden, in das Gemach seiner Gemahlin, und sagte lächelnd zu ihr: „Sieh, meine gute Benigna, was ich Dir hier mitbringe!“ Mit diesen Worten reichte er ihr das Knäblein dar. Der Kleine schmiegte sich an ihre Brust, als wollt' er um Nahrung anklopfen. Der Herzog erzählte ihr, wie er das Kind gefunden, und daß er es für seinen Sohn ausgeben und als solchen erziehen lassen wollte. Das war Frau Benigna herzlich zufrieden. Sie stellte sich schwanger, spielte eine Niederkunft, und obgleich Manche am Hofe nicht an diese Mähr glaubten, so wagte es doch Niemand, seine Zweifel laut werden zu lassen. Zufällig gab man dem Kleinen zum zweitenmale den Namen Heinrich. Er wuchs bald heran zum schönen, blühenden Knaben und wurde dem Hofkaplan Peter Eichspalter zum Unterricht anvertraut. Zu diesem sagte der Herzog: „Lehrt meinen Heinrich auf Dornen schlafen, auf Rosen wird er es schon von selbst lernen.“

„Ich verstehe Euch, gnädiger Herr“, erwiederte der wackere Kaplan. „Wir Menschen gehören dem Himmel und der Erde zugleich an; beide ziehen an uns, und die Hauptsache ist, das Gleichgewicht halten zu lernen.“

Der Same, den der treffliche Mann ausstreute, fiel in ein gutes Land. Der hoffnungsvolle Knabe wurde zum liebenswürdigen Jüngling. Er mochte sein achtzehntes Jahr zurückgelegt haben, als sein Lehrer nach Speier ging, wo er einen Platz im Dome erhielt. Heinrich begleitete ihn dahin und zog von Speier nach Aachen, wo Kaiser Konrad seinen eilfjährigen Sohn zum König der Deutschen krönen ließ. Hier legte Heinrich bei einem Turniere die ersten Proben seiner körperlichen Stärke und Gewandtheit ab. Agnes, Kaiser Konrad's einzige Tochter, ein schönes, liebreizendes Mädchen

von dreizehn Jahren, theilte den Dank aus. Heinrich näherte sich ihr ehrerbietig, um ein Paar güldene Sporen aus ihrer Hand zu empfangen. Eine süße Unruhe schlich sich in des Fräuleins Brust beim Anblick des schönen Jünglings. Heinrich sah ihr in das blaue Auge und ließ darüber die Sporen aus den Händen fallen.

Heinrich folgte hierauf dem Kaiser nach Italien, wo er täglich Gelegenheit fand, durch Tapferkeit und gefällige Sitten sich die Gewogenheit desselben zu erwerben, besonders, da er ihm einmal das Leben rettete. Konrad war nicht undankbar, und es kam ihm sogar einmal der Gedanke, ihn mit der Hand seiner Tochter zu belohnen. Aber in demselben Augenblicke schwebte ihm, wie von einem bösen Geiste erregt, jenes nächtliche Gesicht in Diebold's Hütte wieder vor. „Eines Bettlers Sohn sollte ja meine Tochter haben", sagte er bei sich, „und wenn das Gerücht nicht lügt, so ist dieser Heinrich ein untergeschobenes Kind des Herzogs! Wer weiß — —"

Hier warf er sich auf einen Stuhl und verlor sich in düsteres Nachsinnen. Nach einer Weile sprang er auf, rief einige Leute und erkundigte sich nach den beiden Knechten, die ihn damals begleitet hatten. Der eine war im Lager und wurde herbeigeholt, und gestand auch ohne Umschweife, daß er jenen mörderischen Befehl nicht vollzogen habe.

Der Kaiser befahl ihm, mit verbissenem Grimme, sich zu entfernen, und brütete über schwarzen Anschlägen. „Ja", rief er endlich, „und wenn alle bösen Geister mit im Spiele sind, so will ich ihre Künste zu Schanden machen."

Um jedoch keinen Argwohn gegen sich zu erregen, schrieb er ein Briefchen an seine Gemahlin, worin er ihr, unter

Androhung seines ganzen Zornes, gebot, den Ueberbringer in aller Stille in die andere Welt fördern zu lassen. Dieses Schreiben übergab er Heinrichen, der noch in derselben Nacht damit nach Aachen abreiste, wo die Kaiserin ihren Hof hatte. Er kam glücklich bis Speier; dort trat er bei seinem alten Lehrer, dem Domsänger Peter Eichspalter, ab. Diesen trieb die Neugierde, zu erfahren, was in dem kaiserlichen Handbrieflein enthalten seyn möchte. Nachdem sein Gast sich zur Ruhe begeben hatte, öffnete er geschickt das wächserne Siegel des Briefes. Aber wie schrecklich wurde er überrascht, da er den Inhalt las! Er war überzeugt, daß sich sein Zögling keines Verbrechens schuldig gemacht habe, und ahnete ein Geheimniß der Bosheit. „Böses verhüten", dachte er, „ist wenigstens keine Sünde! mein Heinrich hat dem Kaiser das Leben gerettet, und so kann dieser ihm nicht schlechter lohnen, als — — mit der Hand seiner Tochter." Dieser Einfall schien ihm die Eingebung eines guten Engels; mit einem scharfen Messer kratzte er die Worte: „den Ueberbringer augenblicklich aus der Welt zu schaffen" — aus, und schrieb an deren Stelle: „den Ueberbringer augenblicklich mit unserer Agnes trauen zu lassen." Hierauf stellte er das Siegel wieder her und legte den Brief an seine vorige Stelle.

Heinrich machte sich des andern Tages früh auf den Weg und langte am Abend des dritten Tages spät in Aachen an. Da er glaubte, daß sein Brief Dinge von großer Wichtigkeit enthalte, so ging er ohne Verzug nach der Pfalz und verlangte geheimes Gehör bei der Kaiserin, welches ihm auch sogleich bewilligt wurde. Sie war nicht wenig durch den sonderbaren Befehl des Kaisers überrascht, aber

gewohnt, unbedingt zu gehorchen, rief sie eine Kammerfrau und flüsterte ihr etwas in's Ohr. Diese entfernte sich alsbald wieder. „Ist Euch der Inhalt des Briefes bekannt?" fragte sie hierauf den jungen Ritter. Dieser verneinte es. „Dies sieht meinem Gemahl ähnlich", versetzte sie lächelnd. „Doch er konnte nicht weniger für den Retter seines Lebens thun." Heinrich wußte nicht, wo das hinaus wollte; seine Gedanken schwebten aber nicht lange in der Irre, sondern wurden von einem liebern Gegenstand verschlungen; das Bild der schönen Kaiserstochter war ihm nach Italien gefolgt, und nun öffnete sich die Thüre und sie stand plötzlich vor ihm im leichten Nachtgewande und mit allem Zauber der verschämten Unschuld. Sie schmiegte sich kindlich an ihre Mutter, und wagte nur halbe Blicke auf Heinrich. Dieser stand wie in Flammen.

„Dies, mein Kind", sagte die Kaiserin, „ist der Ritter, dem Du beim letzten Turniere den Dank reichtest, und der den Säbelhieb auffing, welcher dem Leben Deines Vaters drohte."

Agnes wollte reden, aber ihre Worte erstarben in ein leises Flüstern.

Jetzt trat auch der Kaplan herein. Die Kaiserin las den Brief ihres Gemahls. Die Wirkung auf Heinrich und Agnes läßt sich nicht mit Worten beschreiben.

Sie wurden auf der Stelle getraut, und alle Seligkeit der Liebe war in ihnen. Konrad zog freilich die Stirne mächtig in Falten, als er die Geschichte erfuhr; allein der Anblick seines eigenen Briefes, in welchem die Veränderung so täuschend gemacht war, daß er wähnte, ein höheres Wesen müsse hier seine Hand im Spiele haben, sänftigte bald seinen Groll, und er gab seinen Vatersegen zu dem Bündnisse.

Kurz vor seinem Hinscheiden entdeckte Herzog Hermann seinem Sohne das Geheimniß seiner Herkunft. Dieser wollte doch auch die Wiege seiner Kindheit sehen; er besuchte die Gegend, wo er gefunden worden war. In seiner väterlichen Hütte hauste ein alter Einsiedler, es war Diebold, Heinrichs Vater. Seine Mutter und Schwester lebten längst nicht mehr. Umsonst suchte Heinrich seinen Vater zu bereden, mit ihm in die Welt zurückzukehren; er berief sich auf ein Gelübde, seine noch übrigen Tage bei dem Grabe seiner getreuen Giesela zuzubringen. Er folgte ihr auch kurze Zeit nach dem Wiedersehen seines Sohnes, und Heinrich ließ auf der Stelle das Kloster Hirschau errichten.

49.

Der Ring.

Auf der Burg Rheineck, am Unterrhein, wovon nur noch ein mächtiger Thurm und die Ruinen einer Kapelle vorhanden sind, lebte in früher Zeit ein Edler, Namens Bodo, der die Thorheit beging, nicht nur in seinem fünfzigsten Jahre zum zweitenmale zu heirathen, sondern auch eine junge, schöne, lebenslustige Dirne zur Hausfrau zu wählen. Diese Ehe war, wenn auch nicht eben unglücklich, doch langweilig und freudenleer. Bodo liebte die Jagd und war darum oft abwesend, unterdeß war Frau Irma mit ihren Arbeiten beschäftigt, oder auf die Unterhaltung mit ihren Mägden angewiesen. Jetzt kam plötzlich eine Mahnung des Grafen von Laach,

an den Ritter von Rheineck, der ein Vasall desselben war, und rief ihn zu einem Kriegszuge auf. Bodo liebte die Waffen und rüstete sich augenblicklich. Als aber die Abschiedsstunde sich näherte, da warf er zufällig einen Blick in den Spiegel, und beim Anblick seiner grauen Haare und seiner Runzeln erwachte schnell der böse Geist der Eifersucht in seiner Brust. Irma's Jugend und Schönheit und seine lange Abwesenheit konnten allerdings unangenehme Dinge herbeiführen. Finster schritt er eine Weile in der Halle auf und ab, wo Irma am Spinnrocken saß, und warf ihr bisweilen bedenkliche Blicke zu. Plötzlich schien aber in seiner Seele ein tröstender Gedanke aufzusteigen; er nahm einen goldenen Ring aus einer Schublade und überreichte ihn seiner Hausfrau mit den Worten: „Ich muß jetzt scheiden von Dir auf lange Zeit; zwar kenne ich Deine Tugend, aber die Versuchung in der Welt ist groß. Siehe hier das Unterpfand Deiner Treue. Dieser Ring hat die seltene Eigenschaft, zu verschwinden, sobald Du von dem Pfade der ehelichen Treue abweichen wirst. Finde ich ihn bei meiner Rückkehr nicht mehr an Deinem Finger, so —" hier warf er ihr einen sehr ernsten Blick zu und entfernte sich.

Frau Irma hatte zwar auf ihrem Ehestandswege wenige Rosen gefunden, aber sie hatte doch bis dahin ihr Herz rein erhalten und sich so ziemlich in ihr Loos gefügt; desto mehr wurmte ihr das Mißtrauen ihres Gatten, und unwillig steckte sie den Ring an, ohne jedoch an die magische Eigenschaft desselben zu glauben.

Eines Nachmittags saß sie auf dem Söller und arbeitete mit der Nadel. Der Ring war ihr etwas zu weit, darum nahm sie ihn ab und legte ihn auf das eiserne Geländer.

Ein Rabe, den ein Edelbube groß gefüttert und dem Frau Irma die Freiheit wiedergegeben hatte, kam auf den Söller zugeflogen, denn er besuchte noch bisweilen sein altes Wohnhaus. Er sah den glänzenden Ring, packte ihn mit dem Schnabel und flog davon. Frau Irma gewahrte den Raub erst, als es zu spät war. Sie rief ihre Leute herbei und befahl ihnen, dem Diebe mit Armbrüsten nachzusetzen und ihm seine Beute wieder abzujagen. Umsonst! Niemand wußte, nach welcher Gegend er sich gewendet.

Frau Irma gerieth in die größte Verlegenheit. Sie mußte Alles von dem Zorne ihres Gatten befürchten, wenn sie den verhängnißvollen Ring nicht mehr vorzeigen konnte. Einsam saß sie so in ihrem Gemache, verloren in traurige Betrachtungen über ihr Loos, und verwünschte hundertmal die Stunde, in der sie Herrn Bodo das Jawort am Altare gegeben, als man einen jungen Ritter aus der Nachbarschaft bei ihr meldete. Es war Hug von Argenfels, ein weitläufiger Verwandter ihres Mannes, der hier und da auf der Burg einsprach. Lieb war ihr seine Erscheinung, um doch Jemanden zu haben, dem sie ihren Kummer mittheilen konnte. Nicht sobald fragte der junge Ritter um die Ursache ihrer Niedergeschlagenheit, als sie ihm den ganzen Vorfall unter Thränen erzählte.

Der Ritter sagte lachend: „Da kann ich vielleicht Rath schaffen, schöne Base, denn ich verstehe mich etwas auf Zauberei.“ Frau Irma versicherte, die Sache sei zu ernsthaft für einen Scherz, aber jener betheurte, er wolle den Ring herbeischaffen, jedoch gegen eine Belohnung.

Frau Irma schaute ihn zweifelhaft an. Der Ritter zog jetzt den Ring aus der Tasche und sagte: „Meinen Finder-

lohn, und ich stecke den Ring wieder an Euren Finger. Einen Kuß habe ich doch verdient?"

Die Edelfrau schalt ihn unverschämt, er aber entgegnete: Sie sei zu verschämt, und der alte Bodo verdiene wohl eine kleine Strafe für sein Mißtrauen. Obgleich Irma sich im Anfange aufgebracht stellte über die Zumuthung des jungen Mannes, so bequemte sie sich doch zuletzt, den verlorenen Ring gegen einen Kuß einzutauscheu. Aber dieser Kuß hatte schlimme Folgen. Die Edelfrau fand ihn süßer, als die Küsse des alten Bodo, und Hug von Argenfels wurde nach mehr lüstern. Von diesem Augenblicke an knüpfte sich auch ein zärtliches Verhältniß zwischen beiden, und als Bodo von Rheineck aus dem Kriege heimkehrte, war zwar der Ring nicht verschwunden, aber er fand seine Hausfrau ob seiner Zurückkunft doch mehr verlegen, als erfreut.

Irma's Geist soll noch jetzt in den Ruinen spuken, und nur durch ein junges Weib, das seinem alten Manne getreu ist, erlöst werden können.

50.

Gutenfels.

Auf einem steilen Berggipfel bei Caub sieht man die uralte Burg Gutenfels, die von den Grafen von Rüringen an die Grafen von Falkenstein kam.

Im dreizehnten Jahrhundert lebte hier Graf Philipp von Falkenstein, ein mannlicher Ritter, der eine Schwester

hatte, Namens Guta. Ihre Schönheit, ihr Verstand und ihre anmuthigen Sitten führten eine Menge Freier nach Gutenfels, aber keiner mochte die Gunst des Fräuleins gewinnen. Da wurde ein großes Turnier nach Köln ausgeschrieben, auf welchem die edelsten und tapfersten Ritter nicht nur vom Rheinstrom, sondern auch aus den übrigen Gauen Deutschlands und andern Ländern erschienen. Auch der Graf von Falkenstein und seine Schwester zogen dahin. Unter ihnen zeichnete sich ein englischer Ritter aus durch seine hohe Heldengestalt, die Pracht und Kostbarkeit seiner Rüstung und Waffen und die Schönheit seines Streitrosses. In den Schranken mochte ihm Niemand widerstehen und er blieb immer Sieger. Bei den Festen, die am Hofe des Erzbischofs von Cöln bei dieser Gelegenheit gegeben wurden, hatten der fremde Ritter, dessen Namen außer dem Erzbischof Niemand kannte, und Guta sich gesehen, und von nun an schien der Britte für keine andere Dame mehr Augen zu haben. Auch Guta's Blicke begegneten manchmal den seinigen und drückten mehr aus als Neugier oder gewöhnliches Wohlgefallen an einem tapfern Kämpfer.

Bei einem abermaligen Stechen saß Guta mit vielen andern blühenden Frauen auf einem Balkon, und ließ, als der Ritter eben vorübersprengte, aus Unachtsamkeit ihren Handschuh herabfallen. Jener sprang augenblicklich vom Roß, hob den Handschuh auf und sprach, sich tief verneigend, zu dem Fräulein: „Vergönnt, schöne Dame, daß ich dieses Zeichen an meinen Helm befestigen dürfe, es wird mir Glück bringen.“ Mit sittsamen Erröthen nickte sie ihm ein Ja zu.

Beim Hauptrennen hob der englische Ritter, wie gewöhnlich, alle seine Gegner aus dem Sattel. Guta freute sich

darob, aber noch höher schlug ihr Herz, als ihr Bruder dem Sieger herzlich die Hand drückte und ihn auf seine Burg einlud.

Der Graf von Falkenstein war mit seiner Schwester erst seit wenigen Tagen nach seiner Burg zurückgekehrt, als der englische Ritter dort erschien und die freundlichste Aufnahme fand. Drei Tage verweilte er daselbst und fand in dieser Zeit Gelegenheit, Guta allein zu sprechen. Er erklärte ihr seine Liebe und seinen Wunsch, ihre Hand zu besitzen. „Wenn ich auch noch meinen Namen verschweigen muß", setzte er hinzu, „so seid doch versichert, daß kein Flecken haftet weder auf der Ehre meines Geschlechtes, noch auf mir selbst. Nach drei Monaten kehre ich wieder und werbe feierlich um euch. Bis dahin bewahrt meine Liebe noch als ein Geheimniß.

Guta gab in jungfräulicher Verwirrung ihre Einwilligung, und keinerlei Argwohn kam in ihre reine Seele. Der Abschied des Ritters ließ in ihrem Gemüthe eine stille Schwermuth zurück, die sie jedoch vor ihrem Bruder zu verbergen suchte. Um diese Zeit ging das herrliche Geschlecht der Hohenstaufen unter; die deutschen Churfürsten trennten sich bei der Wahl eines neuen Königs; einige gaben ihre Stimmen Alphons dem Weisen von Castilien, die übrigen Richard von Cornwallis, der ein Bruder war Heinrich III., Königs von England. Die ritterlichen Eigenschaften des letztern, mehr aber noch sein Reichthum, zogen die Mehrzahl der Fürsten auf seine Seite und er wurde in Aachen gekrönt.

Inzwischen lebte Guta auf ihrer Burg traurige Tage. Drei, vier und fünf Monate waren vorüber gegangen, und sie hatte von ihrem Ritter nichts mehr gesehen und gehört.

Ihr stiller Gram konnte auch ihrem Bruder nicht länger entgehen, aber er fragte sie umsonst nach der Ursache, sie schützte jedesmal ein Unwohlsein vor. Eines Tages erschien vor dem Thore von Gutenfels eine glänzende Schaar von Reisigen, und auf die Frage des Thurmwarts begehrte König Richard Einlaß. Der Graf von Falkenstein ging ihm sogleich entgegen, aber wie erstaunte er, als jener sein Visir aufschlug und der Graf den englischen Ritter erkannte, den er früher auf seiner Burg bewirthet. „Ihr seid überrascht, in mir einen Bekannten zu finden? Ich komme, um diese Bekanntschaft zu erneuern, und Euch zugleich um die Hand Eurer schönen Schwester Guta zu bitten."

„Ach, meine arme Schwester!" antwortete der Graf; „sie leidet an einem geheimen Kummer, und die Rosen ihrer Wangen verbleichen."

„So geht zu ihr und meldet ihr einen Freier, verschweigt aber meinen Namen. Dieser Handschuh sei mein Fürsprecher." Mit diesen Worten gab Richard dem Grafen den Handschuh, den er von Guta auf dem Turnier erhalten.

Das Fräulein erschrack, als ihr Bruder zu ihr in's Gemach trat und einen Freier meldete. Aber beim Anblick des Handschuhes kam ein Zittern in ihre Glieder und sie wäre beinahe in Ohnmacht gesunken. Sie folgte ihrem Bruder in die Halle, wo Richard ihrer wartete. Sie flog in seine Arme. „Ich dachte, Ihr hättet mein vergessen, oder wäret im Kriege gefallen."

„Meinst Du, ein Britte kenne die deutsche Treue nicht?" entgegnete Richard. „Dann verdiente ich nicht, die deutsche Krone zu tragen."

Guta sah ihn verwundert an. „Ja, ja", rief der Graf

von Falkenstein, „Dein englischer Ritter ist Richard von Cornwallis, unser König!“ —

Und Richard führte das deutsche Edelfräulein als seine Gemahlin heim.

51.

Der närrische Fiedler.

Auf ihrer alten einsamen Burg im Wasgau lebte die betagte Frau von Schoneck mit ihrer einzigen Tochter Bilhild. Sie war Wittwe seit vier Jahren, und man wußte nicht zu sagen, wo ihr Mann geblieben. Sein Wamms und Schwert hatte man am Ufer des benachbarten Sees gefunden, und es ging die Rede, er habe sich in einem Anfalle von Tiefsinn hineingestürzt, denn sein Hauswesen war ziemlich in Verfall gerathen. Die Frau von Schoneck mußte sich darum auf das Nöthigste beschränken und war mehr mit dem Mangel als mit dem Ueberflusse bekannt. Doch besaß sie einen großen Schatz in ihrer Tochter, die heranblüthe in aller Schönheit und Tugend. Sie allein schien nicht zu wissen, wie freigebig sich die Natur gegen sie erwiesen, und alle ihre Wünsche und Sorgen waren ihrer guten Mutter zugewendet.

Die Burg Schoneck lag auf einer Waldeshöhe, an deren Fuß sich zwei gar anmuthige Thäler hinzogen. Das eine dieser Thäler hieß das Brunnenthal, von den vielen Quellen, die dort hervorsprudelten, und es stand daselbst eine Kapelle

mit dem Bilde der Mutter der Schmerzen unter Linden. Bilhild besuchte oft in den Abendstunden die Waldkapelle und schmückte den Altar mit Blumen, so lange in der Gegend welche zu finden waren. Einst auf dem Wege dahin bemerkte sie einen alten Mann in seltsamer Kleidung. Die Züge seines tief gefurchten Antlitzes schienen starr und unbeweglich, und aus den erloschenen Augen, welche tief in ihren Höhlen lagen, flammte bisweilen ein furchtbares Feuer auf. Er ging barfuß im Winterfrost wie in der Sommerhitze, und hatte eine Fiedel in der Hand.

Die Jungfrau erschrack bei seinem Anblicke, aber er legte, sobald er ihrer ansichtig wurde, die Hände kreuzweis auf die Brust und grüßte sie so freundlich, daß sie Zutrauen gewann und ihm ein Almosen anbot.

Er schlug es aus und sagte: „Fräulein, betet für mich, das gibt einen Zehrpfennig auf die letzte Wanderschaft und die trete ich bald an.“

„Wer seid Ihr?“ fragte Bilhild.

„Ich bin der närrische Fiedler, so nennen mich die Leute.“

Bei diesen Worten nahm er seine Geige und fing darauf zu spielen an, aber in so seltsamen Tönen, daß der Jungfrau ein Grauen anwandelte. Sie wollte entfliehen, und doch war etwas in der Gestalt und zumal in den Gebehrden des Greises, was sie wieder festhielt.

„Erzählt mir etwas von Eurem Schicksale“, fing sie an, nachdem sie etwas Fassung gewommen hatte.

Der Alte lächelte höhnisch und schmerzlich zugleich. Er deutete gen Himmel, und sang dann mit heiserer Stimme:

Alles wird ja aufgeschrieben,
Alles Hassen, alles Lieben.
Viele hat das Grab genommen,
Doch sie müssen wiederkommen,
Müssen treu die Wahrheit sagen,
Wenn die fremden Boten fragen,
Und dann eil' ich her und singe,
Daß der Schlaf sie wieder zwinge.

Bei den letzten Worten schien eine Flamme aus seinen Augen zu schlagen, die wenigen dünnen Locken um den kahlen Scheitel sträubten sich empor und der Ton seiner Stimme klang wie der krächzende Unglücksruf des Raben.

Bilhild schauderte zusammen, und sie eilte in ängstlicher Beklemmung der Burg zu. Als sie dort anlangte und ihrer Mutter erzählte, was ihr begegnet sey, gab ihr diese einigen Aufschluß über den närrischen Greis und erzählte, er sei Diener auf der Elsterburg gewesen viele Jahre hindurch, auch hätten der alte Ritter Jörg und sein Sohn Ulrich viel Vertrauen auf ihn gehabt. Allein plötzlich sei er wahnsinnig geworden, um die Zeit, da Bilhilden's Vater verunglückte; er geselle sich selten zu Menschen, am liebsten noch zu Kindern, doch sei in seinen Reden oft ein klarer Sinn und er bete fleißig und betrübe Niemanden.

Die Erwähnung der Ritter von der Elsterburg machte Bilhilden nachdenkend und fast traurig. Beide kamen oft nach Schoneck und Ritter Ulrich hatte es kein Hehl, daß die schöne Bilhild die Ursache davon sei. Auch hatte sein Vater mehr als einmal bei Bilhilden's Mutter ein Wörtlein von einer Verbindung zwischen ihren Kindern fallen lassen, allein die Frau von Schoneck wußte jedesmal auszulenken. Es war ihr von jeher in Gegenwart dieser Menschen ganz unheimlich

zu Muth geworden, und sie hatte es stets mit Bekümmerniß angesehen, daß ihr verstorbener Eheherr einigen Umgang mit ihnen gepflogen.

Am Abend des nächsten Tages wandelte Bilhild, wie sie gewohnt war, in das Brunnenthal. Ein junger Pilgrim saß unfern der Kapelle auf einem Steine am Wege. Er schien sehr ermüdet, und schaute schwermüthig in die vorüberfließende Quelle. Als er der Jungfrau ansichtig wurde, stand er auf und grüßte sie sittsam. Seine hohe bedeutsame Gestalt und der ruhige klare Blick seines Auges fielen Bilhilden auf und nahmen sie zu seinem Vortheil ein. Sie wollte ihn fragen, ob er für die Nacht eine Herberge suche oder eines Zehrpfennigs bedürfe, aber die weibliche Sittsamkeit schloß ihr den Mund und sie richtete ihre Schritte, obgleich langsam, nach der Kapelle.

Ihr Gebet war diesmal nicht so unbefangen, wie sonst, denn unwillkührlich beschäftigte sie der Gedanke, welch ein Schicksal wohl diesen Jüngling, der unmöglich von geringer Herkunft seyn konnte, in diese Gegend gebracht haben könne. Daß er keine Schuld zu büßen habe, sondern nur ein Gelübde für die Erhaltung theurer Eltern oder Geschwister entrichten wolle, schien ihr außer Zweifel, denn er sah ja nicht aus wie einer, der ein stechendes Gewissen hat.

Beim Herausgehen aus der Kapelle überlegte sie, ob sie nicht wenigstens ein gutes Wort zu ihm sprechen sollte, und sie faßte wirklich den Vorsatz, es zu thun, aber er war verschwunden und darob betrübte sie sich fast und machte sich selbst zum Vorwurf, daß sie ihn nicht gefragt, woher und wohin?

Als sie nach Hause kam, erzählte sie ihrer Mutter von

dem Pilgrim, und diese schalt, daß sie ihn nicht auf die Burg eingeladen. In diesem Augenblicke trat ein Diener herein und meldete, es sei ein junger Pilgersmann unten, der um ein Obdach für diese Nacht bitte. Die Edelfrau befahl sogleich, ihn herauf zu führen und ihm ein Schlafgemach zu bereiten. Auch hieß sie Bilhilden, Brod und Wein herbeizuholen.

Der Pilgrim trat herein und sein Anblick überraschte die Edelfrau gar seltsam. Sie glaubte den Jugendfreund ihres Gatten, Gisbert von Thurn, der vor fünf und zwanzig Jahren nach Palästina gezogen war, vor sich stehen zu sehen. Sie fragte ihn nach Namen und Herkunft. „Mein Vaterland ist Aegypten“, antwortete er, „und mein Name Kuno von Thurn.“

„So ist Gisbert Euer Vater?“ rief die Frau von Schoneck.

Der Jüngling bejahte es. Eben trat Bilhild herein und brachte Brod und Früchte, und ihr folgte ein Diener mit Wein. Die Edelfrau bat ihn, vor allen Dingen sich zu erquicken und dann zu erzählen, wie es seinem Vater ergangen und warum er nicht wieder nach Deutschland zurückgekehrt.

Der Jüngling erzählte, wie sein Vater vor vier und zwanzig Jahren in einem Gefechte mit den Sarazen gefangen und als Sklave nach Cairo gebracht worden. Die Liebe zur Tochter seines Herrn und die Sehnsucht nach Freiheit hatten ihn verleitet, das Christenthum zu verlassen, dem er jedoch im innersten seines Herzens fortwährend treu geblieben. Kuno war sein einziger Sohn; er hatte ihn heimlich getauft und, nachdem der Knabe herangewachsen war, ihn mit den Lehren der Christen bekannt gemacht.

„Ihr seid also ein Christ?“ unterbrach ihn die Edelfrau, der beim Anfange der Erzählung eine Centnerlast auf die Seele gefallen war.

„Ich bin ein Christ“, fuhr der Pilgrim fort, „und es war der einzige Wunsch meines Vaters, mit mir nach Deutschland zu entfliehen, und hier den Irrthum seiner frühern Jahre öffentlich abzuschwören. Nur das vieljährige Siechthum meiner Mutter hielt ihn von der Ausführung seines Vorhabens zurück. Doch hatte er inzwischen einen großen Theil seines Vermögens durch Kaufleute nach Marseille zu bringen gewußt. Meine Mutter starb endlich, aber an demselben Tage, da sie beerdigt wurde, überfiel ihn eine heftige Krankheit und er hatte im ersten Augenblicke die Ahnung, daß er weder genesen, noch das Land seiner Väter je wieder schauen würde. Er nahm aber von mir das Versprechen, gleich nach seinem Tode in seine Heimath zu flüchten, und dort meinen Wohnsitz zu nehmen. Er gab mir noch ein Schreiben an seine Freunde in Marseille und ein zweites an Euren Gatten, den Ritter von Schoneck, dessen Ableben ich erst von Euren Leuten erfuhr. Zugleich mußte ich ihm geloben, die Reise als Pilgrim zum heiligen Vater nach Rom zu machen, und mich dort öffentlich zum Christenthume zu bekennen. Dies hab' ich denn auch treulich er üllt. Das Glück war mir günstig auf meiner Reise, und nur zweierlei Trauriges ist mir begegnet: die Burg meines Vaters fand ich in einen Steinhaufen verwandelt, und Euren Eheherrn bei den Todten.“

Als die Edelfrau den Brief an ihren verstorbenen Gatten öffnete, kamen ihr Thränen in die Augen, und Bilhild verhüllte sich das Antlitz. Aus dem Schreiben ergab sich, daß Kuno's Vater bei seiner Abreise nach dem gelobten Lande einen großen Schatz vergraben und daß sein Freund, der Ritter von Schoneck einzig um das Geheimniß wußte. Diesem sollte auch der Schatz als Eigenthum zufallen, wenn jener,

nach einem Verlauf von zwanzig Jahren, nicht zurückgekehrt sein würde. In dem Briefe hieß es unter Andern: „Der eiserne Topf, den wir in der grausigen Wetternacht vor meinem Abschiede am See vergraben, ist Dein, weil die zwanzig Jahre längst um sind und mein Sohn reich genug ist, und Du selbig Geld nöthiger brauchen wirst. Wenn Dir der Himmel inzwischen eine Tochter geschenkt hat, die meinem Kuno ansteht, so wär's mir gar lieb, er nähme sie zur Hausfrau."

Die Edelfrau hatte die letzten Worte des Briefes still für sich gelesen, allein Kuno und Bilhild konnten den Inhalt leicht aus dem Anfange der Stelle errathen. Beide geriethen in nicht geringe Verlegenheit, aber der Jüngling faßte sich schnell und sagte: „Edle Frauen, wenn ich eine Zeit lang in Eurer Nähe gelebt habe, so werdet Ihr urtheilen können, ob der Wunsch meines Vaters einige Ueberlegung verdiene."

Mit diesen Worten verließ er das Gemach, um Bilhilden eine größere Verlegenheit zu ersparen. Ihre Mutter hatte indessen wenig auf die Rede des Ritters geachtet, denn in ihrer Seele stiegen jetzt seltsame Gedanken und Ahnungen auf. Ihr Gatte war oft an den See gegangen, dort Fische oder wilde Enten zu fangen, vermuthlich aber mehr in der Absicht, sich zu versichern, ob der Schatz nicht entdeckt und geraubt worden. Dieser Umstand schien mit seinem plötzlichen Verschwinden zusammenzuhängen. — Im düstern Nachsinnen mochte sie wohl eine Stunde fast unbeweglich gesessen haben, als Bilhild, welche unterdessen das Haus besorgte, sie zum Nachtessen rief. Bei Tische schlug Kuno vor, nach dem verborgenen Schatz zu suchen, was freilich seine Schwierigkeiten hatte, in dem der See von großem Umfang war; doch wurde beschlossen, wenigstens einen Versuch zu machen.

In der Frühe des nächsten Morgens begab sich Kuno an den See, um vorerst die Gelegenheit desselben auszukunden. Seine Ufer waren größtentheils flach, und von allerlei Gesträuch und Wasserpflanzen bedeckt. Nur gegen Osten stieß er an einen Vorhügel, aus dessen Gestein eine Quelle herabrieselte. Da und dort lagen große Felsstücke, mit Moos und Farrenkraut bewachsen. Eines davon stand aufrecht, an ein anderes gelehnt, was ohne Zweifel durch Menschenhände geschehen seyn mußte. Indem der Pilgrim die Stelle aufmerksam betrachtete, kam der seltsame Fiedler daher, starrte den Fremden einige Augenblicke an, nahm seine Geige und raste darauf in den schneidensten Mißtönen. Kuno wußte nicht, was er aus der Erscheinung machen sollte. Wohl hatte der Mann den Blick und die ganze Art eines Wahnsinnigen, doch schien auch seine Brust ein nagender Kummer zu verschließen, und sein scheues Auge Hinterlist zu fürchten. Er hörte plötzlich mit seinem tollen Spiele auf, schaute ängstlich umher, ob nicht noch andere Menschen in der Nähe seyn möchten, legte alsdann den Zeigefinger der rechten Hand auf den Mund und deutete mit der linken auf den Fleck, welchen Kuno nachdenkend betrachtet hatte. Der Jüngling wurde durch diese Gebehrde auf's höchste überrascht. „Mann", sagte er zu dem Fiedler, „gibt es hier ein Geheimniß, wozu Du den Schlüssel hast?"

Der Fiedler lachte gräßlich, sprang an den Rand des Sees und langte aus dem Schilf einen eisernen Topf hervor, und warf ihn dem Pilger vor die Füße. In diesem Augenblicke schien ihn eine tödtliche Angst zu befallen; er blickte nach allen Seiten umher, und entfloh so eilig, daß Kuno seine Spur gar nicht mehr gewahr wurde. Er wußte

den wundersamen Auftritt gar nicht zu deuten; ein furchtbares Geheimniß schien hier obzuwalten, und des Jünglings Herz erbebte vor der Enthüllung. Er verbarg den eisernen Topf wieder im Dickigt und kehrte nach Schoneck zurück, um die Sache mit der Edelfrau zu überlegen. Dort waren inzwischen Jörg und Ulrich von der Elsterburg angekommen und hatten sich als Gäste auf den Mittag gemeldet. Die schöne Bilhild hatte in aller Unschuld dem Junker seine Ruhe geraubt, und er war fest entschlossen, die Pein der Ungewißheit nicht länger zu dulden, sondern es auf ein klares Ja! oder Nein! ankommen zu lassen. Auch der Vater schien die Verbindung zu suchen, obgleich er reich und geizig und auf Schoneck nichts zu holen war.

Als Kuno hörte, daß Fremde da seyen, ging er in die Gesindestube und ließ sich da mit einigen alten Knechten in ein Gespräch ein. Er fing vom gelobten Lande an, und vom Grabe des Erlösers, wußte aber bald nach Schoneck einzulenken und auf den verstorbenen Ritter zu kommen. Die Umstände, welche er jetzt vernahm, gaben ihm allerdings einiges Licht, allein gar Vieles blieb noch dunkel und ungewiß. Er suchte jetzt Gelegenheit, die Edelfrau noch vor Tische allein zu sprechen, und bat sie, ihn bei den Gästen für einen schlichten Pilgersmann gelten zu lassen. Als einen solchen stellte sie ihn denn auch beiden Rittern beim Mittagsessen vor, und Kuno's ernste, schwermüthige Gebehrde diente ihrer Aussage zur Bestätigung. Junker Ulrich war einzig mit der schönen Bilhild beschäftigt, aber der Alte faßte den Pilgrim scharf in's Auge, und je länger er ihn betrachtete, desto weniger mochte er sich einer bangen Ahnung erwehren.

„Weß Landes seid Ihr?“ fragte er den Jüngling.

„Ich bin aus Aegypten."

„Also eine Heide?" fiel Ritter Jörg ein.

„Nein, ich bin ein Christ."

„Und was bringt Euch nach Deutschland?" forschte Jener weiter.

„Mein Schicksal. Der Mensch geht nicht immer den Weg, den er will, sondern den er gehen muß."

Das Zwiegespräch dauerte noch eine Weile. Die Antworten des Pilgers hatten fast durchaus etwas Räthselhaftes, worüber der alte Ritter stutzig ward. Um seine Verlegenheit zu bergen, leerte er fleißig seinen Becher und gerieth zuletzt in eine drollige Lustigkeit. Auch seinen Sohn hatte der Wein und Bilhildens freundliches Wesen recht lebendig gemacht; er gab eben seinem Vater einen Wink, die Werbung um die Hand des Fräuleins jetzt vorzubringen, als plötzlich die Thüre des Gemaches sich öffnete, und der närrische Fiedler hereintrat. Sein Gesicht hatte etwas Starres und Todtenähnliches, und ein Kranz von Tannenzweigen um das Haupt gab ihm ein wunderliches und grauenvolles Ansehen. Er verbeugte sich vor den Anwesenden und fing dann zu spielen an, erst in weichen, schmelzenden Trauertönen, hierauf aber wild und kreischend, den heulenden Stimmen im Walde beim Orkan ähnlich.

Die beiden Ritter von der Elsterburg schracken zusammen, als sie des Fiedlers ansichtig wurden, und eine Grabesblässe überzog ihr Gesicht; dem Pilger war dies nicht entgangen. Lange konnten sie kein Wort hervorbringen, endlich zwang sich Ritter Jörg zu einem verzerrten Lachen und sagte: „Lebt der tolle Andreas noch! ich dachte, die Vögel des Himmels hätten ihn längst aufgespeist."

„Wie das?" fragte Kuno.

„Ei nun", antwortete der Alte, „dieser Mensch da ist der Sohn meines Thurmwarts und diente mir viele Jahre, da auf einmal wurde er irre und verschwand und hielt sich meistens in den Wäldern auf. Ich habe seit lange nichts mehr von ihm gehört und meinte, er sei irgendwo verunglückt."

Bilhild füllte jetzt einen Becher mit Wein und brachte ihn dem Fiedler, der sich unbeweglich an einen Thürpfosten anlehnte. Er schüttelte den Kopf, legte die Hände kreuzweis auf die Brust, verneigte sich vor der Jungfrau und entfernte sich eiligen Schrittes. Ritter Jörg wollte den Eindruck dieser Erscheinung gern verwischen und die Aufmerksamkeit auf etwas anderes lenken. Er stand daher vom Tische auf und bat die Edelfrau, mit ihm in ein Fenster zu treten. Sie folgte ihm zögernd, und Bilhild, welche seine Absicht ahnen mochte, verließ das Gemach. Der alte Ritter gab der Edelfrau den Wunsch zu erkennen, die Hände ihrer Tochter und seines Sohnes zu vereinigen. Sie erschrack, ob ihr gleich der Antrag nicht unerwartet kam, und da es ihr von jeher in seiner Nähe unheimlich gewesen und sie seine tückische Gemüthsart fürchtete, so hatte sie nicht den Muth, Nein zu sagen, sondern verlangte blos Bedenkzeit für ihre Tochter. Der Ritter konnte dagegen nichts einwenden. „Nun denn", sagte er, „in vier Tagen will ich mir die Antwort holen". Er winkte zugleich seinem Sohne, und beide beurlaubten sich.

Die Edelfrau eilte nun, sich vor allen Dingen mit Kuno zu berathen. Sie fand ihn mit Bilhild im Garten, wo sich beide ihre Muthmaßungen über den heutigen Vorfall

mittheilten. Sie erzählte, was der alte Ritter im Fensterbogen zu ihr gesprochen. — Bilhild stieß einen Schrei des Entsetzens aus und und hing sich um den Hals ihrer Mutter. Kuno's Augen erglänzten vor Zorn und Muth. — Er hob die Rechte zum Himmel und rief: „Ich schwöre, eher unterzugehen, als zuzugeben, daß diese Taube ein Raub des Geiers werde. „Edle Frauen", fuhr er fort, und wendete sich zu Bilhilden und ihrer Mutter, „edle Frauen, vertrauet Gott und mir! Es zieht ein wunderbarer Faden durch die Begebenheiten der Menschen hin, und wer ihm zu entrinnen meint, der verwickelt sich darin." — Er bat sie hierauf, ihm ein Paar vertraute Knechte zu geben. Mit diesen wollte er um Mitternacht an den See gehen und dort nachgraben an der Stelle, die ihm der tolle Fiedler bezeichnet hatte. „Es ist nöthig", sagte er, „uns über das Schicksal Eures Gatten so viel Licht zu verschaffen, als wir können. Eine Spur führt hier auf die andere." Die Edelfrau überließ alles der Klugheit ihres Gastes, nur Bilhild machte einige Einwendungen gegen das Graben um Mitternacht. Sie meinte, es könne Gefahr dabei seyn.

„Fräulein", versetzte Kuno, „erinnert Euch des Sprüchleins: Wer recht thut, der wandelt in Gottes Hut!"

Sie schlug die Augen etwas beschämt nieder und ein glühendes Roth flog über ihre Wangen.

Die Anstalten wurden verabredet, und gegen die Mitternachtsstunde wanderte Kuno, nebst zwei rüstigen Männern, die mit Grabscheiten versehen waren, an den See. Der Mond leuchtete hell und kein Lüftchen spielte in dem Geblätter der Bäume. Die zwei Knechte gaben sich alsbald an die Arbeit, und sie hatten kaum einige Schuhe tief ge-

graben, als sie auf Todtengebeine stießen, zwischen denen ein altes Schwert lag. Kuno nahm das Schwert und hieß die Gebeine wieder mit Erde bedecken. Hierauf nahm er von den Männern einen Eid, daß sie von allem, was sie hier gesehen, Niemanden etwas entdecken wollten, bis er sie dazu auffordern würde.

Kuno zweifelte keinen Augenblick, daß es die Ueberreste des Ritters von Schoneck seyen, welche er gefunden. Das Schwert konnte vollends Aufschluß darüber geben, und die Edelfrau erblickte es kaum, als sie mit dem Schrei: „Herr Gott! sein Schwert!“ besinnungslos zu Boden sank. Man brachte sie bald wieder zu sich, doch war sie sehr angegriffen und mußte zu Bette gebracht werden. Bilhild's Schmerz war nicht minder groß, als der ihrer Mutter, doch trug sie den Schlag mit größerer Fassung. Erst am zweiten Tage konnte Kuno mit der Edelfrau die Sache besprechen, und er eilte in den Garten, wo er die Frau von Schoneck und ihre Tochter in großer Unruhe fand. Er bat sie, die Auflösung des vielfach verschlungenen Knotens ihm ganz allein zu überlassen. Bilhild schaute ihn besorgt an, und in ihrem Auge war zu lesen, daß sie für sein Leben bange. Er fühlte dies in seinem Innersten, und sagte freudig gerührt: „Der Mensch kann zwar für nichts stehen, doch hier ist schon Lichts genug, um keinen Mißtritt im Dunkeln zu thun.“

Er ging noch denselben Abend im Zwielicht an den See und nahm einen Knecht mit, ließ das Grab noch einmal öffnen, langte den eisernen Topf aus dem Gestrippe hervor, legte den Schädel des Ritters von Schoneck hinein und ließ den Topf durch den Knecht auf die Burg tragen, wo er ihn auf seinem Gemache verbarg. Des andern Tages erhielt die Edelfrau von

unbekannter Hand ein Brieflein, worin sie gewarnt wurde gegen einen argen Anschlag des Ritters von der Elsterburg. Sie gerieth in große Angst und suchte bei Kuno Rath. Als sie eben mit einander in einem Fenster standen und im lebhaften Gespräche begriffen waren, sprengte der Ritter Jörg mit seinem Sohne Ulrich über die Zugbrücke. Der Edelfrau wurde das Blut zu Eis bei diesem Anblicke und ihre Kniee wankten. Kuno hieß sie jedoch ruhig seyn. Sie sollte die Ritter freundlich empfangen und sie mit ungewissen Worten hinzuhalten suchen.

Sie that sich Gewalt an und bewillkommte die unwillkommenen Gäste, welche übrigens wenig Umstände machten, und ohne weiteres die Hand der schönen Bilhild verlangten. Die Edelfrau wußte nicht, was sie hierauf antworten sollte; indem trat Kuno in's Gemach, und ihnen folgte ein Diener mit dem eisernen Topfe, der mit einem schwarzen Tuche bedeckt war. „Edle Frau", hub er an, „und ihr ehrenvesten Rittersmänner, erlaubt mir einen kleinen Scherz, da heute doch ein Tag der Freude werden soll. Im Morgenlande, wo ich geboren bin, ist es Sitte, dem, der um ein Mägdlein wirbt, ein Räthsel aufzugeben, und so er es nicht lösen kann, so darf er erst nach vier Wochen wieder kommen, und seine Werbung zum zweitenmale vorbringen. Der gestrenge Junker Ulrich freit um die schöne Bilhild, und da möchte ich ihm auch ein Räthsel vorlegen. Wenn Ihr's errathet, so ist der Topf Euer mit Allem, was darin ist."

Der alte Ritter brummte finster in den Bart, sein Sohn aber fing zu lachen an, und meinte, einen kleinen Spaß könne man gleichwohl mitmachen. „Nun so laßt Eure Weisheit hören, Herr Pilger", rief er gar selbstgefällig.

„Mein Räthsel heißt:

Was jaget neben dem Ritter wohl
Ueber Stein und Hecken wild und toll?"

„Sein Schatten, sein Schatten", schrie Ulrich, „der Topf ist mein." — Indem er auf den Tisch zuging, sich seines Gewinnstes zu bemächtigen, klirrte die Thüre auf und der närrische Fiedler trat herein, und fing zu spielen an. Der alte Ritter fluchte und warf ihm grimmige Blicke zu. Dieser ließ sich nicht irren und spielte fort in sanften, traurigen Tönen. Junker Ulrich nahm inzwischen das Tuch vom Topfe weg, fuhr aber mit einem Ausruf des Entsetzens zurück, als er hineinsah. Die Edelfrau erblaßte — der alte Ritter stürzte grimmig auf den Tisch zu und warf den Topf zur Erde, daß der Todtenschädel bis an die Thüre kollerte.

„Kennt Ihr dieses Haupt?" rief Kuno mit schrecklicher Stimme den beiden Rittern zu. „Es ist das Haupt von Bilhilden's Vater."

„Das lügst Du, Bube, schrie der Alte", und zog sein Schwert. Kuno warf im Augenblicke das Pilgergewand ab und stand da in reicher prächtiger Kleidung. Ritter Jörg und sein Sohn starrten ihn mit großen Augen an.

„Ich klage Euch des Mordes an und des Raubes", begann Kuno mit flammenden Blicken. Der Alte drang auf ihn ein — der Jüngling hob ihm den Todtenschädel entgegen. — Ein Zagen überfiel die Ritter von der Elsterburg — sie verließen das Gemach — mit wüthender Gebehrde stürzte der Fiedler ihnen nach, zog ein Messer und durchstach den Alten, daß sein Blut die weite Treppenhalle besprützte. Ulrich nahm die Flucht. Ein gewaltiger Tumult erhob sich auf der Burg. Die Edelfrau war in Ohnmacht gesunken,

Kuno und Bilhild eilten, ihr beizuspringen. Aber unten an der Treppe lag im Todeskampf Jörg von der Elsterburg, und neben ihm stand der Fiedler und spielte ihm ein schreckliches Sterbelied.

Junker Ulrich überließ seinen Vater der unsichtbaren Hand, die so furchtbar über ihm waltete, denn ihn selbst trieb ein böser Geist. Bleich und in gräßlicher Angst langte er auf der Elsterburg an, ließ die Brücke aufziehen, die Knechte unter Waffen treten, stellte Späher auf die Warten und verschloß sich hierauf in ein entlegenes Gemach. Seine Leute schüttelten die Köpfe und raunten sich allerlei bedenkliche Vermuthungen in's Ohr. Die Nacht brach herein, Todtenstille herrschte auf der Burg; der Junker hatte tiefe Stille geboten, weil jedes Geräusch ihn aufschreckte wie eine Mahnung vom Gericht des Unsichtbaren. Die Glocke verkündete Mitternacht, da plötzlich ließ sich der tolle Fiedler hören. Er spielte ein Begräbnißlied und stimmte manchmal dazwischen ein gräßliches Gelächter an. Einige Knechte gingen hinaus und wollten ihm ein Leid zufügen, aber der Junker rief ihnen aus dem Fenster herab zu: „Laßt ihn, laßt ihn, ihr wißt nicht, wer ihn sendet."

Todtenblaß und vom Fieberfrost geschüttelt, warf er das Fenster zu und eilte zum Burgkaplan und vertraute diesem das furchtbare Geheimniß seiner geängstigten Seele. Er hieß ihn hierauf nach Schoneck gehen, und der Kaplan that, wie ihm sein Herr befohlen. Noch ehe der Tag graute, machte er sich schon auf den Weg. Auf der Burg Schoneck war noch Alles in großer Verwirrung, als er dort ankam. Die Edelfrau ließ ihn gleich vor, und er gab Bericht von dem, was ihm aufgetragen war.

„Edle Frau", sagte er, „ich komme von einem armen

sündigen Menschen, der seine Rechnung mit dem Leben abschließen möchte. Allein Ihr habt dabei die Hauptstimme. Euer Eheherr, dem Gott eine fröhliche Urständ verleihen möge, hatte am See einen Schatz vergraben. Der alte Ritter von der Elsterburg merkte etwas von dem Geheimniß und lauerte auf die Schritte und Tritte des Ritters von Schoneck, der manchmal an den Ort ging, wo das unglückliche Gold lag und sich dort ohne Zweifel umsah, ob auch noch Alles rein sey. Der Ritter Jörg, als er dies bemerkte, nahm seinen Sohn und einen Knecht und ging vor Tagesanbruch hinaus an die Stelle; sie gruben und fanden einen eisernen Topf mit Gold gefüllt. Wohl mochte ihnen das Herz darob lachen, allein die Lust nach fremdem Gute sollte ihnen zum schrecklichen Verderben gereichen. Im Augenblicke, da sie den Topf in Sicherheit bringen wollten, führte das Schicksal Euren seligen Eheherrn, den Ritter von Schoneck, daher. Es kam schnell von Worten zur That. Der alte Ritter und sein Sohn warfen Euren Eheherrn in den See, wo er ertrank. Nachts darauf zogen sie den Leichnam, der im Schilfe lag, heraus und begruben ihn. Der Knecht, der dies mit ansah, wurde von Stund' an wahnsinnig aus Entsetzen. Dies ist der tolle Fiedler, den Ihr kennt."

Die Edelfrau hatte kaum Kraft genug gehabt, das Ende der Erzählung anzuhören. Ihre Lebensgeister entflohen und sie sank ohnmächtig zu Boden. Auf das Geschrei des Geistlichen eilten Kuno und Bilhild herzu; man brachte sie bald wieder zu sich und nach einer Viertelstunde hatte sie wieder Fassung genug, den Antrag des Kaplans zu vernehmen.

„Den Vater hat Gott gerichtet", sagte dieser, „der

Sohn aber will freiwillig büßen und der Welt entsagen. Sein Vorsatz ist, nach Rom zu pilgern und dort in ein Kloster zu gehen. Doch sagte er, sein Leben sei Euch verfallen, und so Ihr es wolltet, so müsse er sein Haupt auf das Blutgerüst tragen."

„Möge Gott sich meiner erbarmen, wie ich mich des Unglücklichen erbarme!" rief die Edelfrau. „Sagt ihm, daß er hinziehe und büße und auf den hoffe, der zu strafen und zu verzeihen weiß."

Kuno und Bilhild wußten den Sinn dieser Rede nicht ganz zu deuten; sie sahen die Mutter fragend an.

„Ihr sollt Alles erfahren", sagte die Edelfrau, „und zwar jetzt in dieser Stunde, denn in mich ist eine Kraft gekommen und eine Ergebung, wie von oben."

Nachdem der Kaplan sich entfernt hatte, erzählte sie ihnen den ganzen Vorgang und machte ihnen zugleich ihren Entschluß kund, auf der Stelle, wo ihr Gatte ermordet worden, ein Kirchlein und eine Klause zu bauen und daselbst ihr Leben zuzubringen.

Diesem Vorsatze blieb sie treu. Als das Kirchlein und die Zelle gebaut waren, legte sie Kuno's Hand in die Hand ihrer Tochter, und der Tag, an welchem beide den Priestersegen empfingen, war der letzte, den sie auf Schoneck zubrachte. Sie bezog die Klause und entschlief dort nach wenigen Jahren in den Armen ihrer Kinder.

52.

Das Windspiel.

In einem wilden, einsamen Thale des Schwarzwaldes sieht man noch die Ruinen der alten Burg Scharfenstein. Längst erloschen ist der Name dieses Geschlechtes, und von seinem schauerlichen Untergange hat sich folgende Sage erhalten.

Diether von Scharfenstein hatte die schöne und fromme Agnes von Staufen zur Hausfrau gewählt. Die Heftigkeit seiner ersten Liebe verlor sich aber bald in eine merkliche Kälte. Eine Zeitlang that er sich noch Gewalt an, und wenn er den stillen Kummer seiner Gattin sah, und das freundliche Lächeln, womit sie denselben zu verbergen suchte, wurde er oft wirklich gerührt und schloß sie in seine Arme, aber sein Herz blieb eine todte Asche, kein lebendiger Funke konnte mehr daraus erweckt werden.

Agnes hatte aus Mitleid eine edle Jungfrau zu sich genommen, die Rotlinde hieß und eine arme Waise war. An Schönheit mochte sie sich mit Agnes nicht vergleichen, aber sie besaß gar viel Einnehmendes in ihrem Wesen, und ihre lebhafte Gemüthsart und ihre blühende Farbe gewannen bald Diether's Neigung. Das Mägdlein kam ihm Anfangs auf halbem Wege entgegen, allein sie zog sich zurück, sobald er zudringlicher wurde. Durch dieses leichtfertige Spiel fachte sie seine Leidenschaft zur wilden Flamme an, und da er das einzige Hinderniß seines

Glückes in seiner Hausfrau zu finden meinte, so wurde er gegen diese mit jedem Tage mürrischer und härter, und sie durfte sich keines freundlichen Wortes oder Blickes mehr von ihm erfreuen.

Agnes duldete und schwieg. Auch fand sich Niemand auf Diether's Burg, dem sie ihr Leid hätte klagen mögen; da sie aber fromm war und Gott vertraute, so stellte sie diesem ihr Schicksal heim, und ihr Gebet und ihre Thränen gaben ihr immer wieder Muth und Hoffnung.

Unter den Leuten des Ritters war ein junger Edelknecht, Gerholt mit Namen, der Agnesen's Schmerz und hohe Ergebung gar wohl erkannte, und tiefes Mitleid hegte mit ihrer Lage. Das Hausgesinde, dem die Abneigung des Ritters nicht verborgen blieb, fing nun auch an, sie zu vernachlässigen, und ob sie gleich gewohnt war, da zu bitten, wo sie hätte befehlen können, so wurde doch wenig mehr auf ihren Willen geachtet. Gerholt, der dieses alles wahrnahm, zürnte und grämte sich heimlich darob, und erzeigte Agnesen die größte Aufmerksamkeit, und leistete ihr häufig die Dienste, die das Hausgesinde ihr versagte. Während sie der Messe beiwohnte, stellte er die schöne Jahreszeit über täglich ein Gefäß mit den schönsten wohlriechendsten Blumen auf ihren Tisch und trug ihr die Speisen auf's Gemach, denn sie vermied, mit ihrem Eheherrn an einen Tisch zu gehen, weil sie wußte, daß ihm ihr Anblick nur widerwärtig sey.

Gerholt's Mitleid war schon Liebe, noch bevor er es ahnen mochte; aber diese Liebe war rein und ohne Beimischung eines sträflichen Verlangens. Agnes kam ihm fast vor wie eine Heilige, und wenn ihm später das Ge-

heimniß seiner Brust auch nicht mehr verborgen blieb, so erlaubte er sich doch keinen andern Wunsch, als daß sie einst im Lande der Seligen ihm angehören möchte.

Zwischen Diether und Rotlinden war es indeß zu einem Verständniß gekommen, welches nicht lange geheim bleiben konnte. Sie gewann bald über den trotzigen Ritter eine Gewalt, deren sie kein Hehl hatte, und von dem Gesinde wurden ihre Befehle höher geachtet, als die des Burgherrn. Auf ihr Anstiften mußte die arme Agnes ihre bisherige Wohnung verlassen und ein altes, zum Theil zerfallenes Nebengebäude beziehen, wo der Regen durch die Decke herabträufelte und der Wind durch die zerbrochenen Fensterscheiben pfiff. Agnes ertrug alles Leiden mit einer himmlischen Geduld, und auf ihrem Antlitz leuchtete eine Ruhe, die Rotlinden unbegreiflich vorkam. Sie fing an zu fürchten, Diether's Herz möchte dadurch gerührt und zuletzt von ihr abgewendet werden, und ließ ihrer Wohlthäterin sagen, sie sollte sich entschließen, in ein Kloster zu gehen, oder viel Schlimmeres gewärtigen.

Agnes erschrack ob dieser Worte und wurde für ihr Leben besorgt; sie entfloh noch in selbiger Nacht mit einer treuen Magd. Auch folgte ihr ein Windspiel, welches sie auferzogen hatte, und das bisher der Gefährte ihrer Einsamkeit gewesen war.

Als am Morgen Agnesens Flucht auf der Burg ruchbar wurde, entstand mancherlei Gerede. Im Herzen gab fast ein Jeder dem Ritter Unrecht, aber nur wenige hatten die Keckheit, ihre Meinung zu sagen. Rotlinde war außer sich vor Wuth; sie hatte sich geschmeichelt, Agnes würde in ein Kloster gehen und ihr alsdann der Ritter seine Hand

geben können, allein dieses plötzliche Verschwinden zeigte offenbar ein anderes Vorhaben an.

Niemand war von dem Schicksale der unglücklichen Agnes tiefer ergriffen, als Gerholt. In der quälenden Angst um sie erkannte er die Gewalt seiner Liebe. Gerne wäre er ihr nachgeeilt, um sie gegen Gefahren zu schützen, allein er durfte es nicht wagen, ohne sie der größten Gefahr auszusetzen. Er ging auf die Gemächer, welche sie bewohnt hatte, wo ihr Bild in hundert Gestalten vor ihn trat, wo ihm jedes ärmliche Geräth durch sie geweiht erschien, wo sie geduldet, geweint, gebetet hatte. „Ach“, seufzte er, „wie gerne wollte ich auf Alles in der Welt verzichten, wenn ich hier in diesem kleinen abgeschiedenen Raume mit ihr leben dürfte!“ Er hing lange diesen freundlichen Träumen nach, aber zuletzt gewann die Pein über ihren Verlust und die Angst um ihre Sicherheit wieder die Oberhand in seinem Gemüthe, er wußte nicht, wo er Rast und Ruhe finden sollte.

Gegen Abend wandelte er gedankenvoll aus dem Burgthor, da sprang plötzlich Agnesens Windspiel an ihm hinauf. Er schrack freudig zusammen, denn er glaubte sie in der Nähe, aber so weit er auch das Auge schweifen ließ, war nichts von ihr zu entdecken. Auch zeigte das Thier, bei aller Freundlichkeit, womit es ihn begrüßt hatte, etwas Unstätes und Schüchternes, und verlor sich nach wenig Augenblicken in die Burg. Gerholt wußte nicht, wie er die sonderbare Erscheinung deuten sollte. Agnes mußte todt seyn, weil sonst das Windspiel sie nicht verlassen haben würde. Aber es hatte doch weder gewinselt, noch sich sonst kläglich gebehrdet. „Ha!“ rief er nach einigem Nachsinnen, „es hat seine Gebieterin

im Unglücke verlassen; das Thier hat die Untreue von den Menschen gelernt!„

Sein Herz war jetzt mit Bitterkeit erfüllt, und er beschloß, ob er gleich noch nicht wehrhaft gemacht war, zu seinem Vater zurückzukehren und mit dessen Bewilligung in den Krieg zu ziehen. Dieses Vorhaben beschäftigte ihn den größten Theil der Nacht über, und als kaum der Morgen graute, raffte er sich vom Lager auf und trat an's Fenster. Das Burgthor wurde eben geöffnet, und in diesem Augenblicke lief das Windspiel wieder herein und über den Hof nach dem Frauenhause, wo die Küche war. Gleich darauf kam es mit einem Brot im Maule zurück, und rannte stracks zur Pforte hinaus. Gerholt eilte nach, voll seltsamer Ahnungen. Als er aber in's Freie kam, war keine Spur von dem Thiere zu entdecken. Er erschöpfte sich in allerlei Muthmaßungen und beschloß, aufzumerken, ob es wiederkommen würde. Aber umsonst stand er den ganzen Tag über auf der Lauer; die Sonne neigte sich bereits, und kein Windspiel ließ sich sehen. Gerholt streifte düster und in sich gekehrt über die Haide hinaus nach dem Saume des nahen Gebirges hin, die Augen auf den Boden geheftet, da vernahm er auf einmal das Gebell eines Hundes, und aus dem Walde heraus sprang das Windspiel auf ihn zu, wollte aber augenblicklich den Weg nach der Burg fortsetzen. Gerholt hielt es durch Schmeicheln und Streicheln zurück, und deutete nach dem Forste hin. Der Hund schien ihn zu verstehen und lief fröhlich vor ihm her. Der Weg, welchen es den Jüngling führte, war rauh und ungebahnt, und Gerholt mochte kaum eine Stunde weit gegangen seyn, als die Dunkelheit

der Nacht die Gegenstände umher kaum mehr unterscheiden ließ. Er befand sich jetzt am Fuße einer ziemlich schroffen, nackten Bergwand, an welcher das Windspiel hinaufzuklettern anfing, und besann sich einige Augenblicke, ob er ihm noch weiter folgen solle. Die Hoffnung, Agnesen zu finden, verscheuchte bald jede Bedenklichkeit, und ohne der Mühe und Gefahren des Weges zu achten, erstieg er den Gipfel des Berges in dem Augenblicke, als eben der Mond aufging und die schweigende Wildniß beleuchtete. Tief unter sich erblickte er jetzt ein enges mit finstern Tannen bewachsenes Thal, durch dessen Krümmungen sich ein klarer Bach gar anmuthig im Mondlichte hinschlängelte. Ein wenig betretener Fußsteig führte in das Thal hinab, wohin das Windspiel in fröhlichen Sprüngen seinen Weg nahm. Gerholt folgte seinem Führer bis fast in die Tiefe. Da fiel ihm aber ein, daß die Frauen, wenn sie sich in diesem Zufluchtsorte befänden, durch die plötzliche Erscheinung eines Menschen, der ihnen im ersten Augenblicke unbekannt war, in Schreck und Angst versetzt werden müßten, und er beschloß, seine Gegenwart Agnesen auf eine minder schreckhafte Weise kund zu thun. Er setzte sich auf einen Stein und sang folgendes Lied, welches sie ehemals auf der Burg oft und gern von ihm gehört hatte:

„Junge, schöne Hirtenmaid,
Bist wohl nicht bei uns geboren?
Gehst so einsam auf der Haid',
Hast wohl Deine Heerd' verloren?"

„Meine Lämmlein, weiß wie Schnee,
Weiden dort am Himmelsbogen.
Jüngling, Deiner Sehnsucht Weh'
Hat mich zu Dir hingezogen."

„Schöne Maid ich geh' mit Dir,
Aus der Heimath ohne Grämen,
Doch von meiner Habe hier,
Sprich, was darf ich mit mir nehmen?"

„Nur den frommen, treuen Sinn,
Alles Andre mußt verlassen!
Bringst Du Irdisches dahin,
Müssen alle Stern' erblassen."

Er hatte das Lied kaum geendet, als er unter den Bäumen im Thale eine Gestalt hervortreten sah, die er für Agnes hielt. „Ich bin Gerholt, fürchtet Euch nicht, edle Frau," rief der Jüngling, und eilte hinab. „Gott Lob, daß Du es bist," sagte Agnes mit noch zitternder Stimme, indem er ihr näher kam.

Er erzählte nun, wie ihm das Windspiel den Weg zu ihr gezeigt. „Diesem treuen Thiere," sagte Agnes, „verdanken wir unsere Nahrung, denn die Wildniß hier bietet nicht einmal genießbare Wurzeln und Kräuter dar. Es holt uns Brot von der Burg, allein dies reicht nicht hin für unsern Unterhalt und setzt uns zugleich der Gefahr einer Entdeckung aus. In ein Kloster kann ich nicht gehen, denn ich würde das Gelübde gezwungen ablegen und Gott durch einen Eid beleidigen, der nicht aus meinem Herzen käme."

„Ach!" seufzte Gerholt, „Rath weiß ich nicht, aber mein Arm und mein Leben sind zu Euren Diensten."

Agnes wurde durch den Edelmuth des Jünglings tief gerührt; sie hob ihr thränendes Auge empor und schien dem Himmel zu danken, daß er ihr wenigstens einen Freund gelassen. Sie theilte hierauf ihren Entschluß mit. Einige

Meilen von da, im Einsiedlerthale, lebten einige fromme Frauen als Einsiedlerinnen, zwar nach einer gemeinsamen Vorschrift, aber durch kein Gelübde gebunden. Dorthin wollte sie mit ihrer treuen Magd ziehen, doch sollte sich Gerholt erst bei den Frauen erkundigen, ob man sie aufnehmen wolle und könne.

Da jeder Augenblick Gefahr bringen konnte, so machte sich der Jüngling alsbald nach dem Einsiedlerthale auf und erreichte es am frühen Morgen, nachdem er unterwegs, von Müdigkeit überwältigt, einige Stunden unter einem Baume geschlafen hatte. Die Vorsteherin hörte freundlich seine Botschaft an und willigte in sein Begehren mit Herzlichkeit. Sie setzte ihm von den Früchten ihres Gartens vor, der sich zwischen einem kleinen Waldbach und den friedlichen Zellen hinzog, und nachdem er sich erquickt und ausgerastet hatte, kehrte er auf dem Wege zurück, welchen er gekommen war. Die Sonne sank bereits hinter die Tannenberge, als er in das Thal trat und sich der Höhle näherte, wo Agnes ihren Zufluchtsort hatte. Er vernahm das Gewinsel eines Hundes, und bald darauf das Wimmern einer Menschenstimme. Eine schreckliche Ahnung durchschauerte sein Herz; er verdoppelte seine Schritte und sah jetzt das Windspiel, welches am Eingange der Höhle mit Stricken an einen Baum gebunden war und bei seinem Anblicke ein furchtbares Geheul erhob. Er eilte in die Höhle und fand Agnesens treue Magd auf den Boden hingestreckt und an Händen und Füßen gebunden. Gerholt's Blut gerann zu Eis. „Um Gotteswillen!“ rief er, „was ist vorgefallen? Wo ist Agnes?“

Die Magd vermochte Anfangs nur unzusammenhängende

Worte hervorzubringen. Gerholt zerschnitt mit seinem Schwerte ihre Stricke, und sie gewann allmählig so viel Besonnenheit, um den Vorgang erzählen zu können. Vier verkappte Knechte hatten bald nach Mittag die Höhle überfallen, die beiden Frauen gebunden und Agnes mit sich fortgeschleppt. Das Windspiel vertheidigte seine Gebieterin mit Wuth und verwundete zwei von den Räubern, die es darum tödten wollten, aber ein Dritter, welcher der Anführer der übrigen zu seyn schien, gebot, es bei Leben zu lassen und an einen Baum zu binden. Die Treue des Thieres gefiel ihm und er wollte es bei seiner Rückkehr mitnehmen und an sich gewöhnen. „Ach!“ setzte die Magd hinzu, „sie werden wiederkommen und mich tödten oder ins Burgverließ schleppen.“

Auf Gerholt's Frage, welchen Weg die Knechte genommen, wußte die Magd keinen Bescheid zu geben. Das Windspiel fing auf's Neue zu winseln an. „Dich hätt' ich beinahe vergessen,“ sagte Gerholt, indem er es frei machte, „und am Ende bist du der beste Kundschafter, den ich finden kann.“ Er wollte sich hastig auf dem Wege entfernen, den ihm der Hund zeigen würde, aber die Magd erhob flehend ihre Hände und beschwor ihn, sie doch nicht einem schrecklichen Schicksale Preis zu geben. „Ich kann Dich nicht ohne Hülfe lassen,“ antwortete der Jüngling, „und doch fordert mein Geschäft die größte Eile.“ Nach kurzem Nachsinnen fiel ihm ein, daß eine Stunde von dem Thale eine Mühle liege, dahin beschloß er, die Magd einstweilen zu bringen und sie dort zu verbergen.

Die Leute auf der Mühle schienen durchaus ehrlich und gutherzig. Sie zeigten die größte Bereitwilligkeit, der

unglücklichen Magd Schutz zu geben, und versicherten, fremde Knechte würden es nicht wagen, Feindseligkeit hier auszuüben, da die Mühle einem Kloster gehöre und im Banne derselben liege.

Von Agnes und ihren Räubern konnten der Müller und seine Familie keine Auskunft geben. „Was gilt es," sagte der alte Vater, „die Schnapphähne haben ihre Beute nach der alten Römerburg, drüben am Heidenberg, in Sicherheit gebracht." Gerholt erinnerte sich dieser Burg, von welcher nur noch ein Thurm übrig war. Der Sage nach hausten Berggeister darin, und Niemand wagte sich leicht in die Gegend. Er ließ sich von dem Müller den nächsten Weg dahin angeben, und verließ die Mühle mit verdoppelten Schritten. Gegen Abend erhob sich ein fürchterlicher Sturm, schwarze Nacht hing vom Himmel herab, und durch den alten Forst drang ein Geheule und Geächze, wie von tausend Geisterstimmen. Gerholt verlor den Pfad und das Windspiel drängte sich zagend und winselnd an ihn an, und hinderte ihn oft am Gehen. Der Orkan hatte ausgetobt, aber es folgte ein schrecklicher Regenguß, und Gerholt mußte Schutz auf einem Baume suchen. Mit quälender Ungeduld zählte er die kostbaren Augenblicke, hob die Hände empor und flehte zu Gott, daß er seinem guten Werke Beistand schenken möge. Sein Gebet schien Erhörung zu finden, der Regen ließ nach, der Himmel klärte sich auf, und die Sterne traten hervor, denn die Nacht war unterdessen hereingebrochen. Gerholt wußte nicht, wohin er sich wenden sollte, aber er dachte in seinem frommen Sinne: „Wenn der Herr will, daß ich sie rette, so wird er mich auch führen," und schlug den Weg zur Rech-

ten ein. Bald wurde er gewahr, daß ihn dieser aus dem Gebirge in die Ebene führe, und indem er aus einer Schlucht hervortrat, erblickte er in geringer Entfernung auf einem Hügel eine Kapelle mit einer Mauer umgeben und neben der Kapelle den Schimmer eines Lichtes. Er ging darauf zu, in Hoffnung Jemand zu treffen, der ihm Auskunft über die Gegend würde geben können.

Beim Eingange durch das zerfallene Thor, neben welchem ein steinernes Kreuz sich erhob, sah er, daß er sich auf einem Kirchhofe befand; die Gräber waren meist eingesunken und mit Unkraut und Dornen überwachsen. Neben der Kapelle war ein Mann beschäftigt, beim Scheine einer Laterne, die auf einem umgestürzten Grabsteine stand, ein Grab zu graben. Dem Jüngling kam diese Arbeit zu nächtlicher Zeit seltsam vor. Er ginz zu dem Manne und fragte ihn, für wen das Grab sey? „Ohne Zweifel für einen müden Leib,“ antwortete der Mann.

Gerholt. Der Kirchhof sieht aus, als ob er seit langem nicht mehr gebraucht würde?

Der Mann. Er gehörte zwei benachbarten Dörfern, die seit fünfzig Jahren zerstört sind.

Gerholt. Du bist also hergekommen, um die Todten zu berauben?

Der Mann. Mein Herr, das wäre Gottesraub, und ich würde fürchten, daß sie alle dort im Beinhause neben der Kapelle sich regten und mir die ruchlose That gesegneten.

Gerholt. Aber wer soll hier begraben werden?

Der Mann, der eben mit dem Grabe fertig wurde, lehnte sich auf seine Schaufel, trocknete sich den Schweiß

von der Stirne und erzählte, er sey ein armer Köhler und wohne eine halbe Stunde von da, am Eingange des Forstes. Gegen Abend sey ein fremder Knecht zu ihm gekommen und habe ihm geheißen, ein Grabscheit mitzunehmen und ihm zu folgen. Er habe ihn hierauf nach dem verlassenen Friedhof geführt und ihm befohlen, hier ein Grab zu machen.

„Und wo ist der Knecht?" fragte Gerholt, indem eine schauerliche Ahnung sein Innerstes durchbebte. „Vor einigen Augenblicken ging er fort," antwortete der Köhler, nachdem er mir ein Silberstück zur Belohnung gegeben, und mir zugleich geboten hatte, mich, wenn das Grab vollends fertig seyn würde, alsbald zu entfernen, aber mein Grabscheit dazulassen und so mir mein Leben lieb sey, keinem Menschen etwas von der Sache zu entdecken. „Ach!" setzte er seufzend hinzu, „es ist wohl ein Erschlagener, dessen Leichnam hier verborgen werden soll! Aber die Sterne sehen es, wenn ich auch schweige. Gute Nacht, Herr!" Mit diesen Worten eilte der Köhler von hinnen. Gerholt zweifelte nicht mehr, daß es Agnesens blutiger Leichnam sey, welchen man hier heimlich beerdigen wolle, und Schmerz und Wuth tobten furchtbar in seinem Innern. „Kommt nur," rief er, indem er das Schwert zog und es gen Himmel hob, „kommt nur her, ihr Mörder, ich will Gericht halten über euch, hier über den Gebeinen der Todten, und im Angesicht des Richters dort oben."

So stand er eine Weile und starrte düster in die Nacht hin; da drehte sich das Windspiel gegen das Thor des Kirchhofs, und fing zu murren an; den Jüngling durchzuckte

es wie ein Blitz; er besänftigte den Hund, ergriff ihn am Halsband, und führte ihn mit sich hinter die Kapelle.

Man hörte Fußtritte, die immer näher kamen. Gerholt schaute vorsichtig hinter einem Pfeiler hervor. Zum Thore herein traten vier Männer, die eine Bahre trugen. Sie sprachen einige Worte, die er nicht verstehen konnte, aber zugleich kam es ihm vor, als vernähme er ein tiefes hohles Gestöhn.

Die Männer waren jetzt auf der andern Seite der Kapelle zu dem Grabe gekommen, und eine weibliche Stimme rief mit herzzerschneidendem Tone: „Gott im Himmel! ihr werdet mich doch nicht lebendig begraben wollen?"

Wüthend riß sich das Windspiel aus Gerholt's Hand los, wüthend stürzte er ihm nach, mit gezücktem Schwerte. Die Knechte standen im ersten Augenblicke wie versteinert vor den Schrecknissen des Gerichts. Ihre Füße schienen in der Erde zu wurzeln, aber als der erste von Gewaltstreichen fiel, und der zweite fürchterlich unter den Zähnen des Windspiels schrie, da ergriffen die beiden andern die Flucht.

Agnes saß auf der Bahre, an Händen und Füßen gebunden. „Gott Lob, Ihr seyd gerettet!" rief der Jüngling, und löste ihre Bande. „Du, Gerholt?" stammelte sie und sank ohnmächtig in seine Arme. — „Vater im Himmel!" schrie der Jüngling im Weh der Verzweiflung und preßte sie an die Brust und legte seine glühenden Lippen an ihre kalten Wangen.

Agnes kam bald wieder zu sich; sie konnte weinen und beten. Der Knecht, den das Windspiel noch immer festhielt, flehte gar erbärmlich, ihn doch von dem grimmigen

Thiere zu befreien. „Wer hat Euch zur ruchlosen That gedungen," zürnte Gerholt entgegen.

„Wir sind Eigene Diether's von Scharfenstein", erwiederte der Elende, „und Alles geschah auf Befehl unsers Herrn und seiner Dirne." „Ha! und lebendig sollte sie in die Erde gescharrt werden?" rief der Jüngling. „Es war der Rath unsers Anführers," entgegnete jener, „denn er fürchtete, Spuren von Blut möchten die That verrathen." Agnes verhüllte sich das Antlitz bei dieser Rede, und Gerholt schwur, blutige Vergeltung auszuüben. — „Laß dem dort oben die Rache," stöhnte Agnes mit fast erloschener Stimme, „und vollende das Werk meiner Rettung, wir können ja hier nicht bleiben."

Gerholt wußte nicht gleich, wohin er Agnes bringen sollte, denn sie war fast unvermögend, nur einige Schritte weit zu gehen; da fiel ihm der Köhler ein. Er machte das Windspiel von dem Knechte los und befahl diesem, die Laterne zu nehmen, welche der Köhler zurückgelassen hatte und ihm nach der Hütte desselben voran zu leuchten. Der Knecht gehorchte zitternd; Agnes legte ihr Haupt auf die Schulter des Jünglings, mit der Rechten umschlang er die arme Geängstigte, und so wankte sie langsam auf dem holprichten Wege hin.

Gerholt mußte öfters stille stehen und ihr Zeit lassen, neue Kräfte zu sammeln. An einem Felsenbrünnlein ruhten sie eine Weile. Agnes verlangte einen Trunk Wassers, da es aber an einem Gefäße gebrach, schöpfte der Jüngling das Wasser mit der hohlen Hand und sie schlürfte es dankbar. Während sie an dem Brünnlein saßen, trat ein bewehrter Mann aus dem Walde hervor. Agnes schrack

zusammen bei seinem Anblick. Gerholt beschwor sie, ruhig zu seyn. „Gott ist mit der Unschuld," sagte er, „hat er's uns nicht erst in dieser Stunde bewiesen?" Der Mann kam näher, sein Gesicht war verhüllt; einen Augenblick betrachtete er Gerholt und Agnes, deren Gestalten von der Laterne beleuchtet wurden, und ging dann plötzlich auf den Jüngling zu und ergriff seine Hand. „Gerholt, Du hier, und ist dies nicht Deine Burgfrau?" fragte er.

„Mein Vater!" rief Gerholt, „mein Vater! o Dich führt Gott hierher!" Der Alte fragte und der Jüngling erzählte nun, was sich zugetragen. „Edle Frau," sagte der alte Rodland, so hieß Gerholt's Vater, „edle Frau, Ihr müßt's Euch jetzt einige Tage auf meinem Hofe gefallen lassen; das Herrenhaus ist zwar klein, wie's sich für einen armen Rittersmann ziemt, dessen Voraltern zu freigebig gegen Klöster waren, aber es soll Euch weder an Bequemlichkeit, noch an freundlichen Gesichtern fehlen."

Gerholt äußerte einige Bedenklichkeit, denn er meinte, Frau Agnes würde dort Gefahr laufen, aber der Alte hieß ihn desfalls ohne Sorge seyn und fügte hinzu, sie würden bei der nahen Köhlerhütte einen seiner Knechte mit zwei Pferden finden; dieser sollten Agnes und sein Sohn sich bedienen, und darauf nach Rodland reiten. Dem Knechte Diether's aber befahl er mit kurzen aber strengen Worten, ihm zu folgen.

Gerholt hätte gern gewußt, wohin sein Vater in später Nacht gehe, und warum er den Knecht mit sich nehme, aber da er die Frage thun wollte, war der Alte schon seitwärts hinter den Felsen verschwunden.

Gerholt und Agnes erreichten bald die Hütte, wo sie

eine recht herzliche Aufnahme, aber eine gar sparsame Bewirthung fanden. Frau Agnes war so entkräftet, daß sie der Ruhe bedurfte; auch Gerholt's Kräfte waren sehr erschöpft, und erst mit Tagesanbruch setzten die Wanderer ihren Weg auf Rodlands Rossen fort und erreichten den Hof noch vor Mittag. Der Alte langte fast zu gleicher Zeit mit ihnen an. Gerholt hatte eine Menge Fragen auf dem Herzen, aber sein Vater nahm ihn alsbald bei Seite und befahl ihm, sogleich auf die Burg Scharfenstein zurückzukehren und auf Alles, was dort vorgehe, ein wachsames Auge zu haben, und ihm auf der Stelle Botschaft zu senden, wenn von Diether und seiner Dirne Anstalt zur Flucht getroffen würden. „Du hast nichts zu befahren," setzte er hinzu, „traue auf mein Wort."

Gerholt wäre lieber um die schöne Agnes geblieben, auch begriff er nichts von der Absicht, welche sein Vater bei seinem Auftrage haben konnte, aber er ehrte ihn zu sehr, um nicht ohne Widerrede zu gehorchen. Auf einem raschen Pferde legte er den Weg nach Scharfenstein noch vor Sonnenuntergang zurück. Neben dem Pfade, der zur Burg hinaufführte, stand eine hohe Buche. Mit Entsetzen bemerkte Gerholt, daß aus dem Stamme drei Späne gehauen waren, denn er wußte, daß dies ein Zeichen der Vorladung zum heimlichen Gericht sey. Ein stärkeres Grauen wandelte ihn an, als er am Burgthor den pergamentenen Ladungsbrief mit den drei rothen Siegeln in blechernen Kapseln angeheftet sah. Im Burghofe war es wie ausgestorben. Nur ein paar Knechte gingen bei den Ställen ab und zu, und in ihren Geberden war die tiefste Bestürzung sichtbar. Indem Gerholt vom Pferde steigen wollte,

kam der alte Thorwart auf ihn zu und sagte mit bleichen bebenden Lippen: „Wie? Ihr kehret zurück in's Haus der Ruchlosigkeit und des Schreckens. Habt Ihr denn nicht gesehen —?"

„Wohl hab' ich gesehen," antwortete der Jüngling, „und mich schauert's noch, als wenn ich in mein eigen Grab geblickt hätte."

„Sie wollen diese Nacht entfliehen, er und die Dirne," fuhr der Greis leiser fort, „aber dem dort oben entgehen sie nicht."

„Entfliehen, wohin?" fragte Gerholt.

„Ueber den Rhein", erwiederte jener. „Es ist bereits ein Bote fort, um Schiffe zu bestellen."

Gerholt sah eine Weile nachdenkend vor sich hin, und wendete sich hierauf wieder zu dem Greise und sagte: „Alter, ich bleibe nicht hier, wo die Hände bedeckt sind mit Blutschuld." Mit diesen Worten wendete er sein Roß und jagte über die Zugbrücke hinaus. Am Fuße des Hügels, bei der schönen Buche, hielt er noch eine Weile still und betrachtete mit neuem Grauen die drei Hiebe im Stamme des Baumes. Ein Gewappneter im schwarzen Harnisch sprengte auf Gerholt zu und gab ihm ein Zeichen, ihm auf die Burg zu folgen. Der Jüngling starrte ihn verwundert an; jener wiederholte das Zeichen; da aber der Jüngling sich nicht daran zu kehren schien, öffnete er sein Visir. Gerholt erkannte seinen Vater und wußte nicht, was er denken oder sagen sollte. „Du warst kaum vom Hause fort," sprach der alte Rodland, „als ich schon die Nachricht erhielt, daß man auf Scharfenstein sich zur Flucht auf diese Nacht bereite. Komm und sieh, was die Sünde ist;

es kann Dir frommen auf Dein ganzes Leben.“ Er zog sein Visir wieder herab und stillschweigend ritten beide auf die Burg. Gerholt führte seinen Vater nach Diether's Gemach, der eben in einer sehr ernsten Unterredung mit Rotlinden begriffen war. „Hier ist ein Ritter, der Euch sprechen will,“ sagte Gerholt. „Wer seyd Ihr und was ist Euer Begehren an mich?“ fragte Diether, indem er sich etwas betroffen zu Rodland wendete. „Mein Name thut hier nichts zur Sache,“ antwortete Rodland, „aber meine Botschaft ist unten am Schloßbühl in den Stamm der schönen Buche geschrieben.“

Diether schrack zusammen und Rotlinde wollte mit einem Schrei das Gemach verlassen, aber Rodland gebot ihr, mit schrecklicher Stimme, zu bleiben, und sie warf sich todtenbleich in einen Sessel, und verhüllte sich das Gesicht.

Diether ermannte sich unterdessen und sein Schrecken ging in Wuth über. „Noch bin ich Herr auf meiner Burg,“ rief er, „und es kostet mir nur ein Wort, und meine Knechte stürzen Euch von der Mauer herab, daß Eures Gebeins nicht mehr gefunden werden mag.“

Rodland zog einen Ring hervor, der in zwei Theile zerbrochen war, und reichte ihn Diethern und fragte, ob er den Ring kenne? „Es ist der Ring,“ fuhr Rodland fort, während Diether die starren Augen darauf heftete und kein Wort hervorzubringen vermochte, „es ist der Ring, welchen Ihr der edlen und frommen Agnes von Staufen am Altare gabt, zum Zeichen ewiger Liebe und Treue. Wie Ihr und die Buhldirne da diesen Ring zerbrochen habt, so wird der Faden Eures Lebens zerrissen werden.“

Rotlinde schrie laut auf; Diether ging in wilder Hast auf und nieder.

„Ihr wollt fliehen," hob Rotland nach einigem Stillschweigen an; „meint Ihr den Augen und den Armen der unsichtbaren Rächer zu entfliehen? Diether, bedenkt, daß es im überrheinischen Lande auch Weiden gibt, auf welchen Stricke wachsen. Eine Hand schwebt über Eurem Haupte, und dieser mögt Ihr nimmer entrinnen. Die Zeit Eurer Ladung ist nicht um, aber Eure Flucht gilt als Geständniß Eurer That und Ihr seyd verfehmt von dem Augenblicke an, da Ihr Euer Roß besteigt."

„Wer kann zeugen wieder mich?" rief Diether, der sich wieder zu fassen versucht hatte.

„Wo ist Agnes, Eure Hausfrau?" fragte Rodland mit düsterm Ernste? — Es erfolgte keine Antwort. „Noch einmal, wo ist Agnes?" wiederholte Rodland mit schrecklicher Stimme. „Lebendig habt Ihr sie in's Grab einscharren lassen. Weh! weh! weh! über Dich und Deine Buhldirne!"

Rotlinde bebte zurück, als sähe sie ein blutiges Gespenst aus der Erde steigen; sie wankte nach dem Fenster, riß es auf und stürzte hinab. Diether hatte sie zurückhalten wollen, aber er vermochte kaum seine zitternden Hände auszustrecken, die Schrecken der Rache schienen seine Füße zu lähmen.

Rodland trat an's Fenster und schaute hinab auf den zerschmetterten Leichnam. Hierauf wendete er sich zu Diether mit den Worten: „Sie hat sich selbst gerichtet! Was willst Du beginnen?"

„Mein Urtheil von Eurem Gericht empfangen," antwortete Diether mit gräßlicher Kälte.

„Agnes lebt!" fuhr Rodland fort, „aber das mindert Deine Schuld nicht; durch ein Wunder hat sie Gott aus dem Grabe gerettet."

Auf Diether's Gemüth machte die Nachricht von der Rettung seiner Gattin einen gewaltigen Eindruck, er warf sich auf die Knie, dankte Gott, daß er es so gefügt, und heiße Thränen, die er lange nicht gekannt, quollen über seine Wangen. Rodland wurde gerührt. Er reichte ihm die Hand und sagte: „Ich möchte Dir das Leben zu erhalten suchen, wenn Du es der Reue widmen kannst!"

„Gott wird uns Gnade geben," erwiederte Diether, „schon hat er seinen Thau träufeln lassen auf den dürren Felsen. Ich will zu den Karthäusern gehen und nichts mehr sprechen, als: Gedenke des Todes! Meine Burg und die Hälfte meiner Besitzungen vermache ich an Agnes, die andere Hälfte sey ein Erbe der Armen."

Diether that, wie er gesprochen hatte. Im härenen Kleide, den Dornenstab in der Hand und eine Kürbisflasche an der Seite, verließ er die Burg, wanderte über den Rhein und ließ sich dort von den Karthäusern aufnehmen. Agnes blieb noch einige Zeit bei Rodland und kehrte dann nach Scharfenstein zurück. Beim Abschied, nachdem sie schon das Roß bestiegen hatte, reichte sie Gerholten noch einmal freundlich die Hand, und winkte ihm, sich zu entfernen, und sprach dann zum Alten: „Diether ist im Kloster, ich bin Wittwe und werde trauern um ihn, denn mir und der Welt ist er gestorben. Euer Sohn hat Neigung für mich, so etwas entgeht den Frauen nicht. Kann meine Hand ihn glücklich machen, so bringt ihn zu mir nach Scharfenstein, wenn das Trauerjahr vorüber ist."

Ohne Rodland's Antwort abzuwarten, ritt sie mit ihren Knechten von dannen. Gerholt empfing die Nachricht mit unaussprechlicher Freude. Nur schien ihm ein Jahr viel zu lange für seine Wünsche, und er hoffte, die Liebe würde die Frist kürzen. Aber Agnes bestand fest auf ihrem Entschlusse, und wenn er manchmal mit seinem Vater nach Scharfenstein ritt, so sah er sie nie, als mit schwarzverhülltem Angesichte. Nach einem Jahre legte sie die Trauer ab und reichte dem Jüngling ihre Hand, und seine Liebe und Treue gewährten ihr reichlichen Ersatz für die ausgestandenen Leiden.

Anhang versifizirter Sagen.

1.

Fridolin.

In des Markwalds dunkeln Schatten
Steigt ein Eiland aus dem Rhein,
Wo sich schwarze Tannen bücken
Ueber kahles Felsgestein.

Einst mit seinen Kindern hauste
Walter hier, ein edler Mann,
Treulich hing er noch den Göttern
Seiner Heimathberge an.

Seine Tochter Gela blühte
Einer Maienrose gleich;
Doch sie trug ein fremd Verlangen
In dem Herzen zart und weich.

Wenn sie oft vom Rheingestade
Zu dem blauen Himmel sah,
Mußte sie die Händ' erheben,
Wußte nicht, wie ihr geschah.

Einmal, in des Herbstes Tagen,
Unter Bäumen gelb und roth,
Reichte sie den kleinen Schwestern
Mütterlich das Abendbrod.

Sieh', da kommt ein fremder Priester
Von den Bergen auf sie zu,
Aus dem edeln Antlitz strahlet
Eine wunderbare Ruh'.

Um ein Obdach will er bitten,
Aber Walter eilt daher,
Sieht ihn an mit finsterm Auge,
Denn die Christen haßt' er sehr.

Doch der Sohn der Fremde bietet
Ihm gar traulich seine Hand:
„Gönne mir für heut' ein Lager,
Denn ich komm' aus fernem Land.“

„Wandernd muß ich ihn verkünden,
Der vom Himmel niederstieg,
Und dem Tod den Stachel raubte,
Und der Hölle ihren Sieg.“

„Nimmer darf und werd' ich grollen,
Stößest Du mich auch von hier;
Schlägst Du mir die eine Backe,
Reich ich still die andre Dir.“

„Dies ist meines Meisters Lehre,
Liebe war sein erst Gebot,
Liebe war sein schönes Leben,
Liebe war sein schöner Tod.“

Vieles noch aus warmem Herzen
Spricht der fromme Fridolin,
Und es rühren seine Worte
Walter's felsenharten Sinn;

Und in Gela's reine Seele
Fällt ein Strahl von Himmelslicht;
„Wahrlich“, ruft sie, „solche Worte
Kommen von der Erde nicht!“

„Jetzo mag ich erst verstehen
Thränen, die ich oft geweint;
Immer sehnt ich mich nach oben,
Wo der Stern des Abends scheint.“

Und sie hebt empor die Hände,
Und den Blick von Zähren feucht:
„Weihe mich zu Deinem Glauben,
O mein Herz, es faßt ihn leicht.“

Und der Priester schöpft vom Quelle
Nah' an Wodan's Felsaltar,
Läßt das Wasser niederträufeln
Auf der Jungfrau blondes Haar.

Und ein fremdes Licht umglänzet
Plötzlich jetzt den Gottesmann;
Walter wirft auf's Knie sich nieder,
Nimmmt die Taufe gleichfalls an.

Geht dann hin zu Wodan's Eiche,
Fällt sie mit dem scharfen Beil,
Baut ein Münster auf der Stelle,
Wo erschienen ihm das Heil.

Herrlich strahlen noch die Thürme
Weithin über'n klaren Rhein,
Und im Grab des Hochaltars
Ruhet Fridolin's Gebein. *)

2.

Die Entstehung von Herrnalb.

Es irret der Graf von Eberstein
In tiefer Nacht durch's Thalgewinde;
Getrennt von seinem Jagdgesinde
Sucht er den Pfad beim Sternenschein.

Sein Horn klingt durch die Wildniß hin;
Da hört er wunderbare Stimmen,
Hoch über Felsen muß er klimmen,
Wo Schatten wie Gespenster ziehn.

Jetzt tönet einer Glocke Klang;
Er sieht von den verwachsnen Höhen
Tief unter sich ein Kloster stehen,
Und hört den dumpfen Bußgesang.

Da wird es leichter ihm zu Sinn,
Er eilt hinab in die Kapelle,
Sie ist von hundert Kerzen helle,
Die Wände schmücket Waldesgrün;

*) In Säckingen am Oberrhein.

Und singend steht im hohen Chor
Der blassen Mönche Doppelreihe,
Der Priester hebt, zur heil'gen Weihe,
Am Hochaltar den Kelch empor.

Der Graf sinkt nieder zum Gebet;
Ihm ist's, er werd' hinaufgezogen
Aus wild empörten Meereswogen,
In's Land, wo ew'ger Friede weht.

Der Priester wendet sich und spricht:
„Geht hin, zur stillen Ruh, ihr Müden,
Und Du auch, Berthold, zeuch in Frieden,
Jedoch vergiß des Herren nicht!"

Dies sagend, winkt er mit der Hand,
Und Kirch' und Mönche sind verschwunden,
Und wie von einem Traum entbunden,
Steht Berthold an des Waldbachs Rand.

Im Osten scheint ein mattes Licht;
Der Graf kehrt heim, im stillen Sinnen,
Jedoch vor seinem Blick zerrinnen
Will nimmermehr das Nachtgesicht.

„Wohl", ruft er, „ist die Deutung klar;
Wo jenes Wunder mir erschienen,
Da sollen fromme Männer dienen,
Da gründ' ich Kloster und Altar."

Er theilt alsbald Befehle aus,
Und in dem Thal, vom Silberbogen
Der spiegelklaren Alb umzogen,
Erhebt sich schnell ein Gotteshaus.

3.

Der nächtliche Tanz.

Es irret ein Waidmann, keck und jung,
In des Bergwalds schaurigen Gängen,
Er ruft die Gefährten vom Felsensprung
Mit des Hornes schmetternden Klängen.

Die Nacht ist da, die Gefährten sind fern,
Rings herrschen Grausen und Schweigen,
Durch die Wipfel lächelt kein milder Stern,
Und kein Pfad will dem Auge sich zeigen.

Bisweilen nur hört man, tief im Forst,
Der Wildniß ächzende Stimmen;
Die Trümmer der Burg im Tannenhorst,
Die wagt er jetzt kühn zu erklimmen.

Bald steht er im öden Rittersaal,
Die Furcht, die weiß er zu höhnen,
Und lustig läßt er hinab in's Thal
Noch einmal sein Hüfthorn ertönen.

Da wandeln zur Thür zwölf Lichtlein herein,
Der Waidmann sieht sie mit Grauen.
Es kommen hinter den Lichtlein drein
Zwölf stattliche Ritter und Frauen.

Der vorderste winkt dem Waidmann zu,
Ein lustiges Stücklein zu blasen,
Der Waidmann gehorcht, und es schweben im Nu
Die Gestalten dahin auf dem Rasen.

Auch die Lichtlein fangen zu hüpfen an
Und folgen in zierlichen Schritten.
Da plötzlich hört man krähen den Hahn
In des Wiesengrunds schlummernden Hütten.

Und Alles hält still und schaut empor,
Die Nacht sie will schon zerrinnen.
Vor dem Waidmann neigt sich der Frauen Chor,
Und geht mit den Rittern von hinnen.

Der Jüngling steht, wie im schweren Traum,
Und kann die Furcht nicht bezwingen,
Bis in des Saales verwachsenem Raum
Die Vögel erwachen und singen.

4.

Hugo von Windeck.

„Sieh, was steht auf Windecks Thurme,
Da noch kaum der Morgen graut?
Fast erscheint es wie ein Ritter,
Der in's Thal herniederschaut.“

Das ist Hugo's Geist, er kehret
Auf die Trümmer oft zurück,
Nach dem Rheine, nach dem Münster,
Wendet er den trüben Blick.

Herrlich hier auf diesen Bergen
Blühte lange sein Geschlecht;
Hugo war von edler Sitte,
Kühn und menschlich im Gefecht.

Von den Frauen Strasburgs reichte
Ihm die schönste ihre Hand,
Doch Hiltrudens Herz blieb immer
Ihrer Heimath zugewandt.

Manche Stunde sah sie traurig
Nach dem schönen, hehren Dom,
Welchen Erwin's Hand gegründet,
An dem väterlichen Strom.

Hugo sprach mit süßen Worten:
„Komm' in's Abendroth hinaus,
Komm und sieh die Rehe springen
In des Waldes grünem Haus."

„Hörst ja gern der Vögel Stimmen,
Wandelst gern im Blumenduft,
Komm und laß den Falken steigen
Fröhlich in die goldne Luft."

Aber Hugo's Worte lullen
Nicht das Weh der Heimath ein,
Immer schaut sie nach dem Münster,
Immer schaut sie nach dem Rhein.

Einst sieht sie des Thurmes Spitze
Herrlich schimmern durch die Nacht;
Neue Sehnsucht weckt im Herzen
Der Beleuchtung hohe Pracht.

Und sie fleht den Gatten weinend:
„Morgen ist ein heil'ger Tag,
Gönne mir, daß ich ihn drüben
In dem Münster feiern mag."

Hugo gibt ihr treue Diener
Auf die Betfahrt zum Geleit,
Und die Meſſ' im Dom zu hören
Kommt ſie noch zu rechter Zeit.

Aber als der Prieſter ſegnet
Weht ſie an ein kalter Hauch,
Als die Kerzen nun erlöſchen,
Da verlöſcht ihr Leben auch.

Abends liegt ſie in dem Münſter,
Eine Blumenkron im Haar,
Wie am Thurme geſtern, brennen
Lampen heut um ihre Bahr.

Hugo hört die Trauerkunde,
Und ſein Herz erträgt es nicht,
Und man ſieht ihn nicht mehr lächeln,
Bis ſein Aug im Tode bricht.

Auf die Trümmer ſeiner Veſte
Kehrt ſein Geiſt noch oft zurück,
Nach dem Rheine, nach dem Münſter
Wendet er den trüben Blick.

5.

Der Mummelſee.

Hoch auf dem Tannenberge
Da iſt ein ſchwarzer See.
Und auf dem See da ſchwimmet
Ein Röslein weiß wie Schnee.

Es kommt ein Hirtenknabe
Mit seinem Haselstab:
Das Röslein muß ich haben,
Das Röslein brech ich ab.

Er zieht es mit dem Stabe
Wohl an den Binsenrand,
Doch aus dem Wasser hebet
Sich eine weiße Hand.

Sie zieht das Röslein nieder
Tief in den dunkeln Grund.
„Komm lieber Knab', ich mache
Dir viel Geheimes kund."

„Im See, am Boden, wurzelt
Das Röslein, das Du liebst,
Da will ich Dir es brechen,
Wenn Du Dich mir ergibst."

Den Knaben faßt ein Grauen,
Er eilt hinweg vom See,
Doch immer ist sein Sinnen
Das Röslein weiß wie Schnee.

Er irret durch die Berge,
Der Gram das Herz ihm frißt,
Und Niemand weiß zu sagen,
Wo er geblieben ist.

6.

Florens.

Es zog einst König Dagobert
Zur Jagd auf stolzem Roß,
Er ritt den Hegenich *) entlang
Mit seinem Jägertroß.

Der frischen Fährten waren viel,
Doch nirgendwo ein Thier;
„Bei Gott", rief Dagobert im Zorn,
„Ein Zaubrer hauset hier."

Jetzt kommt er tiefer in den Forst,
Wo ein Kapellchen steht;
Ein Klausner sitzt an einem Kreuz,
Vertiefet in Gebet.

Und Hirsch und Rehe ohne Zahl
Sind um die Siedelei;
Sie liegen da, sie äsen da,
Und hegen keine Scheu.

„Wer bist Du?" rief mit wildem Blick
Der König Dagobert.
„Durch welchen Zauber bannest Du
Das Wild an Deinen Heerd?"

---

*) Hegenich, ein Königsforst zwischen Rhein und Main.

„Ich diene dem, der Dich und mich
Erlöst' am Kreuzesstamm;
Lang leb ich in der Wildniß schon
Und Florens ist mein Nam'."

„Im Morgenroth, im Abendroth
Sing ich dem Herren Lob,
Da kommen Hirsch und Rehe her
Und freuen sich darob."

„Auch suchen sie beim Jagdgetös
An meiner Hütte Schutz,
Und sehen ruhig, ohne Furcht,
Des kecken Waidmanns Trutz."

„Es ist der Herr, der Wunder thut,
Ich bin sein armer Knecht,
Und wandle hin auf seinem Weg,
Einfältig fromm und recht."

Da sprang der König von dem Roß
Und sprach zum frommen Mann:
„Es sei gesetzt in diesem Forst
Dem Wilde Fried und Bann."

„Auch will ich auf der Stelle hier
Alsbald ein Münster baun,
Und seine Thürme sollen weit
Die Eichen überschaun;"

„Und jeder Waidmann feire da
Fortan sein Jubeljahr,
Und hänge Horn und Bogen auf
Als Opfer am Altar."

7.

Der wilde Jäger im Odenwald.

Bei Hörnerklang
Bei Gejohl und Gesang
Was zieht dahin das Thal entlang?
Die Rosse trappeln, die Rüden bellen,
Und es will kein Sternlein die Nacht erhellen.

Sieh Fackelschein
Dort auf Rodenstein,
Da geht der brausende Zug hinein;
Es krächzte der alte Unglücksrabe
Und weckte den Jäger aus dem Grabe.

Um Mitternacht
Da ist er erwacht,
Er witterte Blut der nahen Schlacht;
Da schlug er an's Schwert mit knöchernen Händen,
Daß schnell zu ihm die Genossen sich fänden.

Sein Felsenhaus
Dort liegt es in Graus,
Dort zog er im Leben ein und aus,
Und freute sich, Menschen und Wild zu hetzen
Und mit rauchendem Blut den Forst zu netzen.

Auf Rodenstein
Da kehrt' er einst ein,
Da war eine Maid, gar hold und fein,
Wie die Engel Gottes auf Erden wallen;
Der Jäger er fand an ihr Gefallen.

Er sprach zu ihr
Mit frecher Begier:
„Hinüber auf Schnellerts folgst Du mir.“
Die holde Jungfrau ergreift ein Zagen,
Doch hat sie den Muth: „Nein, nein“ zu sagen.

Der Jägersmann
Blickt grimmig sie an:
„Nun sollst Du erfahren, was Rache kann!“
Mit diesen Worten eilt er von dannen,
Und sammelt um Mitternacht seine Mannen.

Er jagt zu Roß
Weit voran dem Troß,
Er umzingelt der Jungfrau stilles Schloß;
Bald lodern empor die wilden Flammen
Und schlagen über dem Dach zusammen.

Die Gluth so roth,
Das Geheul der Noth,
In wirbelnder Lohe der preisliche Tod!
Es möchten sich wohl die Stein erbarmen,
Der Jäger er spottet noch frech der Armen.

Im Morgengrau
Stürzt prasselnd der Bau,
Und der Rauch umdüstert den Wald und die Au.
Jetzt läßt der Jäger mit gräßlichem Höhnen
Ringsum die jubelnden Hörner tönen.

Da krächzt ein Rab'
Von einem Baum herab,
Er krächzet dreimal: „In's Grab! in's Grab!“
Da sinkt der Jäger vom Pferde nieder,
Der Tod umhüllt ihm die Augenlieder.

Nach Schnellerts hin
Seine Mannen ziehn,
Sie bedecken den Leichnam mit Tannengrün;
Da schließt sich vor ihm die Burgkapelle,
Es duldet ihn nicht an geweihter Stelle.

Schürt Kriegeswuth
Die verderbliche Glut,
So weckt ihn im Sarge Geruch von Blut;
Es kommt geflogen der greise Rabe
Und krächzet dreimal auf seinem Grabe.

Bei Hörnerschall,
Bei Peitschenknall
Zieht er dann mit seinen Genossen all
Hinüber auf Rodensteins öde Trümmer,
Und in Lüften entsteht ein kläglich Gewimmer.

8.

Garlinde.

Es irrt bei Dunkelheit und Regen
Ein Ritter durch die Wildniß hin,
Er muß auf unbekannten Wegen
Zu einem frommen Opfer ziehn.

Sein Roß will ihn nicht weiter tragen,
Der Sturm erhebet sich mit Macht;
Da hört er eine Glocke schlagen,
Sie kündet schon die Mitternacht.

Und vor ihm ragen hoch die Zinnen
Von einem alten, festen Schloß,
Und schnell, das Obdach zu gewinnen,
Spornt er auf's Neu' das müde Roß.

Doch in der Burg ist tiefes Schweigen,
Wie auf der Haide um ein Grab,
Und über Thor und Brücken neigen
Uralte Rüstern sich herab.

Der Ritter geht, nicht ohne Schauer,
Hin durch des Hofes öden Raum,
In einem Ring, an einer Mauer,
Befestigt er des Pferdes Zaum.

Und plötzlich sieht er an den Fenstern
Ein Lichtlein wandern hin und her.
„Ha!" ruft er, „bin ich bei Gespenstern,
So schütze mich des Kreuzes Wehr."

Und ohne Furcht, mit keckem Schritte
Steigt er die Wendeltrepp hinan,
Und kommt in eines Ganges Mitte;
Ein Söller lehnet sich daran.

Zwölf weiße Marmorbilder stehen
Ringsum in Blenden, Geistern gleich,
Und dumpfe, kalte Lüfte wehen,
Als kämen sie vom Schattenreich.

Er öffnet ein Gemach; am Tische,
Bei einer Lampe mattem Schein,
Bleich wie der Marmor in der Nische,
Sitzt eine Jungfrau zart und fein.

Der Schwermuth stille Trauer waltet
Auf ihrem holden Angesicht,
Sie hat die Hände fromm gefaltet,
Wie wenn man mit dem Himmel spricht.

Sie neigt sich freundlich vor dem Ritter,
Und scheint gerührt von seiner Noth;
Sie geht und holt aus einem Gitter
Zu seiner Labung Wein und Brot.

Doch was der Gast auch immer sage,
Sie giebt mit keinem Wort sich kund,
Sie sieht ihn an bei jeder Frage
Und legt den Finger auf den Mund.

Jetzt führt sie ihn, noch immer schweigend,
Zur Ruhe in ein Schlafgemach,
Und geht zurück, sich still verneigend,
Der Ritter schaut ihr staunend nach.

Dann wirft er sich auf's Lager nieder,
Ihm ist gar seltsamlich zu Muth,
Doch bald umstrickt der Schlaf die Glieder,
Und sänftigt sein empörtes Blut.

Und als ihn nun das rege Leben
Des Forstes weckt im Morgenschein,
Sieht er mit Grauen sich umgeben
Von wildbewachsenem Gestein.

Die alten grauen Warten liegen
Zerfallen da, in Schutt und Graus,
In des Gemäuers Ritzen fliegen
Uhu und Sperber ein und aus.

Er sieht ein Grab, tief eingesunken,
Aus dem herauf der Moder weht,
Es hausen Molche drin und Unken,
Und auf dem Stein des Grabes steht:

„Hier ruht Garlindens Leib, gesprochen
Hat sie ein Wort in schnödem Trug;
Das Wort, es hat ein Herz gebrochen,
Wie keins so treu auf Erden schlug."

„Die Todten wollen sie nicht dulden,
Darum sie auch nicht rasten mag,
Umirrend büßt sie ihr Verschulden
Bis zu dem großen Sühnungstag."

9.

Die Jungfrau auf Burg Windeck.

Es stehn zwei alte Thürme
Hoch unter Schutt und Graus,
Der Berggeist und die Stürme
Die ziehn da ein und aus.

Durch die zerfallnen Bogen
Stieg ich als Knab' hinan;
Die wilden Blumen zogen
Mich wunderbarlich an.

Da trat aus dem Gemäuer
Ein zartes Jungfräulein;
Sie sah im weißen Schleier
Fast wie ein Engel drein.

Sie trug aus grünen Weiden
Ein Körblein in der Hand,
Sie pflückte Moos und Heiden,
Und was sie sonst noch fand.

Da rief es aus dem Boden,
Sie wurde lilienbleich,
Und sprach: „Nur still ihr Todten,
Ich komm', ich komme gleich.“

Die weiße Heiderose,
Die steckte sie in's Haar,
Die Dolden und die Moose
Bot sie mir freundlich dar.

Mich überlief ein Schauer,
Ich wurde heiß und kalt,
Schnell an der Epheumauer
Verschwand jetzt die Gestalt.

Das Bild ist mir geblieben,
Noch seh ich sie vor mir!
Ach! könnt' ein Schatten lieben,
Ich ging alsbald zu ihr.

10.
Das Grab auf der Haide.

Es kehrt ein Rittersmann heim vom Streit,
Seine Burg möcht' er bald erreichen;
Die Nacht ist schaurig, die Eule schreit,
Der Wind durchsauset die Eichen.

Jetzt sieht er nicht fern, mit blauem Schein
Ein Lichtlein sich plötzlich erheben,
Es flackert an einem Grabesstein,
Den Dorn und Nesseln umgeben.

Und an dem Stein lehnt eine Gestalt
Ein Mägdlein in weißem Kleide:
„Lieb Mägdlein, es ist die Nacht so kalt,
Was machst Du allein auf der Haide?"

„Mein Geliebter kommt heut aus fernem Land,
Er hat mir die Ehe versprochen.
Dies goldne Ringlein gab er zum Pfand,
Darauf ist sein Name gestochen."

„Dein Geliebter er hat gar leichten Sinn,
Die Fremde hält ihn gebunden,
Sein Ringlein, wirf es in's Wasser hin,
Ein schönres ist Dir gefunden."

„Ich nehme Dich mit mir auf mein Schloß,
Hinweg mit vergeblichem Harme!"
Der junge Ritter springt rasch vom Roß,
Und schlingt um das Mägdlein die Arme.

„Dein Mund ist kälter als Eis, mir graut!
Du wirst an der Brust mir erblassen.“
„Ha! kennst Du denn nicht mehr Deine Braut,
Die Du so treulos verlassen?“

„Jetzt hab' ich Dich wieder, hier ist mein Haus,
Da soll uns nichts mehr entzweien.
Am Tage da ruhn wir, und gehn heraus,
Wenn die Eulen um Mitternacht schreien.“

Sie küßt ihn, ihr Kuß ist kalt wie der Tod,
Sie ruft: „Nun bist Du der Meine!“
Sie drückt ihn an's Herz, beim Morgenroth
Da liegt er verblichen am Steine.

11.

Das Burgfräulein.

In allemannischer Mundart.

Dört ufem Tannenberri
Steht e' verfalles Schloß,
Do wörde in de Klamme
Bi Nacht des Ritters Roß.

Do quellt e' Felsebrünnle,
Der Platz is küöl un grün;
S' Burgfräule kommt am Obed
Zuem Felsenbrünnle hin.

Sie wäscht mit frischem Wasser
Ihr G'siecht wie Milch und Bluet,
Se flecht ihr Hoor zue Zöpfe,
Un's steht er gar zu guet.

Se rieft em Edelknabe
Daß er er d' Zitter bringt,
'S erweckt e lieblis Graue,
Wenn se so spielt un singt.

Doch dörf mer se nit störe,
Sunst het me gli sin Luhn;
Em Förster isch es geschehne,
Er seit nit gern dervun.

E' mol, im Ruhsch, do nimmt er
'S Burgfräule in de Arm,
Der Wi und d' Lieb se mache
Eim au im Winter warm.

Schnell sumßt's em vor de Ore,
Wie uus me Immestok,
Und zwische seine Beine
Bäumt si e' schwarzer Bok.

Der rennt mit em dur abe,
Bis an e Hanfröz hin,
Und wirft en dri und mäckert,
Di Rusch wurd bald vergin.

Er isch em nu vergange,
Wie d' Luscht no fremdem Brot.
Hört er's Burgfräule nenne,
Gli wurd er wiß und roth.

Und hätt's kei Mensch erfahre,
Er gäb si beste Rock;
Denn wer en bös will mache,
Seit nu, wie spricht der Bock?